* * *

Eine Rarität, wenn man die Angebote von Antiquariaten als Maßstab nimmt: Hermann Bicklers „Widerstand" von 1942, die Geschichte der sich als autonom und letzlich zu Deutschland gehörig fühlenden Bevölkerungsteile von Elsaß-Lothringen, vor allem der politisch aktiven Gruppierung der *Jungmannschaft*.

Bickler. selbst Lothringer aus dem „Bitscherland", stand mit an der Spitze. Die Bewegung wurde während des Dritten Reiches, gemäß der Logik von Volkstum und Deutschem Reich, von diesen Ideen beeinflußt.

Herbert Taege brachte in seinem Askania-Verlag 1978 Bicklers späte Lebenserinnerungen unter dem Titel *Ein besonderes Land* heraus. Diesem Buch ist auch das hier eingefügte Foto Bicklers sowie dessen Kurzbiographie entnommen.

Zu Bicklers „Schattenseiten" kann man sich bei Bedarf ausführlich in seinem Eintrag bei der deutschen Wikipedia informieren.

Hermann Bickler

Geboren Ende 1904 im deutsch-lothringischen Bitscherland. Ab 1915 Gymnasium und Lycée in Saargemünd. 1922 Studium der Rechte in Straßburg und der Volkswirtschaft in Marburg. 1934 Rechtsanwalt in Straßburg. Ab 1924 politische Betätigung in der elsaß-lothringischen Heimatbewegung. Bei Ausbruch des Krieges Einrücken in die französische Armee, aber bald Einbeziehung in die Strafverfolgung gegen die führenden Heimatrechtler. Nach der Rückkehr aus französischer Haft Mitarbeit am neuen Aufbau im Elsaß. 1942 von allen Ämtern zurückgetreten und bis Kriegsende zur Truppe. Von 1945 bis 1948 Land- und Forstarbeiter in Württemberg. Danach Übersiedlung nach Norditalien. Seit 1964 wohnhaft am Langensee. Verheiratet, sieben Kinder.

Hier also der komplette Scan dieses seltenen Stücks . . .

* * *

Hermann Bickler

Widerstand

Hermann Bickler

Widerstand

Zehn Jahre Volkstumskampf der Elsaß-lothringischen Jungmannschaft

Als Manuskript gedruckt
Im Buchhandel nicht erhältlich
Der Verfasser

Druck von Eduard Stichnote Potsdam

Meinen alten Kameraden

der

Jungmannschaft

Inhaltsverzeichnis

Verzeichnis der Abbildungen 8

Vorbemerkung 11

1. Die Elſaß-lothringiſche Jungmannſchaft 15

Die Vorbereitungsarbeit der Jungmannſchaft 15
Elſaß-lothringiſche Jungmannſchaft 26
Die zehn Punkte der Jungmannſchaft (1932) 33
Elſaß-Lothringer Partei 36
Lagebericht vor den Gruppenführern der Jungmannſchaft am 26. Januar 1936 in Straßburg 38
Nein! 43
Der Wille der „geopferten Generation" 46
Unliberal 49
Eigenart 52
Rede auf dem Parteitag / 22. April 1934 55
An einen Kameraden der Parteileitung 60

2. Der unbekannteſte Soldat 63

Der unbekannteſte Soldat 63
Elſaß-lothringiſche Frontſoldaten! 66
Gedenkfeier auf der Hünenburg 69
1. Rede H. Bickler / 2. Rede Dr. Benmann
Der Sinn unſerer Feier 74

3. Kampf um die Sprache 77

Unſere Sprache 77
Unſere Univerſität 81
Der „Fall Hartmann" 84
1. Vorbemerkung, Flugblattext / 2. Gegneriſche Preſſeſtimmen / 3. Angriff auf die Univerſität
Der Kampf um unſere Sprache 92
„Bonne Année!" 100
Elſäſſiſche Sprachenforderungen vor 150 Jahren . . . 102
Eine Schule, „daß Gott erbarm" 102

4. Außenpolitik, Deutſchland-Frankreich 107

Das richtige Wort 107
So geht es nicht 109
Totengräber 110
Nach dem Anſchluß der Oſtmark 112
Die ſudetendeutſche Frage 115
Frieden durch Recht 115
Wo ſind die Kriegshetzer? 116
Das bittere Ende 118
Wendezeit 120

5. Auseinanderſetzung mit Paris 123

Schöne Worte 123
Die Separatiſten ſitzen in Paris 125
Unſer Kali 128
Revolutionäre Entwicklung 130
Das alte Spiel 132
Eingeborene aller Länder, vereinigt euch! 135
Edelzucht 136
Der Stand der elſaß-lothringiſchen Bewegung 138
Rundfrage über den Stand der elſäſſiſchen Jugend . . . 144
Weſen und Ziel der Elſaß-Lothringer Partei (Rede) . . 149
Offener Brief an den Miniſter für Elſaß-Lothringen, E. Chautemps 164

6. Der Gegner 171

„Hitler vor den Toren!“ 173
„Seid nicht auch die Dummen!“ 176
„Die neueſte Frechheit“ 176
„Sachen“ 178
„Ein Trennungsſtrich, der bald ſchärfer gezogen werden muß“ 179
„Die deutſche Propaganda und die Raſſenhetze im Elſaß“ . 179
„Schluß damit!“ 180
„Eine Schande, die verſchwinden muß“ 181
„Genug mit den hochverräteriſchen Pro-Nazi-Umtrieben im Elſaß“ 182
„Ausländiſche Propaganda im Elſaß“ 182
„Sie fordern!“ 183
Der Alpdruck der Demokraten von der Schwerinduſtrie . 184
Sozialdemokratiſcher Appell an die Polizei 185

Das Volksfrontkomitee und die freien Gewerkſchaften (CGT.) ſchließen ſich an 185
Die „Liga der Menſchenrechte" im Chor 187
„Das wahre Geſicht des Nazi-Alſatentums" 188
„Der Ruf des Dritten Reiches" 190
„Eine Nazimінderheit unternimmt es, in Elſaß-Lothringen Unfrieden zu ſtiften" 190
„Das Hakenkreuz im Elſaß" 192
„Beim Feinde" 192
„Hitler im Elſaß" 193
Ein ſchriftliches Interview 194
„Unter der autonomiſtiſchen Maske" 196
„Deutſche Propaganda in Frankreich" 197
„Boykott den Deutſchen" 197
„Die Gefahr der deutſchen Treibereien im Elſaß" . . . 198
Die Kommuniſten verlangen Maſſenhinrichtungen . . . 198
Bericht des früheren Miniſters und einflußreichen Mitgliedes der radikalſozialen (Herriot-Daladier) Partei, Guernut, nach einer Inſpektionsreiſe ins Elſaß . . . 199
Aus einem Geheimbericht der franzöſiſchen Spezialpolizei 201

7. Unſere Abwehr 205

Erklärung der Elſaß-Lothringer Partei 205
Sie ſollen ſich verrechnet haben! 208
Regierung oder Polizeiknüppel? 209
Sinnloſe Drohungen 212
Die elſäſſiſche Vergangenheit polizeiwidrig 216
Es gibt nur zwei Mittel 218
Iſt die Freiheit eines jeden Bürgers geſichert? 218
Elſaß-Lothringer Partei aufgelöſt! 221
Überſetzung aus einem Brief an den franzöſiſchen Juſtizminiſter, geſchrieben im Gefängnis von Nanzig im November-Dezember 1939 227

8. Nanzig 231

Soldaten 231
Bericht 232

9. Ausklang 269

Verzeichnis der Abbildungen

		Zwiſchen Seite
Abb. 1— 8:	Führer und Köpfe der Jungmannſchaft und Elſaß-Lothringer Partei	32/33
Abb. 9—18:	Führer und Köpfe der Jungmannſchaft und Elſaß-Lothringer Partei	40/41
Abb. 19:	Das Ehrenmal auf der Hünenburg . . .	64/65
Abb. 20:	Die Steintruhe im Ehrenmal	64/65
Abb. 21:	Die Gedenktafel im Hofe des Ehrenmals .	64/65
Abb. 22:	Die nächtliche Gedenkfeier auf der Hünenburg	75
Abb. 23:	Das Lied der Jungmannſchaft	96/97
Abb. 24:	Das Flugblatt von P. Bieber an die Studenten der Univerſität Straßburg	96/97
Abb. 25, 26:	Briefe junger Elſäſſer und Elſäſſerinnen . .	96/97
Abb. 27:	Karikatur gegen die jüdiſchen Kriegshetzer .	112/113
Abb. 28:	Eine ſchwarze „Schönheitskönigin" von Frankreich	112/113
Abb. 29—33:	Führer und Köpfe der Jungmannſchaft und Elſaß-Lothringer Partei	112/113
Abb. 34:	Eine Seite des Kampfblattes „Frei Volk" .	152/153
Abb. 35:	Der Verfaſſer	152/153
Abb. 36:	Tagung der Gruppenführer am Parteitag in Straßburg (22. 5. 38)	152/153
Abb. 37:	Ein Angriff des „Elſäſſer Bote"	152/153
Abb. 38, 39, 40:	Hetzreportagen Pariſer Zeitungen . . .	176/177
Abb. 41:	Gegner ſehen Dich an	184/185
Abb. 42:	Die „Volksbuchhandlung" — Aushang von „Frei Volk"	184/185
Abb. 43:	Lokal der Elſaß-Lothringer Partei nach dem Einbruch der Polizei	184/185

Abb. 44:	Ein „Hitler"-Eiſenbahnwagen im Elſaß . .	184/185
Abb. 45:	Hetztitel aus franzöſiſchen und engliſchen Zeitungen	216/217
Abb. 46:	Die Drohung des „Franc-Tireur"	216/217
Abb. 47:	Im Gefängnis von Nanzig	240/241
Abb. 48:	Der Verfaſſer als Häftling	240/241
Abb. 49:	Der Gefängnishof in Nanzig	240/241
Abb. 50:	Die erſte Zelle des Verfaſſers Nr. 28 . . .	240/241
Abb. 51:	Die Zellenfenſter	240/241
Abb. 52:	Das Militärgericht in Nanzig	248/249
Abb. 53:	Die Todeszelle	248/249
Abb. 54:	Die Ortsgruppe 88 marſchiert nach der Befreiung 1940	248/249
Abb. 55:	Die ſchwarze Fahne mit der roten Wolfsangel	248/249
Abb. 56:	Der Verfaſſer nach der Befreiung inmitten der alten Kameraden	248/249

Vorbemerkung

Es iſt vielen Deutſchen aus den anderen Gauen des Reiches und ſogar der heutigen elſäſſiſchen Jugend ſelbſt oft nicht bekannt, wie zwiſchen 1919 und 1939 im Weſten für die Bewahrung deutſchen Volkstums gekämpft wurde. Dieſer Kampf mußte in den ehemaligen Reichslanden unter beſonders ſchwierigen Umſtänden geführt und gegen einen ſehr gefährlichen Gegner durchgehalten werden.

1914 war dem Reich die innere Rückgewinnung Elſaß-Lothringens noch nicht völlig gelungen. Aus der harten Belaſtungsprobe des Krieges und des darauffolgenden Zuſammenbruches ergab ſich daher eine Lage, die einen deutſchen Widerſtand gegen die alsbald ſchon ſehr intenſiv einſetzende franzöſiſche Politik äußerſt erſchwerte, wenn nicht gar als faſt unmöglich und ausſichtslos erſcheinen laſſen mußte. Trotzdem fanden ſich Männer, die von der erſten Stunde an dieſen Widerſtand zu verwirklichen begannen. Aber ſie waren ſachlich und weitſichtig genug, um eine Abwehr aufzubauen, die vom Volk in Elſaß-Lothringen ſelbſt getragen wurde und ohne eine ausdrückliche moraliſche und materielle Unterſtützung durch das Rumpfreich auszukommen vermochte. Es galt zuerſt, in den Elſäſſern und Deutſchlothringern ſelbſt den völkiſchen Selbſtbehauptungswillen wieder zu wecken und ihn dann zu politiſcher Auswirkung zu bringen. So entſtand die „Heimatbewegung", die in der Tat programmatiſch ſtets eine auch vom franzöſiſchen Standpunkt aus legale Löſung der elſaß-lothringiſchen Frage vorſchlug, ihrem Weſen und ihrer Wirkung nach aber zu der unſerem Grenzland in dieſer Zwiſchenzeit gemäßen Leiſtung für die deutſche Nation werden mußte. Es wäre daher nicht allein töricht, ſondern auch höchſt ungerecht, wollte jemand im Reich dieſe Bewegung mit der Bemerkung abtun, daß „dieſe Leute ja doch nichts von uns (den Deutſchen) wiſſen wollten".

Auch in anderen volksdeutſchen Gebieten war nach 1919 eine „reichsdeutſche" Politik zunächſt undenkbar. In Elſaß-Lothringen vollends wäre der Verſuch dazu wahnwitzig und ein Verbrechen geweſen.

Wahnwitzig, weil gegen uns an die 40 Millionen Franzoſen ſtanden, die nicht allein bis kurz vor dieſem zweiten Weltkrieg über den ſtärkſten Machtapparat des Kontinents verfügten, ſondern auch auf eine Kultur zu verweiſen vermochten, die einſt in Europa den Ton angegeben hatte und auch jetzt immer noch verlockend genug ſein konnte. Gegen andersartige Volksgruppen wie Flamen, Bretonen oder Basken war dieſe Über-

macht von jeher und bis zuletzt von einer geradezu unbändigen und unerbittlichen Herrſchſucht beſeelt, die ſich um ſo ſchlimmer auswirkte, als das franzöſiſche Volk ſich von einem durch Jahrhunderte entwickelten ſicheren politiſchen Inſtinkt leiten ließ und auch immer Männer beſaß, welche die Kunſt des Regierens zu meiſtern verſtanden. Von allen Gegnern, mit denen ſich Deutſche in den letzten Jahrhunderten an den Grenzen oder außerhalb des Reiches völkiſch und kulturell auseinanderſetzen mußten, waren, ſo geſehen, die Franzoſen wahrſcheinlich die gefährlichſten.

Verbrecheriſch aber würde eine „reichsdeutſche" Politik im Elſaß geweſen ſein, ſolange das Reich ſelbſt ſie noch nicht nutzbar zu machen vermochte. Das Intereſſe des Kernvolkes mußte den Belangen der Volksgruppen draußen vorgehen. Jedes Opfer, das von dieſem Intereſſe gefordert wurde, mußte von den Volksgruppen gebracht werden, auch wenn es den beſten Deutſchen, die in dieſen Volksgruppen ſtanden, ſchier das Herz abdrücken wollte. So iſt der Verzicht des Führers auf Elſaß-Lothringen von uns immer verſtanden worden. Wir waren entſchloſſen, das Volkstum der alten deutſchen Weſtprovinzen bis zum äußerſten zu wahren und zu verteidigen, und wir hatten ſtets den Glauben, daß auch unſer Tag noch einmal kommen würde. Aber niemand in der elſaß-lothringiſchen Heimatbewegung hat je einen neuen Krieg zwiſchen Frankreich und Deutſchland gewünſcht, damit durch ihn der in Verſailles geſchaffene und für viele von uns faſt unerträgliche Zuſtand behoben werde. Auch hierin unterſchieden ſich übrigens die Träger des deutſchen Widerſtandes, die ſich nicht allein gegenüber der Heimat, ſondern auch gegenüber dem Reiche verantwortlich fühlten, grundlegend von den franzöſiſchen Elementen, die, vor 1914 von Paris her im Reichsland unterhalten, bewußt auf den Krieg hinarbeiteten und ſo, wenn auch ungewollt, den kataſtrophalen Zuſammenbruch Frankreichs von 1940 mit verurſachten.

Rückblickend wird man feſtſtellen können, daß der Abwehrkampf in Elſaß-Lothringen in ſeinen großen Linien von 1919 bis 1939 ſo geführt wurde, wie es die deutſche Nation erwarten konnte. Wir meinen, daß weitgehend getan worden iſt, was zu tun geboten war.

•

Die Heimatbewegung begann ſich in den verſchiedenſten Formen von 1925 ab ſcharf abzuzeichnen, nachdem ſchon 1921 und 1922 der Unwille gegen die franzöſiſchen Machthaber zum Ausbruch gekommen war. Sie wurde vornehmlich von den alten Frontſoldaten getragen. Aber ſchon damals ſtanden einige von denen in ihren Reihen, die den Krieg als Zehn- und Fünfzehnjährige bewußt erlebt hatten und in der Folge den Beitrag der ſogenannten jüngeren Generation im

Kampf gegen die Pariſer Verwelſchungspolitik leiſten ſollten. Sie gingen nach 1919 zum großen Teil durch die franzöſiſchen Schulen aller Grade, mußten im franzöſiſchen Heer dienen und kamen überhaupt mit Frankreich und franzöſiſchem Weſen ſo nahe in Berührung, wie kaum je andere Deutſche zuvor. Wenn ſie in die Front des Widerſtandes einſchwenkten, mußten ſie vorher das, was von Frankreich in ſie gedrungen war, überwunden haben. Dann waren ſie allerdings kompromißloſer und unerbittlicher als jeder andere. Vielen von ihnen wurden Deutſchland und das Reich nicht wie anderen jungen Deutſchen gleichſam als fertige Begriffe geſchenkt, ſondern ſie mußten ſich hart und ſchmerzlich innerlich darum mühen. Dafür allerdings beſaßen ſie dann um ſo feſter, was ſie ſich ſo erworben hatten.

Es iſt auch kein Zufall, ſondern natürlich, daß dieſe jüngere Generation ſich am ſtärkſten und am früheſten mit der großen Auseinanderſetzung beſchäftigte, die das geſamte deutſche Volk erfaßt hatte und zur Umwälzung führte, die mit der Machtübernahme vom 30. 1. 1933 eingeleitet wurde. Deshalb wurden auch gerade dieſe Jüngeren mit den Kameraden aus der Geſamtbewegung, die ſchon aus den Gräben des erſten Weltkrieges die Erkenntnis mitgebracht hatten, daß 1914 eine neue Welt anzubrechen begann, jahrelang und mit immer wütenderer Gehäſſigkeit als „Hitlerianer" und „Nazi" angegriffen.

•

In der nachfolgenden Zuſammenſtellung ſoll im weſentlichen dieſe junge Widerſtandsfront, wie ſie etwa von 1930 ab durch die Bildung der ſogenannten „Elſaß-Lothringiſchen Jungmannſchaft" politiſch klar in Erſcheinung trat, zu Worte kommen. Die hier wiedergegebenen Reden, Aufrufe, Aufſätze und anderen Kundgebungen mögen durch ihren Wortlaut wirken. Zuſätzliche Erläuterungen ſind daher nur angefügt, wo ſie für das Verſtändnis des binnendeutſchen Leſers oder der jungen Landsleute, welche dieſe Zeit eines oft bitteren, aber auch ſchönen Kampfes nicht mehr bewußt erlebt haben, notwendig ſchienen. Alle nicht gezeichneten Stücke ſtammen von meiner Hand. Einzelne Wiederholungen waren nicht zu vermeiden. Aber beſtimmte Wahrheiten müſſen immer erneut geſagt werden. Manche Sätze mögen heute vielleicht zurückhaltend anmuten: in der Zeit aber, wo ſie geſprochen oder geſchrieben wurden, empfand ſie der bis zum äußerſten erregte Gegner, den ein immer klarerer Vernichtungswille beſeelte, keineswegs als harmlos. Entſcheidend war auch damals nicht die Lautſtärke und Heftigkeit der Formulierung notwendiger Forderungen, ſondern die unverrückbare Kompromißloſigkeit im Grundſätzlichen.

Wir brauchen unſeren Volkstumskampf vor den Binnendeutſchen nicht zu rechtfertigen, aber es mag nicht unnütz ſein, wenn ſie durch eine

beſſere Kenntnis deſſen, was ſich in den zwanzig Jahren franzöſiſcher Herrſchaft im Elſaß und in Lothringen zugetragen hat, auch das richtige Verſtändnis für die Arbeit gewinnen, die heute auf der Grundlage jenes Kampfes in den nunmehr zurückgekehrten Weſtgebieten zu leiſten iſt. Sollten aber meine jungen Landsleute vielleicht auch durch dieſe Schrift in ihrer Entſchloſſenheit angeſpornt werden, heute, unter ſoviel glücklicheren Bedingungen, ebenſo unermüdlich und freudig wie diejenigen, die vor ihnen in der Breſche ſtanden, für das Reich einzutreten, dann hätte dieſe Wieder-Erinnerung an verfloſſene Ereigniſſe ihren Zweck erfüllt.

Die alten Kampfgefährten werden nie vergeſſen, was ſich zugetragen hat und wie es geſchehen iſt. Wenn ſie dieſe Blätter wenden, werden vor ihnen die alten hohen Tage wieder aufſtehen, auf die ſie mit Recht ſtolz ſind. Ihnen verdanke ich das Schönſte, was mir eine nun faſt zwanzigjährige politiſche Betätigung geſchenkt hat und was ich bis heute immer erneut weiterzugeben verſuchte: den Glauben an das deutſche Elſaß. Daher kann auch dieſes Buch nur ihnen gehören.

Straßburg, Weihnachten 1942. Hermann Bickler.

1. Die Elſaß-lothringiſche Jungmannſchaft

Die Vorbereitungsarbeit der Jungmannſchaft

Ein am 1. April 1941 in dem Führerorgan der nationalſozialiſtiſchen Jugend „Wille und Macht" erſchienener Aufſatz gibt einen kurzen, ziemlich vollſtändigen Überblick über die Entſtehung, die Entwicklung und das Weſen der Widerſtandsbewegung der jüngeren Generation in Elſaß-Lothringen.

Zum beſſeren Verſtändnis der nachfolgenden Äußerungen ſei er daher am Eingang dieſer Sammlung abgedruckt.

I.

Die erſten Verſuche der Nachkriegsgeneration, ſich in die Abwehrkämpfe der Deutſchen in Elſaß-Lothringen gegen die franzöſiſche Fremdherrſchaft einzuſchalten, gehen auf das Jahr 1924 zurück. Damals gründeten wir in Straßburg eine Studentenvereinigung „Heimatbund". Als einige Zeit danach das heimatrechtliche Kampforgan „Die Zukunft" erſchien, die ſofort ſtärkſte Verbreitung fand, ſtellten wir uns für die Werbung der Zeitung ſofort zur Verfügung. 1926 ſchloß ſich unſer Bund mit dem etwa gleichſtarken „Verein der heimattreuen Elſaß-Lothringer" zu einer autonomiſtiſchen Organiſation zuſammen, aus der ſich ſpäter die „Unabhängige Landespartei" unter Dr. K. Roos entwickelte. Pfingſten 1926 erließ der große „Heimatbund", der ſich aus einer Anzahl namhafter Männer des ganzen Landes zuſammenſetzte, ſein bekanntes Manifeſt gegen Paris, in dem die Elſäſſer und Deutſch-Lothringer als nationale Minderheit in Frankreich proklamiert wurden. Um jede Verwechſlung zu vermeiden, wurde die ſtudentiſche Vereinigung in „Wasgau" umbenannt. Ich erwähne dieſes Vorſpiel hier, weil die Exiſtenz dieſes erſten, ſogenannten kleinen Heimatbundes aus dem Jahre 1924 wenig bekannt iſt.

1926 traten auch die deutſchen Studentenverbindungen, die ſich als bodenſtändig nach 1918 in Straßburg hatten halten können, wieder ſtärker in Erſcheinung. Die „Wilhelmitana" war 1855 und die „Argentina" 1857 gegründet worden. Sie pflegten nun wieder, wie vor 1870, deutſche Sprache, Kultur und Geſittung in der Studentenſchaft. 1926 geſellte ſich ihnen eine neue Verbindung hinzu, die „Alſatia", die bis zu dieſem Krieg mit den beiden älteren in einem ſehr guten Verhältnis blieb. Was dieſe Korporationen in der Stille für das Deutſchtum im Elſaß-Lothringen leiſteten, kann nicht hoch genug eingeſchätzt werden. Sie bewahrten aus einem bewußten Gegenſatz zum Franzoſentum und

zu dem Sichgehenlaſſen, das die franzöſiſchen Studenten kennzeichnete, die ſtraffe Form des deutſchen Farbenſtudententums. Die Not und der Druck im volksdeutſchen Kampfgebiet jedoch bewahrten unſere Verbindungen ſtets vor mancher Äußerlichkeit und manchem Leerlauf, die den reichsdeutſchen Verbänden zum Vorwurf gemacht wurden. Es iſt bezeichnend, daß faſt ſämtliche Führer der ſpäteren Jungmannſchaft aus dieſen Verbindungen hervorgegangen ſind. In der gleichen Zeit gründete Dr. Friedrich Spieſer, der im Reich die Jugendbewegung kennengelernt hatte, den „Bund elſäſſiſcher Wanderer Erwin von Steinbach". In dieſem Bund wurden Volkslied und Volkstanz gefördert und mittels der Spielſcharen, die das Land durchzogen, dem Volk erneut nahegebracht. Der Erwinsbund war wie die Verbindungen unpolitiſch. Den Franzoſen aber war auch er begreiflicherweiſe ſtets ein Dorn im Auge. Die Träger dieſer verſchiedenen Gruppen und Bünde blieben von dieſer Zeit an in Fühlung mit der Entwicklung im Reich. Einige von ihnen ſuchten nach dem Abſchluß ihrer franzöſiſchen Studien wenigſtens noch kurze Zeit deutſche Univerſitäten auf. Alle verfolgten mit ſtarkem Intereſſe die große Auseinanderſetzung, die im Reich im Gang war. Ende der 20er Jahre waren wir uns völlig im klaren, daß es auch im Elſaß nicht nur um die Erhaltung unſerer Sondereinrichtungen und unſerer Sprache gegenüber dem jakobiniſchen Staat ging, ſondern daß auch wir in dem großen Kampf zwiſchen einer alten zuſammenbrechenden und einer neuen kommenden Welt unſere Stellung zu beziehen hatten.

Mit einigen Kameraden war ich übrigens ſchon 1925, als ich das erſtemal ins Reich reiſte, mit dem Nationalſozialismus in Berührung gekommen. Am 27. September wohnten wir in Fürth einer Großkundgebung der NSDAP. bei, in der ich ein Bild des Führers erwarb, das ich noch heute beſitze.

Von 1927—1931 traten die jüngeren Elemente nur einmal in den Vordergrund. Das war, als wir im Mai 1928 für die in Kolmar eingekerkerten Führer der Autonomiebewegung den Wahlkampf organiſierten, der dann auch zu einer ſchweren Niederlage für die Gewaltpolitik Poincarés wurde.

Im Jahr 1931 hielten wir die Zeit für gekommen, um auch unſere Volksgenoſſen im Elſaß und in Lothringen mit den neuen Gedanken zu befaſſen, die damals ſchon zahlreiche Menſchen im Reich bewegten. Von der Schriftleitung der heimatrechtlichen „Elſaß-Lothringer-Zeitung" (ELZ) erwirkten wir die Erlaubnis, eine Beilage herauszugeben, die wir „Jungmannſchaft" nannten. So tauchte zum erſtenmal dieſer Name in unſerem Land auf. Er war urſprünglich nur der Titel einer Zeitungsbeilage, aber bald ſchon ein Begriff und ein Programm. An unſeren Aufſätzen mußten ſich die Geiſter ſcheiden. Im gegneriſchen Lager

erregten ſie einen wütenden Widerſpruch. Schon nach einigen Wochen konnten wir beruhigt feſtſtellen, daß die innere Auseinanderſetzung auf der von uns erwünſchten Grundlage auch im Elſaß entfacht war.

Im Mai 1932 fanden neue Wahlen zur franzöſiſchen Kammer ſtatt, die wir im Rahmen der autonomiſtiſchen Landespartei mit vorbereiten halfen. Kurz nach der Wahl gründete der Kreis der Jungen, die ſchon zum Teil ſeit 1924 in der heimatrechtlichen Bewegung ſtanden, die erſte Ortsgruppe einer neuen Organiſation, die wiederum „Jungmannſchaft" genannt wurde. In jener Zeit war auch eine kleine Schrift „Jungmannſchaft" (grau mit der roten Wolfsangel) entſtanden[1]), die auf kaum 15 Seiten die Gedanken enthält, die eigentlich immer die programmatiſche Grundlage der ſpäteren Bewegung abgaben.

2.

Die „Elſaß-lothringiſche Jungmannſchaft" entſtand bewußt als Bewegung gegen die alten Parteien und Gruppen. Sie lehnte die Unterſcheidung zwiſchen rechts und links grundſätzlich ab und kannte nur zwei Lager: das elſäſſiſch-deutſche und das franzöſiſche, die ſich gegenüberſtanden. Zugleich verkörperte das Lager der Welſchen eine verlogene Demokratie, einen korrupten Kapitalismus und die Auflöſung aller natürlichen Bindungen. Unſer Lager aber mußte auf der Volksgemeinſchaft, echter Staatlichkeit und einem wahren Sozialismus beruhen. Die Jungmannſchaft konnte ſich daher keiner Partei oder Gruppe verſchreiben, ſondern mußte verſuchen, über alle Unterſchiede hinweg das geſamte ſchaffende deutſche Volk in Elſaß-Lothringen gegen die verderbliche Politik der Franzoſen zuſammenzuſchließen und einzuſetzen. Praktiſch äußerte ſich dieſe Eigenart der neuen Organiſation darin, daß ſie mit den ſchon beſtehenden autonomiſtiſchen Parteien zuſammenarbeitete, aber auch Männer aus andern Gruppen ſowohl wie aus dem parteipolitiſchen Niemandsland aufnahm, wenn ſie im übrigen den Anforderungen entſprachen, die wir an ſie ſtellten. In der erſten Zeit durften dieſe Mitglieder alter Parteien noch in ihrer Gruppe verbleiben, um in unſerem Sinne zu wirken. Für die Bewegung brauchten wir ihren Verluſt nicht zu fürchten, da wir von der Jungmannſchaft aus die Leute viel feſter in der Hand hatten als jede Partei. Die Feſtigkeit der Organiſation beruhte auf dem Führer- und Kameradſchaftsprinzip. Ihr Aufbau war denkbar einfach. Sie ſetzte ſich aus Gruppen, Zellen oder Vertrauensleuten in den einzelnen Ortſchaften zuſammen. Ortsgruppen und Zellen ſtanden unter der Leitung von Führern, die der Zentralleitung verantwortlich waren. Dieſe Leiter (Gruppenführer) traten zwei- oder dreimal jährlich zuſammen, um über die Lage zu beraten. Das Ergebnis dieſer Beratung wurde in Form von politiſchen Richtlinien feſtgelegt,

[1]) Siehe S. 26.

deren Durchführung einem engeren Führerkreis, dem ſogenannten „Rate der Leitung" oblag. Von Anfang an war daran gehalten worden, jedes parlamentariſche Geſchwätz, Abſtimmungen und dergleichen reſtlos zu unterbinden. Bei den Verſammlungen der Gruppenführer und Vertrauensleute legten die Amtsträger ſchriftlich abgefaßte Berichte vor, was die Beratungen ſehr abkürzte und eine beſchleunigtere Abwicklung der Geſchäfte förderte. Sache der Leitung war es, ihre Beſchlüſſe, die unter Umſtänden gegen die unverhohlene Meinung der Mehrheit der anweſenden Kameraden gefaßt worden waren, ſpäter vor der Bewegung verantworten zu können. Das alles war gänzlich neu und ungewohnt im Elſaß.

Führung und Gefolgſchaft blieben ſtets in enger Fühlung. Innerhalb der Organiſation gab es nur „Kameraden". Jede andere Anrede war verpönt. Das galt für das jüngſte Mitglied wie für den Führer der Bewegung ſelbſt, der lediglich für den äußeren Verkehr nach der Umbenennung der Jungmannſchaft in „Elſaß-Lothringer Partei" (1937) den Titel eines „Vorſitzenden der Partei" gebrauchte. Tatſächlich hat die Jungmannſchaft im Elſaß, wo ſeit alters her die Standesunterſchiede gering, die Gegenſätze aus verſchiedenen Bekenntniſſen aber oft ſehr ſcharf waren, es zuwege gebracht, daß Männer aller Schichten und Berufe und beider Konfeſſionen ohne Vorbehalt und Hintergedanken nebeneinander ſaßen und miteinander marſchierten.

Dieſer einfache Aufbau und dieſer Geiſt brüderlicher Verbundenheit, der immer zwiſchen allen Mitgliedern der Organiſation herrſchte, gab ihr eine elaſtiſche Stärke und Widerſtandskraft, die ſie faſt ohne Formen und ohne jeden Apparat auch ſehr ernſte Proben gut beſtehen ließ. So hat das Auflöſungsdekret vom April 1939 die Bewegung ſo gut wie nicht berührt. Sie hätte jahrelang „ruhen" können, ohne zu zerfallen, was ihrer inneren Geſchloſſenheit wohl ein gutes Zeugnis ausſtellt.

3.

Dieſe Geſchloſſenheit war indeſſen nur möglich, weil die Bewegung von Anfang an nicht die Maſſen, ſondern eine Auslеſe erfaßt hatte. Wir beſchränkten uns allerdings nicht auf dieſe, beeinflußten aber die Geſamtheit nur mittels unſeres Kampftrupps, der nur eine Minderheit darſtellen konnte. Es gab Ortſchaften, in denen auf einen heimatrechtlichen Kandidaten bei Wahlen achtzig oder neunzig v.H. aller Stimmen entfielen, die Jungmannſchaftsgruppe aber nur 8 oder 10 Kameraden umfaßte, d. h. nicht ein Zwanzigſtel der „Anhänger" ausdrücklich als „Mitglieder" eingegliedert waren. Es genügte vorerſt, die anſtändigſten und tüchtigſten Leute zu haben. Sie bildeten die Spitze, denen bei allen Entſcheidungen das Gros nachfolgte. Bei der Auswahl der Kameraden und insbeſondere der Ortsgruppenführer wurde nicht allein Wert ge-

legt auf eine treue volksverbundene und kämpferiſche Geſinnung, ſondern auch im Privaten eine ſaubere Haltung gefordert.

Für einen Säufer z. B. war in der Jungmannſchaft kein Platz, mochte er im übrigen ein noch ſo entſchiedener Franzoſengegner ſein. Gegen die Auflockerung der Sitten aber mußte die Bewegung ſchon aus dem Grunde ſchärfſtens angehen, weil alle Zerfalls- und Verderbniserſcheinungen in Elſaß-Lothringen zugleich Symptome der von Paris aus verfolgten Verwelſchung waren. Nirgends war es deutlicher als im Weſten, daß Verteidigung deutſchen Volkstums auch die Ablehnung der ſittlichen Verluderung und kosmopolitiſchen Aufweichung bedeuten mußte, wie ſie ein gewiſſes Franzoſentum im Bunde mit den Juden in einer raffinierten und nicht ſelten beſtrickend-gefährlichen Form zu betreiben verſtand. Es iſt kein Zufall, daß im Elſaß geſchminkte Frauen auch welſche oder verwelſchte Frauen waren.

Urſprünglich richtete ſich die Bewegung faſt ausſchließlich an das Bauerntum. Erſt ſpäter begann ſie auch unter der Arbeiterſchaft zu werben. Immer jedoch wandte ſie ſich nur an das arbeitende Volk gegen ein Bürgertum, das man in Elſaß-Lothringen wirklich als Bourgeoiſie bezeichnen muß. Denn dieſes Bürgertum ließ nicht allein jeden ſozialen Sinn vermiſſen, ſondern hatte ſich dem eigenen Volk weitgehend entfremdet, um in das Lager der franzöſiſchen Seelenmörder überzulaufen. Es war daher für das ſchaffende Volk in Land und Stadt zugleich der ſoziale und der völkiſche Feind. Im elſäſſiſchen Bourgeois bekämpfte die Jungmannſchaft nicht nur den politiſchen Gegner, ſondern in ihm haßte und verachtete ſie auch den völkiſchen Renegaten und kapitaliſtiſchen Ausbeuter.

Aus dem Vorſtehenden erhellt ſchon, daß ſich die neue Bewegung grundſätzlich von allen Gebilden und Formationen unterſchied, die bislang in der politiſchen Öffentlichkeit des Landes aufgetaucht und ſchon von der autonomiſtiſchen Landespartei ſcharf bekämpft worden waren. Aber die Jungmannſchaft wies auch noch andere Eigenheiten auf. Es war klar, daß der entſcheidende Kampf in Elſaß-Lothringen gar nicht auf der eigentlich politiſchen Ebene, ſondern vielmehr auf kulturellem, weltanſchaulichem Gebiet ausgefochten wurde. Nicht zuletzt ging es um die deutſche Mutterſprache des Volkes, welche die Franzoſen unter Zuhilfenahme der modernſten Druckmittel ſo raſch wie möglich auszurotten ſuchten. Dieſer Vorgang wurde von der Bewegung immer wieder aufgegriffen und in ſeiner Zentralbedeutung angeprangert. Gleichzeitig begann ſie, wenn auch noch mit ſehr ungenügenden und unvollkommenen Mitteln, praktiſch Widerſtand zu leiſten. Während die Mandatsinhaber der Landespartei (Dr. Roos u. a.) in den Körperſchaften vor den höchſten franzöſiſchen Beamten einfach deutſch ſprachen, pflegte die Jungmannſchaft bewußt das deutſche Lied und verbreitete das deutſche

Buch durch kleine Büchereien, die von den Ortsgruppen angeſchafft, aber der geſamten Bevölkerung eines Dorfes zugänglich gemacht wurden. In Straßburg hatten wir eine „Volksbuchhandlung" eröffnet, die deutſche Schriften vor allem in den breiten Volksſchichten verbreitete und zugleich als Geſchäftsſtelle für die Partei diente. 1934 gab die Jungmannſchaft eine kurze, ſehr eindeutig gehaltene „Geſchichte von Elſaß-Lothringen" (Verfaſſer Kamerad P. Bieber) heraus, die großen Anklang fand und in Tauſenden von Exemplaren im ganzen Land verbreitet wurde. In den zwanzig Jahren der Fremdherrſchaft hat wohl kaum eine Schrift ſo zu nachhaltiger Aufklärung beigetragen wie dieſes kaum über 100 Seiten ſtarke Büchlein, das dann 1939/40 im Hochverratsverfahren von Nanzig eine große Rolle ſpielte. Am Sitze der Bewegung in Straßburg wurde eine Buchhandlung mit einer Leihbücherei eingerichtet. Vorgeſehen waren außerdem Darbietungen von Laienſpielgruppen uſw. Gerade die deutſche Volksgruppe in Frankreich war ja einem viel ſchärferen Entnationaliſierungsprozeß ausgeſetzt als die meiſten deutſchen Volksgruppen im Oſten. In dem rein deutſchſprachigen Volk des Elſaß und Deutſchlothringens gab es nicht die Spur einer Minderheitenſchule, ſondern lediglich von der zweiten Hälfte des zweiten Schuljahrs ab in den Volksſchulen ſage und ſchreibe drei Stunden Deutſchunterricht in der Woche! In Straßburg konnte man die Reifeprüfung des „baccalauréat" beſtehen und ſämtliche akademiſchen Diplome erwerben, ohne je auch nur eine deutſche Unterrichtsſtunde beſucht zu haben!

4.

Im Gegenſatz zu den Parteien, die ſich im allgemeinen an das Hirn oder vielmehr an die Hirnloſigkeit der Menſchen wenden, ſuchte die Jungmannſchaft auch die Kräfte des Gemütes in den Dienſt ihrer Abwehr zu ſtellen. So erinnerte gerade ſie an das tragiſche Schickſal der elſaß-lothringiſchen Frontſoldaten des Weltkrieges. Schon 1931 war in der dritten Nummer der Beilage „Jungmannſchaft" das Wort vom „Unbekannteſten Soldaten" geprägt[1]) und zur Ehrung und Würdigung dieſer vergeſſenen und fortgelogenen deutſchen Soldaten aufgefordert worden. In der Folge wurde dieſe Ehrung auch durchgeführt. Im Hochſommer 1937 trafen ſich Abordnungen der Bewegung aus allen Teilen des Landes zu einer nächtlichen Feier auf der Hünenburg bei Zabern, wo Kamerad Spieſer nach Überwindung unendlicher Schwierigkeiten das Mahnmal für dieſen „Unbekannteſten Soldaten" des Krieges von 1914—1918 errichtet hat. Es ſtellt wahrſcheinlich eine der ſchönſten Erinnerungsſtätten dar, die es im deutſchen Volksraum für gefallene Soldaten überhaupt gibt. Dieſer Aufmarſch der Jungmann-

[1]) Siehe Abſchnitt 2, S. 63 ff.

ſchaft, während ſich unſere ſchwarzen Sturmfahnen im Höhenwinde bauſchten und der Schein des Weihefeuers auf den Fahnenſpitzen und roten Wolfsangelzeichen widerſpiegelte, wurde allen Teilnehmern zu einem unvergeßlichen Erlebnis. Als ſich zum Abſchluß dieſer Heldenhuldigung ein deutſches Soldatenſignal einſam über den Wäldern verlor, war es wie ein Ruf und Gruß der Lebenden der alten Weſtmark des Reiches nicht nur an unſere Toten, ſondern an alle, die irgendwo für Deutſchland geſtorben ſind. Damals konnten wir allerdings noch nicht hoffen, daß ſo bald wieder der Marſchtritt deutſcher Bataillone über die Straßen dröhnen würde, die nach Welſchland führen. ... In dieſem Zuſammenhang ſei auch erwähnt, daß ein Jahr ſpäter die Jungmannſchaft eine Delegation mit einem großen Tannenkranz aus den Vogeſen zur Bedevaart der Flamen nach Diksmuiden ſchickte. Auf der Rückreiſe beſuchten wir den Friedhof von Langemarck, auf dem auch Elſaß-Lothringer Studenten liegen, und brachten von dort Erde für die ſteinerne Truhe mit, die auf der Hünenburg ſteht und Grund von allen Schlachtfeldern bergen ſoll, auf denen Elſaß-Lothringer Soldaten im Weltkrieg gefochten haben. Die Gedenkfeier auf der Hünenburg ſtellte zweifellos einen Höhepunkt der Bewegung auch inſofern dar, als keine andere Veranſtaltung derartige Haßausbrüche beim Gegner auslöſte wie gerade dieſe.

Um zur Volksgemeinſchaft der Tat anzuſpornen, wurde in den letzten Jahren innerhalb der Bewegung regelmäßig geſammelt, um mittelloſe Familien an Weihnachten zu beſcheren. Dieſes kleine Winterhilfswerk war der Leitung der Bewegung vor allem wichtig wegen der Geber ſelbſt, die ſo angehalten wurden, ihre Opferbereitſchaft auch durch die Tat zu bekunden. Unter den gegebenen Umſtänden war es leider nicht möglich, auch durch rein äußerliche Formen ſo zu werben, wie es an ſich nahegelegen hätte. So mußte der Plan, beſtimmte Ordnertrupps zu uniformieren, aufgegeben werden. Uniformen oder Muſik hätten zweifellos prapagandiſtiſch ſtark gewirkt. Aber ſie würden den Machthabern auch zu leicht die Handhabe geboten haben, einen ihnen vor allen anderen verhaßten Gegner abzuwürgen. Die Mitglieder trugen daher nur ein kleines Abzeichen, Ordner überdies eine ſchwarze Armbinde mit roter Wolfsangel. Eine Reihe von Gruppen endlich führte ſchwarze Fahnen mit demſelben Zeichen, ſo wie überhaupt dieſe Farben bei allen Veranſtaltungen als Symbol der Bewegung gezeigt wurden. Damit war man ſchon an der äußerſten Grenze des taktiſch Möglichen angelangt. Das Kampfzeichen der Jungmannſchaft war unausgeſetzt Gegenſtand heftigſter Angriffe. Der Gegner ſah in der Wolfsangel das elſäſſiſche Hakenkreuz, das „Hitlerzeichen". Die Kameraden aber wußten oder ſpürten genau, was ihr Zeichen bedeutete. Sie fühlten ſich von jeher als die Nationalſozialiſten unter den Volksdeutſchen im Weſten, wenn ſie

ſich auch angeſichts einer eigentümlichen inner- und außenpolitiſchen Lage nicht immer als ſolche ausdrücklich bekennen konnten.

5.

Wer die Dinge im Elſaß verfolgt hat, weiß allerdings, daß die Bewegung auch in dieſer Hinſicht ſo weit wie nur irgend möglich ging. Sowieſo aber wurde von jeher weniger Wert auf den lauten Ton als auf die Klarheit und Unverrückbarkeit der grundſätzlichen Forderungen gelegt; ſie waren 1933 unter dem Titel „Was wir wollen" in zehn Punkten[1]) zuſammengefaßt und ihre Formulierung iſt in der Folge nicht mehr geändert worden.

Entgegen dem genauen Sinn ihres Namens hat die Organiſation ſchon bald nach ihrer Gründung auch Leute aufgenommen, die nicht mehr zur „Jungmannſchaft" gehörten. Im allgemeinen waren die Mitglieder zwiſchen 18 und 45 Jahren alt. Aber viele Kameraden waren auch älter. Hinſichtlich ihrer inneren Einſtellung aber verdiente die Jungmannſchaft wohl ihren Namen. Sie machte jedenfalls nie einen verkalkten Eindruck. Nicht zuletzt liegt hier die Erklärung für ihren wachſenden Erfolg.

In der erſten Zeit kam die Bewegung nur ſehr langſam vorwärts. Da ſo gut wie keine Mittel vorhanden waren, mußten z. B. die Redner, zumeiſt ſelbſt nur mit einem mageren Geldbeutel verſehen, die Reiſe- und Verſammlungskoſten oft aus der eigenen Taſche beſtreiten. Die Werbearbeit hatte nicht nur den Widerſtand des Gegners, ſondern auch die Trägheit und Mutloſigkeit der eigenen Volksgenoſſen zu überwinden. Später ging es dann beſſer. Auf dem Kongreß der Heimatrechtler im Jahre 1933 trat die Jungmannſchaft zum erſtenmal als geſchloſſene Gruppe mit ihrer ſchwarzen Fahne und einem Redner auf. In jedem folgenden Jahre kehrte ſie mit verdoppelter oder verdreifachter Anhängerzahl wieder. Ende 1936 war die Lage ſo weit gediehen, daß die Bewegung nach außen hin endgültig als Partei konſtituiert werden konnte. Damit fand ein ſehr ſchwieriger Prozeß, der mit großer Behutſamkeit abgewickelt werden mußte, ſeinen Abſchluß.

Die Bewegung nannte ſich „Elſaß-Lothringer Partei", um hervorzuheben, daß ſie die Führung des geſamten Volksſtammes beanſpruchte, genau wie die ſudetendeutſche Heimatfront nach dem tſchechiſchen Verbot einfach eine „Sudetendeutſche Partei" geworden war. Die Organiſation war jetzt ſo ſtark geworden, daß ſie im März 1937 ein eigenes Kampfblatt herausgeben konnte, das nach dem Gruß der Jungmannſchaft (Parole: „Für ein freies Volk im eigenen Land!") „Frei Volk" genannt wurde. Es erſchien zuerſt alle vierzehn Tage und dann jede Woche. Vorher waren regelmäßige Rundſchreiben an die Ortsgruppen

[1]) Siehe S. 33.

und Vertrauensleute verſchickt worden, um ſie politiſch und weltanſchaulich zu ſchulen. Mit „Frei Volk", das auch die Judenfrage anſchnitt, konnte natürlich eine viel wirkſamere Propaganda im Volk entfaltet werden. Neben der Tageszeitung „ELZ", die Paul Schall mit unendlicher Zähigkeit und unbeirrbarer Geradlinigkeit von 1930 bis Kriegsausbruch leitete, hat „Frei Volk" gerade in den außenpolitiſchen Kriſen, als das Grenzland von einem Meer der Lüge und der Verhetzung überſchwemmt wurde, laut und vernehmlich die Stimme für das Recht und die Wahrheit erhoben[1]). Nur ein Kenner der damaligen Preſſeverhältniſſe in Elſaß-Lothringen kann ermeſſen, wie ſehr ſich damit das Kampfblatt der Elſaß-Lothringer Partei (Jungmannſchaft) neben der heimatrechtlichen Tageszeitung von allen anderen Zeitungen des Landes abhob.

Organiſatoriſch war die Bewegung am ſtärkſten im Unter-Elſaß und dort vor allem im Kreis Zabern verankert. Im Ober-Elſaß waren ihre Anhänger mehr zerſtreut. Auch in Lothringen breitete ſie ſich langſam aber ſtetig aus, während „Frei Volk" im ganzen Land geleſen wurde. Ende 1938 begann ſich die Straßburger Ortsgruppe ſtark zu entwickeln. Damit hatte der Einbruch in die Arbeiterſchaft begonnen. 1939 war die nun zur „Elſaß-Lothringer Partei" entwickelte Jungmannſchaft mit mehreren tauſend feſt organiſierten Mitgliedern und zahlreichen Anhängern im ganzen Land zu einem ſehr ſtark beachteten Faktor der Landespolitik geworden.

6.

Die Parteileitung verhehlte ſich jedoch nicht, daß die Ereigniſſe ſchneller ſein würden als die Fortſchritte der Bewegung. Seit März 1938 hatte von ſeiten der Franzoſen eine ausgeſprochene Gewaltpolitik eingeſetzt. Es begann mit Verſammlungsverboten und Polizeiſchikanen gegen einzelne Mitglieder. In der Septemberkriſe desſelben Jahres erpreßte die politiſche Polizei die Eröffnung eines Strafverfahrens gegen die Bewegung. Im Zuge der Hausſuchungen wurden auch die Geſchäftsſtelle von „Frei Volk" und ein Nebenlokal der Partei von der Polizei verwüſtet[2]). Die Rechnung der Gewaltpolitiker ging jedoch nicht auf, weil es entgegen ihrer Vorausſicht zum Abkommen von München kam. Trotz zahlreicher Verhöre und ungeachtet der Fülle des beſchlagnahmten Materials konnte kein Beweis für einen Verſtoß gegen die Geſetze erbracht werden. Bezeichnenderweiſe war im Mai 1938 durch eine wahre Gummiverordnung ein neues Ausnahmedelikt: „Angriff gegen die Unverſehrtheit des Staatsgebietes" gegen uns eingeführt worden. Nach dieſem erſten Mißerfolg verſuchte es die politiſche Polizei mit Spionageprozeſſen. Im Juni 1938 nämlich hatte eine weitere Notverordnung für Spionage wieder die Todesſtrafe eingeführt. Die Verordnung war ſo

[1]) Siehe S. 112 ff. [2]) Siehe Abb. 43.

gehalten, daß jeder Elſäſſer in einem Geheimverfahren vor die Militärgerichte gezerrt werden konnte. Auf dieſer neuen Grundlage wurde ſo im Jänner und Hornung 1939 der zweite ungleich gefährlichere Schlag geführt. Er galt in erſter Linie der Jungmannſchaft, dem Erwinsbund (Dr. Spieſer) und der Schriftleitung der ELZ. Obſchon jedoch z. B. in den tagelangen Verhören, denen einzelne von uns damals unterzogen wurden, geradezu unglaubliche Methoden zur Anwendung kamen, gelangte der Gegner, der auch vor den gemeinſten Mitteln nicht zurückſchreckte, noch nicht ans Ziel. Nur Dr. Roos wurde nach Danzig geſchleppt und im Zuſammenhang mit der Spionage angeklagten Elſäſſern, die er zum Teil überhaupt nicht gekannt hatte, ſchließlich zum Tode verurteilt und erſchoſſen. Wenn ſo auch gegen die Führer der Jungmannſchaftsbewegung ſelbſt noch nichts unternommen werden konnte, ſo mußte wenigſtens die Bewegung ſelbſt getroffen werden: im April wurde ſie mit dem Erwinsbund Dr. Spieſers und dem „Volksbildungsverein" Dr. Roos' aufgelöſt. Dabei aber ließ es der Haß eines fanatiſchen Feindes noch nicht bewenden; von der Polizei wurde eine Gruppe von Spitzbuben ausgehalten, die ſich „Faisceau d'Alsace" (elſäſſiſche Faſchiſten) nannten, um gegen die Führer der Heimatbewegung tätlich vorzugehen. Aus Rotſpanien zurückgekehrte Milizionäre ſollten mich überwachen und bei Gelegenheit niederſchießen.

Mit dem Ausbruch des Krieges im Jahre 1939 kam endlich für die Gewalthaber die ſeit langem erſehnte Gelegenheit, um die ſo grimmig gehaßten „Hitlerianer" endlich auszurotten. Schon in den erſten Septembertagen wurden von der Leitung der Elſaß-Lothringer Partei Lang, Nußbaum, Bieber und ich verhaftet und wegen Spionage und Hochverrats unter Anklage geſtellt. Zahlreiche Kameraden kamen ebenfalls ſofort in Gefängniſſe und Anhaltelager. Am Ende des Krieges ſaßen die meiſten Gruppenführer und viele andere Vertrauensleute der Jungmannſchaft in franzöſiſchen Kerkern und Strafanſtalten, aus denen ſie dann bis auf einige, die noch lange Zeit verſchleppt blieben, dank dem deutſchen Sieg befreit wurden.

7.

Als die Elſaß-Lothringer Partei aufgelöſt wurde, befand ſie ſich in vollem Aufſtieg, wenngleich die allgemein politiſche Entwicklung ihre Betätigung mehr und mehr erſchwert hatte. Inſofern wäre es zweifellos nützlich geweſen, wenn die Bewegung einige Jahre länger hätte wirken können. Aber die Zeit war erfüllt, und ſo hat ſie wenigſtens ein Teil der Aufgaben auszuführen geſucht, die ſich auf dieſem beſonders komplizierten Boden im Weſten ſtellten.

Das Weſen der Jungmannſchaftsbewegung iſt nicht leicht kurz und klar herauszuſtellen. Auch für ſie dürfte gelten: was ſie in der Tat

geweſen iſt, hat nur der voll empfunden, der in ihr lange gelebt und gekämpft hat. Als grundſätzlich neue Bewegung erhob ſie ſich gegen die überholten Gebilde unſeres bisherigen politiſchen Treibens. Darüber hinaus beanſpruchte ſie wirklich den ganzen Menſchen.

Die Gegenſeite hatte von Anfang an erkannt, daß mit uns ein Kompromiß nicht zu ſchließen ſein würde, und wir wußten, daß wir auf keinen Pardon zu rechnen hatten. Während uns ein ſprühender Haß entgegenſchlug, war die Zahl unſerer Mitglieder und Anhänger von Tag zu Tag gewachſen. Wir kämpften als Nationalſozialiſten, und als ſolche behandelte uns ein Feind, der ſich hier nicht mehr an Außenpoſitionen und Vorwerken, ſondern am inneren Ring ſeiner Feſtung, nur 100 Wegſtunden von Paris entfernt, angegriffen ſah. Dabei iſt kaum zu ſagen, mit wieviel Schwierigkeiten wir gerade an unſerer Stelle infolge der beſonderen Lagerung der politiſchen Dinge im Weſten und des unter dem Zeichen des deutſchen Verzichtes ſtehenden Verhältniſſes zwiſchen dem Reich und Frankreich zu kämpfen hatten.

Unſer Volksſtamm war ſeit drei Jahrhunderten einem zerbröckelnden Reich gleichſam entfallen und dem Druck eines Staates ausgeſetzt, der, was die Folgerichtigkeit ſeines Strebens, die Ausſtrahlungskraft ſeiner Kultur und die Stoßkraft ſeines politiſchen, militäriſchen und diplomatiſchen Apparates anging, ungleich gefährlicher war als jeder Gegner der deutſchen Grenzſtämme im Oſten und Südoſten. Wir waren trotzdem entſchloſſen, bis zum äußerſten zu widerſtehen. Hierbei beſtimmten uns vor allem zwei Tatſachen. Daß die Alemannen zwiſchen Rhein und Vogeſen und die Grenzfranken an Saar und Moſel ſich ungeachtet mancher Außerlichkeiten im Grunde durchaus gehalten hatten — nirgends hatte in dreihundert Jahren der Feind ſeine zuweilen in Europa vorherrſchende Sprache auch nur um hundert Meter in unſeren deutſchen Volksraum vortragen können! —, bewies eine völkiſche Zähigkeit, mit der auch weiterhin gerechnet werden durfte. Zweitens ſchien es uns undenkbar, daß ein urdeutſches Gebiet, das in den Glanzzeiten unſerer Geſchichte ein Kernland des Reichs geweſen war, endgültig in den Tagen verlorengehen könnte, wo Deutſchland ſelbſt unter der Führung eines genialen Mannes ſeiner ſchönſten Zukunft entgegenmarſchierte. Wir ſahen und erlebten, wie Großdeutſchland wurde. Wir zweifelten nicht daran, daß es beſtehen würde. Wenn aber Großdeutſchland iſt, kann das Münſter von Straßburg nicht von franzöſiſchen Bajonetten umſtellt bleiben.

Ich will allerdings nicht verbergen, daß es Stunden gab, wo mancher Kamerad ſich wie auf einer Feldwache vorkam, die nicht allein weit vorgeſchoben, ſondern auch vom Gros des Heeres aufgegeben war. Aber alle waren Soldaten genug, um zu wiſſen, daß es nicht ſelten auszuharren und bis zur letzten Patrone zu ſchießen gilt, auch wenn man die

Schlacht nicht überſieht und die großen Linien des Geſchehens nicht verſteht. So ſuchten auch die Soldaten des Volkstumskampfes im Weſten, ihre Haltung nicht durch die Erfolgausſichten, ſondern das Gebot der Pflicht beſtimmen zu laſſen.

Mögen ihre Kinder einmal entſcheiden, ob in einer böſen Zwiſchenzeit von zwanzig Jahren Männer im Elſaß waren, die das koſtbare Erbe dieſes Herzlandes des Reiches nach beſtem Können und Gewiſſen wahrten und weitergaben.

Elſaß-lothringiſche Jungmannſchaft

(Aus einer Propagandaſchrift — 1931)

Es iſt kein Zufall, daß die Elſaß-lothringiſche Jungmannſchaft jetzt im Lande auftritt.

Sie ſtellt die Schar der Jungen dar, die fühlen und wiſſen, daß, wie überall, auch in Elſaß-Lothringen eine neue Zeit heranbricht. Dieſe Zeit aber verlangt den Aufbau, die Geſtaltung des Neuen durch die Jungen. Weil ein einzelner ebenſowenig wie eine zuſammengewürfelte Maſſe etwas zu geſtalten vermag, ſchließen ſich die Jungen zur Mannſchaft zuſammen: Mannſchaft bedeutet für ſie eine Gemeinſchaft von aus demſelben echten Volkstum gewachſenen Männern, die ſich in gleicher Geſinnung freiwillig nebeneinanderſtellen, um unter der Führung der Tüchtigſten in ſtraffer Zucht zum Wohle des Volksganzen zu leben, zu arbeiten und zu kämpfen.

Über der Elſaß-lothringiſchen Jungmannſchaft weht die ſchwarze Fahne bedrängten Landes mit dem uralten Notzeichen eines bodenſtändigen Volkes, das trotzig nicht von der Freiheit laſſen will.

Die ſchwarze Fahne der Jungmannſchaft wird um ſo ſteiler im Boden der Heimat ſtehen als der Sturmwind darüber fegt.

Gegen die Zerſetzung

Wir erleben heute, daß in der Welt Dinge, welche bisher als unerſchütterlich und faſt ewig galten, zuſammenbrechen und verſchwinden. Es geht nicht nur mehr um dieſe oder jene Regierungsform, um dieſes oder jenes Geſetz, um dieſe Steuer oder jenen Zoll, um dieſen oder jenen Verſuch, die „Wirtſchaft wieder anzukurbeln". Es geht um die kulturellen, ſtaatlichen und wirtſchaftlichen Grundlagen der Völker.

Es wird gut ſein, daß mancher Götze der ſogenannten Ziviliſation zertrümmert, daß mancher Bonze der Politik und der Wirtſchaft beſeitigt wird. An dieſer Säuberung haben wir mitzuhelfen. Aber es gilt auch, was gut und unerſetzlich iſt, vor Gefahren zu ſchützen, die es bedrohen. In dieſer Schutz- und Abwehrfront iſt unſer Platz.

Im Volk ſteht die große Mehrzahl dem Staat und der Regierung

innerlich ablehnend und voller Mißtrauen gegenüber. Die Leute leſen wohl über allen öffentlichen Gebäuden die ſchönen Worte „Liberté", „Egalité" und „Fraternité", aber ſie ſehen die Wirklichkeit ganz anders. Es kommt ihnen vor, als ſei die Regierung in Paris zu allen Zeiten in den Händen einiger geſchickter Drahtzieher, die ſich abwechſeln und es mit den Geldſäcken nicht verderben, wenn ſie nicht ſogar ſelbſt auf dieſen ſitzen. Das Volk hält auch im Grunde nicht allzuviel vom Wählen, weil es ſchon zu oft von ſeinen Gewählten betrogen wurde, die in Paris genau das Gegenteil von dem tun und ſagen, was ſie in den Verſammlungen den Wählern zu tun und zu ſagen verſprachen. Das Volk weiß auch, daß die Abgeordneten, welche es gut meinen und wollen, im Pariſer Parlament keinen leichten Stand haben, wo viel geſchwätzt und wenig getan wird. Das Volk fühlt es wohl: die elſaß-lothringiſchen Angelegenheiten können überhaupt nur in Straßburg, unter unſeren Augen, recht beſorgt werden.

Für die Gemeinſchaft

Die ſchädliche Zerſetzung können wir nur durch Gemeinſchaft überwinden.

Wir wiſſen, daß menſchlichem Verſtehen Grenzen geſetzt ſind und wir nur in Ehrfurcht und in Glauben vor den letzten Rätſeln des Lebens beſtehen können.

Aber wir fußen auf dem Volkstum unſerer elſäſſiſchen und lothringiſchen Heimat, das uralt iſt, und trotzdem immer jung bleibt. Denn das Echte verbraucht ſich nicht und verdirbt nicht. Unſer Volkstum iſt die beſondere Art und das eigene Weſen unſeres elſäſſiſchen und lothringiſchen Volkes, wie ſie ſich in leiblicher, geiſtiger und ſeeliſcher Hinſicht ſeit Urzeiten im Laufe der Geſchichte geformt haben. Dieſe Art und dieſes Weſen, dieſes beſondere Volkstum, verbindet uns Elſäſſer und Lothringer und unterſcheidet uns von den anderen Bewohnern des heutigen franzöſiſchen Staates. Je enger wir ſo blutsmäßig durch unſere Vorfahren, durch die Liebe zu unſerem Lande, durch den gewollten Anſchluß an unſer gegenwärtiges Volk in den beſonderen Geiſt und in die ſchwer zu erklärende Welt unſeres Volkstums hineinwachſen, deſto beſſer können wir die uns geſtellte Aufgabe vollbringen. Wir haben alle das Volkstum Elſaß-Lothringens gleichſam als das koſtbarſte Erbe unſeren Eltern und Voreltern, die es im Laufe der Jahrhunderte in ſchwerer Arbeit und ſtiller Muße, in hellen und dunklen Stunden entſtehen ließen, zu übernehmen, treu zu bewahren und tapfer zu ſchützen, um es an unſere Kinder einmal ungeſchmälert und, wenn möglich, ſogar reicher weiterzugeben. Nur durch die Gemeinſchaft wird uns dies gelingen, das heißt, wenn wir alle feſt nebeneinander ſtehen im Denken, Wollen und Tun.

Wir beſinnen uns wieder auf die echte Art unſeres Volkes, wie ſie ſich trotz allen fremden Einflüſſen gerade auf dem Lande erhalten hat. Damit wollen wir uns nicht die vergebliche Mühe geben, Totes wieder aufleben zu laſſen, ſondern wir finden die alte gute Grundlage, auf der wir weiterbauen. Es iſt notwendig und durchaus möglich, Volksbräuche lebendig zu erhalten, die prächtigen, ſchmucken Trachten nicht aufzugeben. Unſere ſchönen, deutſchen Volkslieder insbeſondere erklingen bereits mancherorts wieder, wo es ſtumm geworden war oder nur die dummen Schlager getrillert wurden. Aus der ſtolzen Geſchichte unſeres Volkes können wir guten Mut für ſeine Zukunft ſchöpfen.

Ein jeder von uns halte ſich feſt an ſeine Familie, ſei ſie „hoch" oder „niedrig" geſtellt. Was er iſt und hat, verdankt er am allereheſten ihr. Durch die Familie iſt man mit den lebenden Volksgenoſſen am engſten verkettet und mit den ſchon entſchwundenen Geſchlechtern unlösbar verbunden. Am Beiſpiel der guten Familie, wo eines für das andere in Liebe und Treue ſorgt, erfährt man, wie ein ganzes Volk zuſammenleben ſoll, ein jeder mit dem Gedanken, daß auch neben ihm andere leben wollen.

Unſer ſchlimmſter Feind iſt die Uneinigkeit unter Elſaß-Lothringern. Dieſe nützen die anderen immer zu ihrem Vorteil und zu unſerem Nachteil aus. Über verſchiedene Meinungen und Anſichten hinweg müſſen wir als Landsleute uns die Hand reichen, denn wir haben für das uns Gemeinſame zu kämpfen. Ob wir katholiſch oder proteſtantiſch ſind, ob wir „rechts" oder „links" zu ſtehen vermeinen, gehören wir doch zu demſelben Volke, iſt dasſelbe Land unſere ſchöne Heimat.

Wir dürfen nicht ängſtlich ſein. Unſere Sache iſt eine gute Sache, für die es ſich ziemt, aufrecht und offen einzutreten. Nicht das, was ſie heute in Paris und morgen vielleicht ſonſtwo wünſchen, iſt für uns maßgebend, ſondern das, was für unſer Land und Volk das richtige iſt. Deshalb auch lehnen wir es ab, morgen anzubeten, was geſtern verbrannt wurde und morgen zu verbrennen, was geſtern angebetet wurde. Wir achten jeden, der ſeine Kräfte für das Wohl unſeres Volkes eingeſetzt hat oder einſetzt, wie es auch ſei. Wir bekämpfen jeden, der gegen unſer Volk arbeitet und ihm ſchadet und führe er auch die ſchönſten Reden in ſeinem Mund. Wir verachten die Niederträchtigen gar, die ihre eigenen Volksgenoſſen verraten und an den Galgen bringen möchten.

Wenn wir geſchloſſen ſind, wenn wir in Elſaß-Lothringen einig ſind, wenn wir mit Herz und Seele tapfer zueinanderſtehen, das heißt, wenn wir eine rechte Gemeinſchaft von Männern ſind, ſetzen wir alles durch...

In der Elſaß-lothringiſchen Jungmannſchaft gibt es keine Klaſſen, ſo wie es auch im Volke keine Klaſſen geben darf. In der Jungmannſchaft ſoll der Student neben dem jungen Arbeiter, der junge Bauer neben dem jungen Angeſtellten ſchreiten. Die Tüchtigſten ſollen die Ehre

und die Laſt der Führung haben. Alle anderen ohne Unterſchied ſollen in Freiheit gehorchen, weil ſie wiſſen, daß alle für die Sache kämpfen, und einer für den andern einſteht. Nicht durch ſein Geld gilt einer etwas, ſondern durch ſeine Pflichterfüllung in Beruf und Handwerk, durch ſeine Einſatzbereitſchaft im Kampf der Jungmannſchaft.

Daraus allein ſchon ergibt ſich unſere Stellung gegen die heutigen Mißſtände.

Jeder ſoll arbeiten. Die Arbeit der Geſamtheit ſoll der Geſamtheit zugute kommen. Wer ſeinem Volk nichts nützt, obwohl er zur Leiſtung tauglich wäre, iſt unnütz und daher überflüſſig.

Jeder Schaffende, ob er auf dem Felde pflügt und ſät, ob er in der Fabrik ein Werkzeug herſtellt, ob er auf den hohen Schulen lehrt oder in einem Büro ſchreibt, ein jeder Schaffende ſoll wiſſen, daß er mit den anderen verbunden iſt, daß einer für den anderen arbeitet. Nicht für den Profit unbekannter Leute gilt es Waren und Erzeugniſſe hervorzubringen, ſondern weil und ſoviel das Volk ſie braucht. Der Zuſammenhang zwiſchen den Menſchen und Gütern muß wieder hergeſtellt werden. Jede Familie muß ſich auf fleißig erworbenen Beſitz gründen können. Die Allgemeinheit hat über die Güter zu verfügen, die für ſie nötig und wichtig ſind.

Wenn dazu ein wahrer Staat in dieſem Sinne waltet, dann braucht es keiner aufdringlichen Inſchriften auf unſeren Amtsgebäuden. Freiheit durch Ordnung und Zucht. Gerechtigkeit, indem jeder zu leiſten hat, was er kann, und erhält, was ihm zuſteht ...

Es gilt, den Staat für alle zu ſchaffen, in dem das Leben jedes einzelnen Dienſt an der Volksgemeinſchaft iſt.

Die Jungmannſchaft glaubt an dieſen Staat und kämpft für ihn. Aber ſie iſt gegen den jetzigen Staat in Paris. Nicht, weil ſie an ſich ſtaatsfeindlich iſt, ſondern weil der Staat in Paris bis heute unſer Volkstum mißachtet, geſchweige denn gefördert hat.

Die Aſſimilierung

Denn zu der allgemeinen Zerſetzung fügt der Staat in Paris noch eine beſondere und ſehr gefährliche: die Aſſimilierung. Aſſimilierung iſt ein fremdes Wort. Es bedeutet auf deutſch „Gleichmachung". Die Altfranzoſen wollen uns durch die Aſſimilierung ihnen gleichmachen, weil wir von ihnen verſchieden ſind. Wenn wir ihnen glichen, wäre keine Aſſimilierung, keine Gleichmacherei nötig.

Wir ſind verſchieden in der Lebens- und Arbeitsweiſe, in den Anſchauungen von Staat, Verwaltung, Gericht, das heißt mit andern Worten und kurz gefaßt: unſer eigenes Volkstum iſt von dem ihrigen verſchieden.

Am deutlichſten und tiefſten zugleich zeigt ſich dieſer Unterſchied zwi-

ſchen dem eigentlich franzöſiſchen und dem elſaß-lothringiſchen Volkstum in der Sprache, denn die Sprache iſt ein Hauptmerkmal des Volkstums. Wir reden deutſch. Wir denken und fühlen und handeln oft auch anders als die, welche franzöſiſch reden. An der Sprache zeigt ſich, daß unſer Volkstum vom franzöſiſchen Volkstum vollkommen verſchieden iſt.

Darum auch wird von Paris aus der Hauptangriff ſeit 1918 gegen unſere Sprache gerichtet. Nur dann iſt die Aſſimilierung möglich, wenn unſere Sprache ausgerottet iſt, was ebenſoviel heißt als: wenn unſer Volkstum zerſtört iſt.

In den letzten Jahren iſt bereits unermeßlicher Schaden angerichtet worden. Viele gute Einrichtungen wurden uns einfach genommen, und oft ſetzte man an ihre Stelle ſolche, die nicht gut waren. Unſere Sprache wird faſt gänzlich unterdrückt. Mit der Verwaltung, die doch für uns da iſt und nicht wir für ſie, ſollen wir auf franzöſiſch verkehren. Am Gericht werden wir verurteilt, ohne daß der Richter uns verſteht und wir ihn verſtehen. In unſerer eigenen Schule wird nicht unſere eigene Sprache, die deutſche, gelehrt, ſondern eine fremde, die franzöſiſche. Die Pariſer Herren wollen gar nicht, daß wir unſere deutſche Sprache gut leſen und ſchreiben können, ſondern es genügt ihnen, daß wir einige welſche Brocken herzuleiern vermögen. Am liebſten wäre es ihnen, wenn kein Menſch mehr in Elſaß-Lothringen deutſch redete. Die Folge davon iſt auch, daß unter uns ſchon viele kaum mehr ihre eigene Sprache leſen und ſchreiben können und am Ende gar nichts wiſſen, denn franzöſiſch vermögen ſie nicht genug zu lernen. Die Aſſimilierung drückt unſer Volk geiſtig hinab.

Gegen die Aſſimilierung

Wir ſind unbedingt gegen die Aſſimilierung.

Zuerſt: unſer Volkstum können wir gar nicht aufgeben. Es iſt von Gott ſo gewollt und naturgegeben. Wir können niemals eine zweitauſendjährige Geſchichte, während der es geworden iſt, einfach auswiſchen. Von jeher ſind unſere Mundarten und Schriftſprache deutſch.

Was wir ſind, ſind wir aus unſerem beſonderen Volkstum. Wir müßten uns ſelber aufgeben, um aſſimiliert, das heißt um ſo zu werden, wie die Pariſer es wollen. Wir können uns aber nicht aufgeben. Kein Volk kann ſeine Sprache aufgeben und ſie durch eine andere erſetzen, wie man ein Hemd wechſelt. Das Deutſche iſt unſere Mutterſprache, weil, ſeitdem es eine deutſche Sprache gibt, die erſten Worte, welche bei uns jedes Kind von der Mutter hört, deutſche Worte ſind.

Franzöſiſch iſt für uns eine Fremdſprache. Jeder kann nur eine Mutterſprache haben, wie er nur eine Mutter haben kann. Die anderen Sprachen, welche einige kluge Leute mehr oder weniger gut dazulernen können, bleiben immer fremde Sprachen. Franzöſiſch kann niemals an

die Stelle unſerer deutſchen Mutterſprache geſetzt werden. Die aber, welche in Paris jetzt über uns herrſchen und an uns aſſimilieren, wollen das. Es gelingt ihnen allerdings, unſere deutſche Sprache bei vielen zu ruinieren. Wer ſeine Sprache nicht mehr gut leſen und ſchreiben kann, iſt geiſtig verkrüppelt.

Sodann: unſer Volkstum wollen wir gar nicht aufgeben. Auch wenn zum Beiſpiel unſere Sprache nicht ſo ſchön wäre, würden wir an ihr halten, weil ſie unſer iſt. Auch das kleinſte Volk kämpft um ſeine Sprache bis aufs letzte. Die Franzoſen ſelbſt haben immer gelobt, daß ihre früheren Landsleute im engliſchen Kanada während zweihundert Jahren ihr Franzöſiſch bewahrten, oder daß die Polen in Preußen hundert Jahre lang ihr Polniſch nicht aufgaben. Sie würden es niemals zulaſſen, wenn ſie einmal unter die Herrſchaft eines anderen Staates kämen, daß ihnen die franzöſiſche Sprache genommen und durch die des anderen Staates erſetzt würde. Sie würden von einem andern niemals ertragen, was ſie uns ſelbſt antun.

Nun iſt die deutſche Sprache ſo ſchön wie jede andere und eine der reichſten überhaupt, die es gibt. Deshalb iſt es auch lächerlich anzunehmen, durch Franzöſiſchreden ſei man gebildeter oder feiner. Wenn die meiſten Elſäſſer oder Lothringer, die ſo krampfhaft halb oder ganz welſch parlieren wollen, wüßten, was die Franzoſen von ihnen denken, würden ſie von ihrem törichten Bemühen ſchnell und für immer laſſen. Manche Leute mit dem großen Geldſack verſuchen franzöſiſch zu reden, um ſich von dem deutſchſprechenden Volk zu unterſcheiden. Sie ſind nicht gebildet, ſondern eingebildet. Wir verachten ſie.

Jeder muß in unſerem Lande ſein Fortkommen finden, auch wenn er kein Franzöſiſch kann. Wer ſonſtwo hin will, kann, was noch nötig iſt, hinzulernen. Heute täuſcht man uns vor, die Aſſimilierung bezwecke unſer beſſeres Fortkommen. In Wirklichkeit nehmen uns die Fremden die erſten Stellen weg und viele werden in der Schule ſo dumm gemacht, daß ſie überhaupt an keinen Aufſtieg jemals denken können.

Hundert Millionen Menſchen in der Welt reden die deutſche Sprache. In ihr ſind Werke hervorgebracht worden, die zu den größten der ganzen Menſchheitsgeſchichte zählen. Wir wären Narren, wenn wir unſere ſchöne wertvolle deutſche Sprache für eine andere hergeben wollten.

Unfreiheit

Die ganze Politik der Pariſer Regierung, ihrer Beamten und Helfershelfer in Elſaß-Lothringen erſtrebt nur eins: Aſſimilierung.

Aſſimilierung aber iſt Raub an wertvollen Gütern unſeres Volkes und Mord an ſeiner Seele. Aſſimilierung iſt der Gegenſatz von Freiheit. Aſſimilierung iſt Lüge.

Wenn ein Volk mit Beamten verkehren muß, die ſeine Sprache nicht verſtehen, wenn ein Volk von Richtern verurteilt wird, die ſeine Sprache nicht verſtehen, wenn ein Volk Schulen hat, die ſeine Sprache ausrotten ſollen, wenn ein Volk ſeine Söhne in Kaſernen ſchicken muß, wo in fremder Sprache kommandiert wird, iſt es unfrei.

Und ſo geht es uns ſeit Jahren. Wir ſehen bereits, daß wir keinen wahren Wohlſtand haben im Lande. Wie könnte Wohlſtand ſein, wo keine Freiheit iſt? Was iſt in einem Lande ſicher, wo das unbeſtreitbarſte Eigentum der Menſchen, ihre Sprache, ihnen genommen wird?

Mit der Aſſimilierung ſchnürt man uns langſam aber ſicher die Kehle zu.

Widerſtand

Der Zerſetzung können wir nur durch Gemeinſchaft Herr werden. In dem Kampf gegen die Zerſetzung müſſen wir mit dem Widerſtand gegen ſie beginnen.

Bei uns und nur bei uns liegt alle Entſcheidung.

Um der Zerſetzung im allgemeinen und der Aſſimilierung im beſonderen, die der erſteren ſchroffſter und tödlichſter Ausdruck iſt, widerſtehen zu können, müſſen wir unſere elſaß-lothringiſchen Angelegenheiten aus den Händen der Pariſer in unſere Hände nehmen, wie es natürlich iſt. Die Älteren haben ſich leider 1918 und in den folgenden Jahren beſtehende Schutzmittel mit Liſt und Gewalt entwinden laſſen. Viel mehr noch als das Verlorene haben wir zu erobern und aufzubauen.

Bis dorthin aber und ſofort gilt es, den wirkſamſten Schutzwall aufzurichten, den es gegen jeden Angriff gibt: eine rechte Geſinnung!

In jeden Jungen muß die Geſinnung gepflanzt und in jedem gepflegt werden, die feſten Mut und zähe Kraft gibt. Nicht die, welche am lauteſten ſchreien, nicht die, welche das meiſte Geld beſitzen, nicht die, welche am ſchlaueſten lügen, werden in dieſem Ringen ſiegen, ſondern die, welche Charakter haben. Nicht bei dieſer oder jener Wahl, in dieſer oder jener Verſammlung, nicht bei dieſer oder jener Abſtimmung in Paris fällt die Entſcheidung, ſondern unſere Geſinnung gibt uns die Haltung das ganze Leben hindurch, zu allen Zeiten und Stunden, aus der unſer einheitliches Trachten und Wollen gegen die Zerſetzung und gegen die würgende Aſſimilierung entſpringt.

Es kann heut nur eine rechte Geſinnung geben: die Geſinnung des Widerſtandes. Es kann, ſolange wir ſo behandelt werden, nur eine Haltung geben: die Haltung des Widerſtandes.

Mit dieſer Haltung aus dieſer Geſinnung ſind wir unbeſiegbar. Mit dieſer Haltung wehren wir der Zerſetzung. Mit dieſer Haltung ſchaffen wir Gemeinſchaft in unſerem Volke.

Wir werden uns die Heimat wieder zurückgewinnen, die uns genommen iſt. Ihr Schickſal ruht in unſeren jungen, feſten Händen.

Abb. 1:
Dr. Ludwig Benmann, Mitglied des Rates der Leitung, Ortsgruppe 1, Straßburg

Abb. 2:
Dr. Friedrich Spieser, Gründungsmitglied der Jungmannschaft, Gründer und Leiter des Bundes „Erwin von Steinbach", Herausgeber d. „Straßburger Monatshefte„

Abb. 3:
Peter Bieber, Gründungsmitglied der Jungmannschaft, Mitglied des Rates der Leitung, Ortsgruppe 1, Straßburg

Abb 4:
Theodor Westphal, Ortsgr. 7 Zutzendorf

Abb. 5:
Hans Mugler, Führer d. Ortsgr. 7, Zutzendorf

Abb. 6:
Bernhard Nieß, Ortsgruppe 40, Ingolsheim

Abb. 8:
Georg Firn, Ortsgruppe 8, Kirweiler

Abb. 7:
Rudolf Lang, Gründungsmitglied der Jungmannschaft, Mitglied d. Rates der Leitung, Führer der Ortsgruppe 1 Straßburg
(Aufnahme im Gefängnis Nanzig)

Die Elſaß-lothringiſche Jungmannſchaft widerſteht der Zerſetzung. Sie baut an der neuen kommenden Volksgemeinſchaft. Sie ruft ihre Loſung in den Kampf:

Freies Volk im eigenen Land!

Die zehn Punkte der Jungmannſchaft (1932)

Was wir wollen:

1.

Die Elſaß-lothringiſche Jungmannſchaft will als neue Volksbewegung alle Elſaß-Lothringer zur wirkſamen Verteidigung ihres Volkstums und ihrer Lebensrechte zuſammenſchließen.

Ihre Loſung iſt: ein freies Volk in eigenem Land!

Sie erhebt die alte Fahne des Bauernkrieges mit der roten Wolfsangel als Zeichen trotzigen Widerſtandes gegen alle ungerechte Gewalt.

2.

Wir kämpfen im Rahmen der Geſetze, obſchon ſeit 1918 alle Regierungen in Paris die Lebensrechte unſeres Volkes angegriffen haben. Wir wollen Frankreich nicht ſchmälern. Aber wir werden nicht ruhen bis der ſeeliſche, geiſtige und materielle Beſtand der anderthalb Millionen Menſchen in Elſaß-Lothringen unangetaſtet bleibt und ſich frei entfalten kann. Wir lehnen die Aſſimilierung unbedingt ab.

3.

Als größtes Unrecht und als ſchlimmſten Schaden empfinden wir die Unterdrückung der deutſchen Sprache durch den franzöſiſchen Staat. Wer einem Volk ſeine Sprache nimmt, mordet ſeine Seele. Was es nirgends in der Welt gibt, wird uns zugemutet: daß wir uns denen anpaſſen, die zu uns kommen.

In unſerem eigenen Lande muß unſere Sprache überall an erſter Stelle ſtehen, denn beide, Land und Sprache, gehören uns allein. Die Unterdrückung unſerer Mutterſprache iſt ein Angriff auf unſere Kultur, die ebenſo wertvoll iſt wie die franzöſiſche. Unſere ſchöne Sprache wird in der Welt von über 100 Millionen Menſchen geſprochen. Indem man unſere deutſche Sprache im Dialekt oder in der Schriftſprache bekämpft, verachtet man unſer Weſen, wie es in tauſend Jahren geworden iſt, und beleidigt uns und alle unſere Vorfahren. Wenn wir unſere deutſche Sprache in Wort und Schrift nur ſchlecht oder gar nicht mehr handhaben können, ſind wir geiſtige Krüppel, die den harten Kampf ums Daſein nicht beſtehen können.

Aber wir ſelbſt müſſen jeden Tag und überall durch die Tat für unſere ſchöne Sprache eintreten und kämpfen.

4.

Jedes Volk hat die Regierung, die es verdient.

Es iſt ſinnlos, gegen die Regierung in Paris zu ſchimpfen. Die Elſaß-Lothringer ſind ſelbſt an ihrer Lage ſchuld. Anſtatt in Paris zu jammern und zu parlamentieren, müſſen wir uns endlich auf uns ſelbſt verlaſſen. Wir haben nicht nur das Recht, ſondern auch die Pflicht, unſer Schickſal ſelbſt zu beſtimmen.

Unſer Schickſal wird nur bei uns und nur von uns entſchieden.

Wir haben es in der Hand, dieſes Schickſal ſo zu beſtimmen, wie wir es brauchen. Wir müſſen es nur feſt wollen. In der Welt hat nur das Wert und Beſtand, was tapfer errungen und zäh behauptet wird.

Und wir müſſen endlich einig werden.

5.

Die vielen Parteien ſind unſer Unglück.

Sie nützen nur einigen Geſchäftspolitikern und ſchädigen die Geſamtheit. Sie zerreißen und ſchwächen unſer Volk, das ſich nur dann durchſetzen kann, wenn es einig und geſchloſſen iſt.

Wir ſind gegen die Parteien für ein einiges elſaß-lothringiſches Volk.

Es geht nicht mehr an, daß ſich Katholiken und Proteſtanten abſondern, denn wir ſind eines Blutes und haben um gemeinſame wertvollſte Güter zu kämpfen. Es iſt Wahnſinn, wenn ſich Bauern, Arbeiter des Kopfs und der Hand in Klaſſen ſpalten und gegenſeitig aufreiben. Sind ſie nicht alle aufeinander angewieſen und alle durch äußere Macht und innere Not gleichermaßen in ihrem Daſein bedroht?

Zuerſt ſind wir Elſaß-Lothringer.

Wir wollen die Volksgemeinſchaft verwirklichen.

Wahre Volksgemeinſchaft entſteht nur dann, wenn wir mit Leib und Seele allezeit brüderlich zuſammenſtehen. In unſerer Bewegung wollen wir die erſte Probe einer wahren Kameradſchaft geben.

6.

Ob ein Volk anſtändig lebt, hängt nicht zuerſt von der Form ſeines Staates, ſondern von der Geſinnung ſeiner Bürger ab. Wir ſtellen feſt, daß die dritte Republik uns gegenüber verſagt hat, aber mit einer Diktatur in Paris iſt uns nicht geholfen.

Unſere Regierung muß von dem Willen des elſaß-lothringiſchen Volkes getragen ſein und ihm zuerſt dienen. Dazu brauchen wir ſaubere und unerſchrockene Männer aus unſerer Mitte. Sie allein werden auch eine ſaubere und unerſchrockene Politik machen.

Wir brauchen Ordnung. Eine rechte Ordnung herrſcht aber nur, wenn Männer regieren und verwalten, die für das Gemeinwohl tatſächlich verantwortlich ſind. Aber Ordnung, das heißt wahre Freiheit, beſteht nur dann, wenn ein oberſter Grundſatz von Stand zu Stand, zwiſchen Staat und Bürger, von Volksgenoſſe zu Volksgenoſſe gilt: Gerechtigkeit.

7.

Wir kämpfen zugleich um die völkiſche Sicherung und die ſoziale Befreiung unſeres Volkes.

Damit ſtellen wir die elſaß-lothringiſche Bewegung in die große Umwälzung unſerer Zeit, aus der jedes Volk ſich eine neue Ordnung bauen muß. Das kapitaliſtiſche Syſtem kennt keine Menſchen und kein Volk, es kennt nur den Profit. Das kapitaliſtiſche Syſtem hat die Welt den kühnſten Räubern ausgeliefert. Wir ſind ſeine Feinde.

Das Eigentum des einzelnen iſt nur dann berechtigt, wenn er es im Dienſte der Gemeinſchaft verwaltet. Nicht der Beſitz ſoll die Menſchen unterſcheiden, ſondern allein ihre Leiſtung kann ſie auszeichnen.

8.

Wir kennen keine Klaſſen und lehnen den Klaſſenkampf des gottloſen und volksfremden Marxismus ab. Aber die Macht der Bourgeois und ihrer Trabanten muß gebrochen werden. Sie ſitzen in Land und Stadt auf unſerem ſchaffenden Volk, deſſen Sprache und Art ſie überdies verraten.

Die elſaß-lothringiſche Bauernſchaft, die den Kern und Jungbrunnen unſeres Volkes darſtellt, iſt ſchwer bedroht; die elſaß-lothringiſche Landwirtſchaft iſt in beſonderer Lage und hat eigene Intereſſen. Dieſe müſſen von Straßburg her geſchützt werden, ſonſt geht unſer Bauerntum zugrunde.

Wir fordern die geſtohlenen Reichtümer unſeres Landes zurück, die unſerem ganzen Volk gehören, und deren Genuß in erſter Linie den Werktätigen zugute kommen muß. Die elſaß-lothringiſche Arbeiterſchaft iſt nicht dazu da, um von Fremden und Fremdgewordenen ausgebeutet zu werden. Mit den anderen ſchaffenden Ständen ſoll ſie unſer Gemeinweſen in Not und Gefahr tragen und daher auch an Glück und Frieden des Volks teilhaben.

9.

Wir halten die franzöſiſche Außenpolitik ſeit 1918 für verderblich. Frankreich verſtrickte ſich in ein Netz von Bündniſſen, die das Land ſchwer belaſtet, Europa noch mehr zerrüttet und jedenfalls ihren Zweck nicht erreicht haben, denn Frankreich konnte den Vertrag von Verſailles doch nicht wahren. Der Frieden iſt ſolange nicht geſichert,

als die wichtigſte Frage: das Verhältnis Frankreichs zu Deutſchland, ungelöſt bleibt.

Wir aber wollen keinen Krieg, der unſere Heimat, die man einſt einen ſchönen Garten genannt und heute zu einem Feſtungsglacis gemacht hat, morgen in die Trichterwüſte des Niemandslandes verwandeln würde. Wir wollen keinen Krieg, der uns in die erſte Reihe eines unſinnigen Streites werfen müßte, während die Hetzer wie das letzte Mal weit vom Schuß ihre Geſchäfte machen würden.

10.

So kämpfen wir einen neuen und guten Kampf:

Für unſer Volkstum und unſere deutſche Sprache.
Für elſaß-lothringiſche Selbſtbeſinnung und Selbſtbeſtimmung.
Für die elſaß-lothringiſche Einigkeit.
Für wahre Volksgemeinſchaft und Gerechtigkeit.
Für eine neue Ordnung.
Für alle Schaffenden aus Stadt und Land.
Für einen wirklichen Frieden.
Für ein freies Volk in eigenem Land!

Elſaß-Lothringer Partei

Die einzige Löſung

(Flugblatt · Ende 1938)

Die Elſaß-Lothringer Partei will als neue, wahre Volksbewegung alle Elſäſſer und Deutſch-Lothringer zur wirkſamen Verteidigung ihres Volkstums und ihrer Lebensrechte zuſammenſchließen.

Im Rahmen der Geſetze und, ohne Frankreich ſchmälern zu wollen, kämpfen wir:

1. Gegen unſere Bevormundung durch Leute, die von außen her zu uns kommen und von unſeren Verhältniſſen nichts verſtehen, für Selbſtbeſinnung und Selbſtverwaltung. Auch jedes Volk iſt ſelbſt „ſeines Glückes Schmied". Wir ſind in Elſaß-Lothringen alt und geſcheit genug, um unſere Angelegenheiten ſelbſt in die Hand zu nehmen und endlich ſo zu führen, wie es ſich gehört.
2. Gegen die ſchädliche Aſſimilierung durch Paris, für unſer angeſtammtes Volkstum, für die Gleichberechtigung unſerer deutſchen Mutterſprache. In unſerem eigenen Lande muß unſere eigene Sprache überall an erſter Stelle ſtehen. Wer einem Volk ſeine Sprache nimmt, mordet ſeine Seele!

3. Gegen die Geſchäftspolitiker und den unſeligen Parteihader, gegen alle Klaſſen- und Konfeſſionsgegenſätze,
für ein einiges Volk in Elſaß-Lothringen.
4. Gegen das kapitaliſtiſche Syſtem und alle Volksausbeutung,
für die ſchaffenden Stände in Stadt und Land. Bauern und Arbeiter, die Werktätigen der Scholle und des Betriebes, müſſen ſich zuſammenſchließen, um die Herrſchaft der Kaſſenſchränke zu brechen.
5. Gegen den zerſtörenden Marxismus und den ruſſiſchen Bolſchewismus,
für einen wirklichen, volksverbundenen Sozialismus, der die ehrwürdigen Traditionen unſeres Volkes nicht ausrotten will, ſondern im Gegenteil ſein gemeinnütziges Aufbauwerk auf die ſeeliſchen und materiellen Güter ſtützt, welche ſeit Jahrhunderten durch den Glauben, die Treue und den Fleiß unſerer Vorfahren geſchaffen wurden.
6. Gegen alle Volksbetrüger und Wölfe im Schafspelz in Berufsorganiſationen und Gewerkſchaften,
für eine geſunde und blühende elſaß-lothringiſche Bauernſchaft, die den Jungbrunnen des Volkes darſtellt und deren beſondere Intereſſen geſchützt werden müſſen,
für eine freie, auf elſaß-lothringiſcher Grundlage organiſierte Arbeiterſchaft, die gemäß ihrer Leiſtung auch am Beſitz der Produktionsmittel beteiligt ſein muß.
7. Gegen Korruption, Pariſer Bürokratie und Durcheinander,
für die Verwaltung unſeres Landes durch ſaubere, unerſchrockene und unverbrauchte Männer aus unſerer Mitte nach dem Grundſatz: Freiheit, Ordnung und Gerechtigkeit!
8. Gegen jede Zerſetzung und alle volksfremden Schädlinge,
für feſte Zucht und anſtändige Sitte; für den Schutz der Familie, der erſten und koſtbarſten Zelle unſeres Volkes.
9. Gegen die immer ärger werdende Ausplünderung unſeres Landes, aus dem nach und nach alles was wertvoll und nützlich iſt, weggeſchleppt wird,
für die Rückgabe unſerer geſtohlenen Reichtümer, die Überführung unſerer Bodenſchätze in den Beſitz und Genuß des Volkes von Elſaß-Lothringen, für den Betrieb aller Einrichtungen von allgemeinem Intereſſe durch Selbſtverwaltungskörperſchaften unſeres Volkes zu deſſen alleinigem Nutzen.
10. Gegen die verderbliche und heute bankrotte Außenpolitik, wie ſie ſeit 1918 von Paris aus betrieben wurde,
für den Frieden am Rhein, der für unſer Land eine Frage von Lebenswichtigkeit iſt.

Zu dieſem klaren und aufrechten Programm muß ſich heute jeder vernünftige Elſäſſer und Lothringer bekennen.

Landsleute!

Wir verſprechen euch nichts, wir ſagen euch nur: unſere Volksbewegung ſteht über den alten Parteien. Der Kampf, den ſie führt, geht jeden von euch an! Nur wenn ſich unſer Programm durchſetzt, wird es in Elſaß-Lothringen beſſer gehen.

Wenn wir geſchloſſen ſind, werden wir ſiegen. Und wir müſſen ſiegen!

Darum kämpft:
für ein freies Volk in eigenem Land
mit der
Elſaß-Lothringer Partei!

Lagebericht vor den Gruppenführern der Jungmannſchaft am 26. Jänner 1936 in Straßburg

(Auszüge)

Kameraden!

Ich kann meinen Bericht nicht erſtatten, ohne zuvor zu betonen, daß dieſe Tagung etwas beſonderes an ſich hat: ſie ſtellt den Verſuch dar, mit neuen Methoden den politiſchen Willen unſeres Volkes zu bilden und entſprechend zum Ausdruck zu bringen. Unſere Methoden ſind neu, weil es bei uns nicht Sitte iſt und niemals Sitte werden ſoll, daß irgendwo ein kleiner Kreis am grünen Tiſch ſitzt, der die Fäden ſpinnt und die Maſſen der Anhänger lediglich dazu benutzt, um ſie wie die Figuren eines Schachbretts hin und her zu rücken. Bis jetzt iſt es in den Parteien meiſtens ſo geweſen, daß die Leute an der Spitze viel von Demokratie ſprachen, bei jeder Gelegenheit über dies oder jenes abſtimmen ließen, in Wirklichkeit aber ſich um das Volk ſehr wenig kümmerten und untereinander eine Politik oder vielmehr einen erbärmlichen Kuhhandel der verſchiedenen Klüngel trieben. Wir haben von Anfang an eine andere Auffaſſung von der Politik gehabt. Wir reden nicht ſoviel von Demokratie. Wir ſtimmen in unſeren Gruppen und auf unſeren Führertagungen nicht ab. Aber wir ſtehen alle miteinander in ſo enger Fühlung, daß jeder Beſchluß von allen getragen wird. Und für die Durchführung dieſes Beſchluſſes iſt dann jemand tatſächlich auch vor der Gemeinſchaft verantwortlich.

Wir von der Leitung haben euch hier nicht zuſammengerufen, damit ihr durch einen Mehrheitsbeſchluß, den wir mit allerlei Liſten und Kniffen erſchleichen würden, das gutheißen ſollt, was wir im Voraus ausgetüftelt haben. Sondern ihr ſeid hierher gekommen, damit wir alle mit einander die Lage von heute ſehen, wie ſie iſt, und uns darüber klar werden, was von uns aus geſchehen ſoll. Dadurch ſind dieſe Treffen zugleich eine Schulung für uns alle und eine neue Gelegenheit, unſere

Gemeinſchaft zu ſtärken. Die Jungmannſchaft iſt ſo gedacht, daß der Führer jeder Ortsgruppe in ſeinem Dorfe überhaupt einen anerkannten und in jeder Hinſicht geachteten Platz einnehmen ſoll. Dieſes Ziel erreichen wir nicht von heute auf morgen, aber auch dieſe Tagung ſoll dazu dienen, dieſem idealen Ziel näherzukommen. So verſtehen wir das Erſtehen und die Organiſierung einer Elite, einer Ausleſe, die tatſächlich die Leute ſtellen wird, die unſer Volk in eine neue Zeit führen können. Daraus ergibt ſich, daß es nicht wenig bedeutet, in unſerer Bewegung an irgend einer Stelle einen Führerrang zu bekleiden ...

... Ich habe euch heute eine Reihe von Fragen vorzulegen, die für uns von Wichtigkeit ſind. Bevor ich auf ſie des näheren eingehe, will ich einen kurzen Blick auf die außenpolitiſche Entwicklung werfen, wie ſie ſeit dem 14. Juli geworden iſt. Als wir uns das letzte Mal trafen, hatten ſich bereits ſehr wichtige Ereigniſſe zugetragen, die wie Donnerſchläge in das Jahr 1935 hämmerten: das Saargebiet hatte ſich mit einer überwältigenden Mehrheit für die Rückkehr an das Deutſche Reich ausgeſprochen. Die franzöſiſche Politik und das franzöſiſche Anſehen in der ganzen Welt hatten damit einen ſehr ſchweren Schlag erhalten. Die Verblendung und die Dummheit einiger elſaß-lothringiſcher Politiker war in einer Weiſe zu Tage getreten, wie es nur höchſt ſelten vorkommt. Dann führte 1935 die deutſche Regierung plötzlich die allgemeine Wehrpflicht ein. Damit war der Schlußſtein aus dem Gebäude des ſogenannten Friedensvertrages von Verſailles herausgebrochen. Frankreich wollte oder konnte dieſen entſcheidenden Schritt des Führers nicht verhindern. Damit waren wir in Europa faſt am Ende einer Entwicklung angekommen, die ſeit Jahren im Gange war. Die franzöſiſche Außenpolitik hatte bankrott gemacht. Sie war reſtlos auf der Erhaltung der Diktate von 1919 aufgebaut geweſen. Aber ſie war nicht imſtande, dieſe Diktate aufrecht zu erhalten, obſchon ſie zu dieſem Zwecke ſich nacheinander mit faſt allen Staaten oder Stätchen Europas verbündete oder zu verbünden ſuchte. Im Jahre 1935 iſt dieſer Bankrott vor aller Welt offenbar geworden, und als Ergebnis haben wir heute ein Europa, das zerriſſener iſt als je, eine Welt, die von Waffen ſtarrt und ſo voller Spannungen iſt, daß dieſe ſich jeden Tag in unheilvoller Weiſe entladen können.

Die franzöſiſche Politik hat vor allen Dingen eine Frage nicht zu löſen verſtanden: die einer Verſtändigung mit Deutſchland. Sie wurde immer ſo geführt, als ob Deutſchland auf mindeſtens 100 Jahre ausgeſchaltet werden könnte. Wir wußten längſt, und jeder Mann ſieht heute, daß dieſe Annahme grundfalſch war. Aber die franzöſiſche Politik hat immer noch keinen anderen Plan gefunden, und ihre Träger betäuben ſich und andere mit Phraſen ...

... Für uns aber iſt es wichtig zu ſehen, was dahinter ſteckt, denn

auch wir werden ſeit Jahren von denſelben Leuten mit dieſen großen Sprüchen bedacht, und es wird endlich Zeit, daß wir wiſſen, was wir von dieſer ganzen Heuchelei zu halten haben: nämlich gar nichts. Nur das eine müſſen wir wiſſen, daß wir, wenn wir uns nicht auf uns verlaſſen, ganz verlaſſen ſind.

Denn über das, was wir in derſelben Zeit im franzöſiſchen Staat und beſonders in unſerem Lande ſelbſt ſehen konnten, braucht man kaum ein Wort zu verlieren. Es iſt klar, daß auf dieſe Weiſe jedes Volk auf die Dauer ruiniert werden muß. Wir ſehen alſo vor uns den Zerfall eines Syſtems, und damit ſtellt ſich für uns immer brennender die Frage: was haben wir angeſichts einer ſolchen bedenklichen Entwicklung in Elſaß-Lothringen zu tun?

Bevor ich auf dieſe Frage antworte, will ich kurz noch erwähnen, was dieſes Syſtem im letzten halben Jahr in unſerem Lande zuwege gebracht hat. Ich brauche nicht zu betonen, daß ſich die Lage im Elſaß-Lothringen in der letzten Zeit auf allen Gebieten verſchlechtert hat. Auch die bisher wärmſten Verteidiger des Syſtems können heute nicht mehr beſtreiten, daß die Pariſer Regierung uns nicht wirkſam zu helfen vermochte. Ja, es iſt heute offenſichtlich, daß wir als Grenzland den Intereſſen des Generalſtabes und einer bis zur Erſchöpfung getriebenen Rüſtungspolitik rückſichtslos geopfert werden. Elſaß-Lothringen iſt dazu beſtimmt, im nächſten Kriege das tote Trichterfeld eines verwüſteten Niemandslandes zu werden. Und es iſt, als ob ſich jetzt ſchon die Schatten dieſes Verhängniſſes über alles in unſerem Lande legten und insbeſondere jeder wirtſchaftliche Aufſchwung und jede neue Unternehmung gelähmt oder ganz unterbunden werde. —

... Wir haben alſo auch hier uns gegenüber, genau wie auf dem Gebiete der Außenpolitik, die Herrſchaft der Phraſe. Die Phraſe lautet: „Selbſtbeſtimmungsrecht der Völker; wir wollen nichts als den Wunſch der Elſaß-Lothringer erfüllen.“ Die Wirklichkeit iſt: rückſichtsloſe Machtpolitik. Wir werden ſolange nicht beachtet, wie wir uns nicht ſelbſt Achtung verſchaffen.

Aus dieſen Feſtſtellungen müſſen wir ein für allemal zwei Schlüſſe ziehen, ſonſt hat unſer ganzes Handeln keinen Sinn:

Erſtens: unſere Politik kann nicht von Paris, ſondern nur und allein von Straßburg ausgehen.

Zweitens: um unſer Volk aus der Sackgaſſe herauszuführen, und um ihm die Stellung zu verſchaffen, die es zu ſeinem Leben braucht, müſſen wir kämpfen, und zwar nach zwei Seiten hin kämpfen. Kämpfen zuerſt gegen das Syſtem von Paris, kämpfen ſodann gegen alle Halbheit und allen Verrat im eigenen Land, gegen die ſchmutzige Bonzenpolitik der Parteien, um die Einigkeit unſeres Volkes auf der Grundlage einer wahren Volksgemeinſchaft zu verwirklichen ...

Abb 9:
Michael Wolljung, Führer der Ortsgr. 66, Geisweiler

Abb. 10:
Adam Fichter, Ortsgruppe 70, Uhrweiler

Abb. 11:
Michael Nieß-Koch, Hunspach

Abb. 13:
Scheur, Ortsgruppe 16, Hirschland

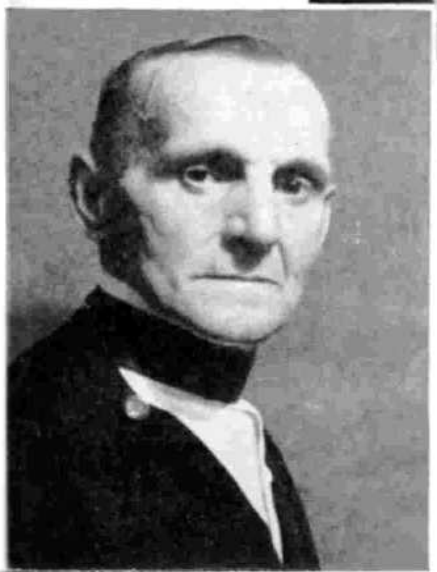


Abb. 12:
Mich. Barth, Ortsgrup. 4, Ittenheim

Abb. 14:
Michael Schuler, Ortsgruppe 40, Ingolsheim

Abb. 15:
Martin Bossert, Ortsgruppe 40, Ingolsheim

Abb. 16:
Richard Liebrich, Ortsgr. 1, Straßburg, als Freiwilliger an der Ostfront schwer verwundet

Abb. 18:
Gottfried Weber, Ortsgr. 25, Morsbronn, als Freiwilliger im März 1942 an der Ostfront vermißt

Abb.: 17
Dr. Alexander Kraemer, Mitglied des Rates d. Leitung, Schatzmeister der Jungmannschaft und Elsaß-Lothr. Partei

... Wir gingen hinaus und verſuchten zu organiſieren, und zwar organiſierten wir, ich glaube das ſagen zu können, mit neuen Methoden und vor allen Dingen mit einem neuen Geiſt. Ihr könnt ſchwer ermeſſen, welche Mühe es gekoſtet hat, dieſe neue Organiſation gewiſſermaßen aus einem Nichts aufzubauen. Wir waren ganz auf uns ſelbſt geſtellt. Wir wurden von niemand unterſtützt.

Wenn einer unſerer Kameraden eine Reiſe machte, mußte er die ganzen Koſten mit ſeinem Taſchengeld begleichen ...

... Heute ſind wir über die erſten Schwierigkeiten hinaus. Aber es iſt ganz gut, daß wir an dieſem Tage, wo wir gewiſſermaßen in einen zweiten Abſchnitt unſerer Bewegung eintreten, noch einmal daran denken, mit wie wenig Mitteln und Leuten wir begonnen haben. Auch wenn heute unſere Organiſation noch klein iſt, ſo ſteht doch feſt, daß ſie bereits eine politiſche Macht darſtellt. Ich ſage das nicht, um unſere Verdienſte ins Licht zu ſtellen, ſondern um daraus eine wichtige Lehre zu ziehen. Dieſe Lehre iſt, daß eigentlich zu einem Werk nur zwei Dinge nötig ſind: eine richtige Idee, von der man ganz erfüllt iſt, und zweitens der entſchloſſene Wille, dieſe Idee durchzuſetzen. Ich glaube, daß in unſerem Falle bis jetzt noch niemals bewieſen wurde, daß unſere Idee falſch iſt. Hingegen zeigte es ſich, daß zähe Arbeit auch unter ſchwierigen Umſtänden ihre Früchte trägt.

Ich habe vorhin ſchon auf das Beſondere unſerer Organiſation hingewieſen. Sie war bis jetzt nie beſtrebt, zuerſt die Maſſe zu erfaſſen. Sie wollte zuerſt an die Elite herankommen und ſo nach und nach das ganze Land mit einem Netz von Zellen überziehen. Ich behaupte: wenn dieſes Netz von Zellen vollſtändig iſt, haben wir auch die Maſſe.

Denn unſere Zellen können keine künſtlichen Gebilde, ſondern müſſen Kerngruppen mit eigenem Leben ſein, die von ſich aus tätig ſind und um ſich herum wirken ...

... Aber neben der neuen Methode ſuchten wir auch einen neuen Geiſt zu bringen. Dieſer Geiſt bedeutet, daß man das Moraliſche nicht vom Politiſchen trennen kann. Wir ſagen immer, die elſaß-lothringiſche Politik iſt nicht in erſter Linie eine Frage der Geſcheitheit, ſie darf nicht eine Kunſt des Möglichen ſein, ſondern die elſaß-lothringiſche Politik iſt zuerſt und vor allem eine Angelegenheit der Geſinnung und des Charakters.

Schlaue Politiker haben wir genug, aber anſtändige Politiker haben wir zu wenig!

Darum kann eine Beſſerung nur von dieſer Richtung her kommen. Endlich müſſen ſich einmal die anſtändigen Männer zuſammenſchließen, um eine anſtändige Politik zu erzwingen.

Ihr müßt euch aber Rechenſchaft darüber geben, daß wir damit eine Revolution unternehmen wollen, daß heißt, daß wir nicht nur eine

Änderung dieſer oder jener Kleinigkeit, ſondern eine Umwälzung von Grund auf anſtreben. Damit hängt etwas Anderes zuſammen, das gerade ihr als Gruppenführer einſehen und verſtehen müßt: nämlich, daß wir auf ſehr lange Sicht arbeiten. Ich bin mir wohl bewußt, daß hier Schwierigkeiten liegen. Man kommt viel leichter an die Leute, wenn man ihnen für morgen oder übermorgen ſchon handgreifliche Reſultate in Ausſicht ſtellt. Man gewinnt leicht viele Leute, wenn man ihnen zeigt, daß man ſofort dafür ſorgen wird, daß ihr Geldbeutel oder ihr Magen voller wird. Es iſt nun einmal ſo in der Welt, daß die meiſten Menſchen hauptſächlich für das Sinn haben, was ſie mit den Händen greifen können. Ich bin ſicher, daß ihr alle manchmal euch ſchon die Frage vorgelegt habt, oder daß ſie euch von Kameraden der Gruppe oder Außenſtehenden vorgelegt wurde: „Wie ſtehen wir zu der Weizenfrage? Wie ſtehen wir zu dem Zollgeſetz? Wie ſtehen wir zu der oder jener Forderung der Bauern, der Arbeiter oder eines anderen Standes?" Ihr aber als Gruppenführer, ſelbſt wenn eure Mitglieder nicht alle das nötige Verſtändnis mitbringen, müßt wiſſen, daß unſere Bewegung alle dieſe Fragen nicht unterſchätzt, daß ſie aber von einer anderen Seite her an ihre Löſung gehen will.

Durch ein Bild möchte ich euch meine Gedanken deutlich machen: Wir ſtehen in einem Feld, in dem es wüſt und übel ausſieht. Darüber ſind ſich alle Leute einig. Der ganze Acker iſt von Unkraut überwuchert. An manchen Stellen ſchillern leuchtende Blumen. Aber, wer näher zuſieht, merkt, daß die Blumen und Früchte giftig ſind. Da machen die Leute auf dem Acker verſchiedene Vorſchläge. Die einen ſagen: „Wir hauen die ſchlimmſten Wucherungen und Auswüchſe ab." Andere, die etwas gründlicher und radikaler ſind, ſagen: „Wir zünden das ganze Unkraut an", und brennen den Acker aus. Wir aber beginnen damit, das ganze Feld umzuackern, und zwar mit ganz tiefen Furchen, mit ſo tiefen Furchen, wie unſer Eiſen in den Boden reichen kann. Wenn ſich nun alle Leute an die Arbeit machen, dann werden die anderen beſonders am Anfang über uns ſpotten. Denn tatſächlich ſind wir auch nur wenige und haben zu Beginn auch nur mangelhafte und ſpärliche Werkzeuge. Die anderen aber ſind in der großen Mehrzahl, denn mit einer guten Senſe hat man bald allerhand Geſträuch abgehauen, und, wenn man gar das Feuer anzündet und ſowieſo ſchon vieles dürr iſt und gar noch der Wind hilft, dann braucht man gar nichts mehr zu tun, ſondern es frißt ſich alles von ſelber auf. Wir aber laſſen uns in unſerer ſtillen, gewiß mühſameren Arbeit nicht beirren. Wir hacken und graben und ackern ruhig weiter. Und mit der Zeit werden auch noch andere den Unterſchied merken und die beſten nach und nach zu uns kommen. Denn bei uns kommt das Unkraut nicht wieder, wenn wir es in ſeinen Wurzeln ausgerottet haben. Bei den anderen jedoch ſchießt es bald noch viel

üppiger hoch, denn ſie haben wohl den Erfolg des Augenblicks gehabt, aber ihr Boden blieb unverändert und ihren Sumpf haben ſie nicht ausgetrocknet. Ich bitte euch, über dieſes einfache Gleichnis nachzudenken.

Wir müſſen alle viel Geduld haben, oder wie man das bei Männern eher nennt, eine unbeirrbare, zähe, geradezu fanatiſche Entſchloſſenheit! ...

... Wir wollen auch in dieſen zweiten Abſchnitt unſeres Kampfes mit geſtärkter Zuverſicht und guter Hoffnung eintreten.

Wenn ich mit dem Gleichnis von vorhin ſchließen darf, ſo möchte ich ſagen: unſere Arbeit, die manchmal undankbar ſcheint, iſt doch eine gute Arbeit. Einmal wird unſer Acker, den man einſtmals einen ſchönen Garten genannt hat, wieder ſauber und fruchtbar ſein. Und wenn wir ſelbſt es nicht mehr erleben, ſo ſollen doch dereinſt unſere Kinder ſich an dem Wogen des goldenen Korns erfreuen und vielleicht denken: weil die Väter ſo treu für unſeren Acker geſorgt haben, wollen auch wir ihn ſauber und in Ehren halten für die, welche nach uns kommen.

Nein!

Mit dem Hinweis auf dieſen Aufſatz, der am 21. Hornung 1931 in der zweiten Nummer der Beilage „Jungmannſchaft" zur „Elſaß-Lothringer Zeitung" erſchien, eröffnete der franzöſiſche Staat acht Jahre ſpäter, kurz vor Ausbruch des Krieges, im Auguſt 1939, gegen den Verfaſſer ein Ausbürgerungsverfahren, das mit ihm ſeine ganze Familie treffen und ſich ſogar auf ein noch nicht geborenes Kind erſtrecken ſollte. (Siehe auch S. 241 den Brief vom 22. Dezember 1939 aus dem Gefängnis von Nanzig an den Juſtizminiſter in Paris.)

Jungmannſchaft iſt nur ein Verſuch. Und zugleich ein Anfang. So iſt unſer Beſtreben zu verſtehen, das vielleicht mehr aus dem Rahmen des Herkömmlichen fällt, als es heute noch den Anſchein hat.

Nachſtehend aber möchten wir ſelbſt auf eine Beſonderheit hinweiſen, die andern bereits aufgefallen ſein mag: hier melden ſich in ſcharfem Gegenſatz zum franzöſiſchen Staat junge Menſchen, die nicht „durch die deutſchen Schulen gingen", von denen es nicht gilt, daß ſie „Mühe haben, ſich in den neuen Zuſtand zu fügen", junge Menſchen kurz, die von Frankreich und ſeinen Einrichtungen wohl etwas wiſſen müſſen, weil ſie ſeine Mittel- und Hochſchulen beſuchten, ihre Prüfungen mit Altfranzoſen zu beſtehen hatten und dann neben denſelben im Leben ſich behaupten müſſen. Durch uns iſt es Tatſache, daß die noch unlängſt vom Straßburger Präfekten geprieſene Opfertheorie, wonach von ſelbſt alles zufrieden würde im franzöſiſchen Elſaß-Lothringen, wenn die Alten ge-

ſtorben ſeien, falſch iſt. Denn in Wirklichkeit beruht, ob dies eingeſtanden oder verſchwiegen wird, doch in Paris die große Hoffnung auf den Jungen, auf den mit franzöſiſcher Ziviliſierung an die Stelle der Deutſchgebildeten Kommenden.

Wenn ſo alſo die Abſterbeerwartung der Einwelſcher zunichte wird, können ſie höchſtens noch abſchätzen, wie die zahlenmäßige Verteilung ihrer Anhänger und unſerer Geſinnungsgenoſſen ſich ſpäter auswirken wird. Jetzt aber glauben wir ſchon, daß dieſe Berechnung ſich an vielen Unbekannten ſtoßen dürfte.

Für die Abwehrſtellung der Älteren wurden immer billige Erklärungen von Paris erfunden. Von ihnen „war es eben nicht anders zu erwarten geweſen". Es mag ſchwieriger werden, den Urſprung unſerer Haltung nach denſelben Rezepten zu deuten.

Heranwachſend ſind wir langſam in das öffentliche Leben geſtellt worden, ohne die feſten, mannigfachen Bindungen, die anderwärts die Jungen erfaſſen. Mit dem ſelbſtverſtändlichen Hang, uns auf feſten Boden zu ſtellen, haben wir zuerſt nichts gefunden, als unſer elſaß-lothringiſches Volk, das für uns trotz allen Einreden eine lebendige Wirklichkeit iſt.

Von dieſem Volkstum aus traten wir im Gegenſatz zu unſeren Altersgenoſſen anderer Länder prüfend an den Staat heran, der es zu umfaſſen vorgab. Für uns iſt kein Staat etwas Selbſtverſtändliches, ſondern nur dann zu Recht, das heißt letztlich ein wahrer Staat, wenn er beſtimmte Bedingungen erfüllt, die man vielleicht ſo zuſammenfaſſen kann: wenn er unſer Volkstum wahrt und fördert.

Über die Art unſeres Volkstums ſtreiten wir nicht mehr. Sie ſteht als deutſch — und wir ſetzen voraus, daß die dümmſten Gegner wohl verſtehen, daß dieſes Wort nicht politiſch aufgefaßt werden muß — einfach feſt. Daher konnte der Pariſer Staat von heute, der bis 1918 mit Ausnahme der unbeachteten Bretonen, Basken, Vlamen und Italiener nur Franzoſen umfaßte, ohne Anpaſſung uns nicht gerecht werden. Er konnte, ſo wie er war, nicht unſer Staat ſein.

Nun hat jedoch dieſer Staat, ſeit er unſer andersgeartetes, ihm fremdes Volkstum in ſich ſchließt, ſich in nichts geändert. Im Gegenteil ging von der erſten Stunde an von Paris die Loſung aus, daß wir uns anzupaſſen hätten. Es iſt erſtaunlich, daß dieſe ſinnloſeſte Forderung auch nur erhoben wurde. Denn mit ihr maßt man ſich an, die Entwicklungsrichtung aller menſchlichen Gemeinſchaftsweſen ſeit Jahrtauſenden umzukehren. Niemals iſt der Staat vor dem Volk geweſen. Zuerſt muß ein Volk beſtehen, über das ſich das Gefüge des Staates feſt und doch anſchmiegend ſpannt, der allerdings unter großen Männern, die eben die im Volk ruhenden eigentümlichen Fähigkeiten wecken, rückwirkend wieder dieſes Volk entwickeln und höher führen kann.

Volk kommt vor Staat.

Weil dieſe Wahrheit vergewaltigt wurde, entſtanden unausgeſetzt Spannungen ſeit der Einverleibung unſeres Landes in Frankreich. Man kann nur den Kopf ſchütteln, wenn man die Mittel und Weiſen ſieht, mit denen das letztere eine unmögliche Löſung ſucht. Denn ſeine Löſung wäre nur dann denkbar, wenn die Lebenskraft der anderthalb Millionen Menſchen zwiſchen Vogeſen und Rhein und in Deutſchlothringen am Erlöſchen wäre.

Von elſaß-lothringiſcher Seite aus hat man eine Löſung in der Errichtung der Autonomie unſeres Landes innerhalb des franzöſiſchen Staatsrahmens geſehen. Bis auf den heutigen Tag hat in Paris noch kein Menſch auch nur daran gedacht, uns hier einen Schritt entgegenzukommen. Die deutlichſte Antwort aber erhielten die Autonomiſten im Kolmarer Komplottprozeß 1928. Und doch könnte die vom Heimatbund und ſpäter von den autonomiſtiſchen Parteien vorgeſchlagene Sonderſtellung Elſaß-Lothringens einen durchaus auch für Frankreich annehmbaren Vergleich bilden. Wir ſagen Vergleich, denn wenn auf der einen Seite Frankreich ſich dazu entſchließen müßte, für einen Teil ſeines Staatsgebietes auf nun ſeit zehn Jahren ausgeübte Vorrechte zu verzichten, ſo müßten auch wir den grundſätzlichen, das heißt unbedingten Anſpruch auf völlige Eigenregierung und -verwaltung zurückſtellen. Unſer Zugeſtändnis ginge ungleich viel weiter.

Es iſt merkwürdig genug, daß bis heute nur immer die „ſchweren Opfer" betont werden, die Frankreich dann zu bringen hätte. Kaum wird jemals das Entgegenkommen erwähnt, das wir ſeit Jahren anbieten.

Wir verweilen keinen Augenblick bei der lächerlichen Erörterung, ob wir überhaupt etwas beanſpruchen „dürfen". Ein rechtliches Hindernis gibt es, wenn, wie oben dargetan, das Volkstum erſtrangig iſt, natürlich nicht, und die Leute mit den Wörtern von der „Heiligkeit unſeres Vaterlandes" und dem „Frevel dagegen" werden bereits bemerkt haben, daß ſie damit von vornherein an uns vorbeireden. Es bleibt daher nur noch die Erwägung der Möglichkeiten, der für die Geſcheiten „eminent politiſchen" Frage. Wir wollen in dieſem Aufſatz nicht unterſuchen, welche Stellung Elſaß-Lothringen in Europa einnehmen könnte. Nur ſollten diejenigen, welche jederzeit mit der Unabänderlichkeit der durch Verſailles geſchaffenen Zuſtände wichtig tun, doch etwas vorſichtiger ſein, denn gerade der Akt, auf den ſie ihre von nun an ewig ruhende Weltordnung aufbauen, hat einen nicht lange vorhergehenden — abgeändert.

Hoffentlich iſt heute ein Einlenken Frankreichs nicht ausgeſchloſſen. Sonſt käme Elſaß-Lothringen in ſeinem Rahmen wegen der großen eigenen Lebenskraft nicht mehr zur Ruhe. Vor 60 oder 70 Jahren noch konnte ein Staat es unternehmen, fremdes Volkstum nach mehr oder minder langer Zeit aufzuſaugen und umzuprägen. Heute, nachdem der

Volkstumsgedanke zu ſtärkſtem Leben erwacht iſt, kann hiervon ſelbſt dann keine Rede mehr ſein, wenn das Staatsvolk ſehr kraftvoll iſt. Ohne die Lebensfähigkeit des franzöſiſchen Volkes zu unterſchätzen, wiſſen wir, daß es nicht imſtande ſein wird, uns zu „aſſimilieren", das heißt uns ihm gleichzumachen.

An dem Tage aber, wo Paris uns endgültig überzeugt hätte, daß es nie auf ſein bisher unzweifelhaftes Gleichmacherſtreben verzichten wollen wird, daß es niemals auch nur das Geringſte zur Genehmigung unſeres Eigenlebens in ſeinem Verband, alſo unſerer Autonomie, tun wird, müßten wir Separatiſten ſein, das heißt, könnten wir die Rettung unſeres Volkes nur in einer Trennung von Frankreich ſehen.

Zuerſt kommt uns unſer Volk. Wir werden immer dort ſein, wo wir ihm zu dienen glauben. Deshalb kann unſere folgerichtige Stellungnahme nicht anders ſein. Das ſollte man auf der andern Seite zu verſtehen ſuchen, auch wenn es peinlich berührt. Wir brauchen uns gar nicht gegen den Vorwurf zu wehren, daß wir alles haſſen, was von Frankreich kommt. Die Tatſache allein, daß wir heute mit unſerem Volk in ſeinen Grenzen ſitzen, beweiſt unſer Vertrauen zu Frankreich. An ihm iſt es, den letzten Reſt davon nicht zu nehmen. Wir haben auch als Junge von einem maßvollen Ton nicht laſſen wollen. Aber wir müſſen ſagen, daß uns das Vertrauen nicht leicht gemacht wird. Wir glauben, daß niemand mehr als wir Sehnſucht hat nach dem Staat. Nach dem feſten Staat der Ordnung und der Zucht, der jedem Volksgenoſſen das Seine gewährleiſtet. Es geht überall durch die Jugend wie ein Hunger nach Autorität in dieſem Gewirr der Zeit. Autorität aber iſt nur, wenn ſie von Gott gewollt, das heißt aus natürlich gewachſener Gegebenheit entſteht. Gerade Frankreich, von dem wir im beſonderen ſoviel verlangen müſſen, macht es uns auch im allgemeinen nicht leicht. Manche Pleiten z. B., die zu einem Skandal des Staates geworden ſind, ſcheinen kaum dazu angetan, Junge für dieſen zu begeiſtern.

Und doch, unbeſcheiden ſprechen wir es aus, könnte es vielleicht von Wert ſein, auch uns zum Bejahen zu bringen. Denn vielleicht dürften manche ſich fragen, ob es die ſchlechteſten ſind in der elſäſſiſchen und lothringiſchen Jugend, die dem Pariſer Staat gegenüber heute nein ſagen.

Der Wille der „geopferten Generation"

Es iſt üblich geworden, ſagen wir es frei heraus, auch in heimattreuen Kreiſen aus alten Büchern, Handſchriften und Dokumenten unſeres lieben Elſaßländchens, — ach es iſt ja ein Ländchen nur, deſſen Geſchichte zugleich immer auch die Geſchichte anderer war — Urkunden auszu-

graben, ſchöne Sätze, kernige Sprüche, die alle etwas von dem Stolz unſerer Ahnen, von der Freiheit ihrer Gaue, von dem guten, alten Recht in ihrem Lande zu ſagen wiſſen. Sie ſind alle ein einziger großer Beweis für die Angeſtammtheit unſerer deutſchen Kultur. Man müßte eigentlich, um eine gewiſſe kränkelnde Art von Menſchen bei uns nicht zu Huſtenanfällen zu reizen, nicht von „deutſcher" ſondern von „elſäſſiſcher" Kultur reden und ebenſo von „lothringiſcher". Von „elſaß-lothringiſcher" Kultur zu reden würde ſchon wieder ein Hüſteln hervorrufen, weil der Begriff „Elſaß-Lothringen" peinlich an Bismarck erinnert.

Mich beſchleicht, je älter ich werde — als wir franzöſiſch wurden, war ich noch ein kleiner Schulbub — die Sorge, wir geraten, will ſagen, wir bleiben in der Enge, in einer geiſtigen Kleinſtadtatmoſphäre, daß ſie übler nicht gedacht werden kann. Um uns dem Verdacht nicht auszuſetzen, mit den feindlichen Brüdern jenſeits des Rheins zu paktieren — ſie haben nach öffentlicher Meinung feindlich zu ſein, und daß ſie feindlich ſind, hat wiederum die öffentliche Meinung zu ſein — hütet man ſich ängſtlich und in erbärmlicher Feigheit davor, das deutſche Geiſtesleben auch nur aus einem ſpitzen Winkel zu ſtudieren. Ach ja „ſtudieren". Iſt das noch elſäſſiſch? Das erinnert doch ſtark an die Brillengläſer des „oncle" Hanſi und ſeiner „Schwowe" mit dem grünen Hütchen. Der Elſäſſer iſt halt eine vorſichtige Natur und weiß das ganz genau. In ehrlichen Anwandlungen, die auch bei ihm vorkommen, iſt er ſogar der Selbſtironie fähig. Hiermit weiſe ich mich übrigens als einer aus, ein ganz echter Elſäſſer, aber ich muß hinzuſetzen, daß ich für einen Menſchen, der auf die Dauer nur Anwandlungen von Ehrlichkeit hat, ſtatt in ſeinem ganzen Tun und Laſſen ein ehrlicher Menſch zu ſein, keine hohe Achtung übrig habe.

Die Ehrlichkeit liegt vor allen Dingen auch im Bekenntnis zum Blut, das in den Adern fließt, zu dem Volkstum der Ahnen, zu dem Heimatboden, auf dem wir durch göttlichen Willen leben ſollen wie unſere Altvordern, treu weitergebend, was ohne unſer Verdienſt an hohen Gütern durch die Treue vieler Geſchlechter auf uns vererbt wurde. Und das ſcheint mir eine verſteckte Lüge, daß wir den andern, unſern Befreiern, nicht offen ins Geſicht ſagen wollen, ja uns ſelbſt noch vielfach nicht zu geſtehen wagen, daß wir kulturell zu einem Kreis gehören, der bis zu den Niederlanden und Flandern hinauf „und her wieder bis an Ungarland" reicht, wie ſchon Walther von der Vogelweide ſang. Die Alten haben das gewußt. Ha, ein Otfrit von Weißenburg, ein Hartmann, ein Gottfried von Straßburg, die ſchämten ſich freilich nicht ihrer volklichen Zugehörigkeit! Wenn an dieſer Stelle — ehe ich weiter fahre — einer unſerer Entwurzelten aufbegehrt, möchte ich ihn mit einem ironiſchen Nietzſcheſprüchlein beruhigen: „Gut deutſch ſein, heißt ſich entdeutſchen."

Wir Jungen, ſagte ich, wollen uns gegen die Verlogenheit im Lande wehren. Wenn wir für die Wahrheit kämpfen wollen, ſo wollen wir für die ganze Wahrheit kämpfen. Und das wollen wir. Es iſt uns nicht nur die Pflicht des Blutes in unſern Adern, es iſt nicht nur der heilige Ingrimm, den wir von einer welſchen, uns wider die Natur gehenden Schulbank her ſeit Jahren in uns tragen, weil wir dort als „geopferte Generation" unſere Jugend verpfuſchen laſſen mußten, — es iſt uns wahr zu ſein, vor allem auch eine religiöſe Angelegenheit! Das Wort, daß alle Obrigkeit von Gott iſt, müſſen wir ſo verſtehn, daß nur dort wahre Obrigkeit iſt, wo ſie ſich von Gott herleitet. Wie könnte unſere jetzige ſolchen Anſpruch erheben! Wir wagen es zu denken und zu ſagen, daß wir unſerer jetzigen Obrigkeit zwar gehorchen, ihr gegenüber uns aber nicht als Untertanen fühlen. Wir wagen es als eine Jugend, die um ihre Anſprüche an das blühende Geiſtesleben, um ihr Naturrecht auf das deutſche Volkstum in ſeiner geiſtigen Höhe betrogen, vor aller Welt zu ſagen, daß wir uns gegen eine derartige Befreiung auflehnen werden, ſolange es noch aufrechte Jugend in Elſaß-Lothringen gibt.

Wir wollen nicht den Anſchein einer gepeitſchten Hammelherde erwecken, wir wollen unſere Köpfe, beſonders in der Jugend aufrütteln zur Selbſtbeſinnung. Wir wollen aus dem Duckmäuſertum und der Reſignation heraus in die Tat. Die Tat beginnt an uns ſelbſt. Wir wollen uns bilden an unſerem Volkstum, womit wir alles geiſtige Gut deutſcher Sprache, nicht nur der beiden Kulturprovinzen Elſaß und Lothringen meinen! Wir wollen uns keine Mühe zu groß ſein laſſen, um an uns wieder auszubeſſern und nachzuholen, was unſere Befreier durch ihre unwürdige Schulmethode der kulturellen Erdroſſelung an uns zerſtört haben und verkümmern ließen. Wir werden auch keine Ausgaben ſcheuen dürfen. Wir wollen Opfer dafür bringen lernen! Wir wollen uns gegenſeitig anregen und anfeuern, zu geiſtigem Leben auf der Grundlage unſeres Volkstums, wie es allein zu wirklicher Bildung führt und unſerem Gewiſſen und Blut entſpricht. Wir werden es uns nicht nehmen laſſen, auch deutſche Bücher und Schriften aus alter und neuer Zeit zu leſen.

Alles kennen lernen! Mit dieſem Grundſatz allein kommen wir aus der Enge „elſäſſiſcher Geiſtigkeit" — wenn man dies Wort prägen darf, ohne groteſk zu wirken.

Wir wollen auch — und das iſt das Gelöbnis einer elſäſſiſchen Jugend, die es mit der ſprichwörtlichen Charakterloſigkeit der Elſäſſer und Lothringer endlich ſatt hat — wir wollen unſer Bekenntnis mit dem wir auf Lebenszeit unſerer Heimat die Treue gelobten, nicht verhehlen; nicht verhehlen, daß wir glauben an unſeres Volkes edle Art und an ſeine göttliche Beſtimmung, an unſerer Väter und unſeres Blutes heilige Verpflichtung, daß wir unſerem Volke dienen, wenn wir uns

ſelber treu ſind, wie unſer Volk der Menſchheit dient, wenn es ſich ſelbſt die Treue hält.

(Dr. F. Spieſer — Beilage „Jungmannſchaft" — 7. Hornung 1931.)

Unliberal

Die Jugend wendet ſich überall vom Liberalismus. Man hat mit Recht ſchon geſagt, daß die Jugend im liberalen Menſchen den Feind erkennt. Die Klärung iſt vielerorts ſchon erheblich vorgeſchritten. In unſerem Lande ſtehen wir noch in den Anfängen, weil beſondere Ereigniſſe durch ihre verwiſchende und verwirrende Wirkung dieſe notwendige Auseinanderſetzung verzögert haben. Aber auch unſere Jugend wird ſich vor dieſen Fragen entſcheiden, und zwar um ſo unerbittlicher, als nirgends mehr Unglück angerichtet wird durch den Liberalismus, als bei uns, denn er iſt die Zerſetzung des natürlich Gewachſenen.

Der Liberalismus iſt das Syſtem der Leute, die durch Erhebung der Mittelmäßigkeit zur allein gültigen Regel ſich den möglichſt ungehinderten Genuß des Lebens durch die Ausbeutung der Dummen ſichern. Denn der Liberalismus ſetzt neben den Geſchäftigen und Nutznießern auch die Dummen voraus, die ſich durch tönende Worte und elegante Geſten beruhigen und leiten laſſen. Dieſe Dummen ſind nun ſeit Jahrzehnten blökend mitgelaufen, wenn ihnen die Geriſſenen trompetend vorherliefen. Mit begeiſterten Augen haben ſie gen Himmel geſchaut, den die Leiter ja aller Geheimniſſe entkleidet zu haben vermeinten, und ſich wonnig im Bewußtſein gebogen und geſtreckt, die „Freiheit" und den „Fortſchritt" zu beſitzen. Alle „Errungenſchaften" waren erreicht oder nahe daran verwirklicht zu werden: die vollendete, unumſchränkte, beſeligende „Demokratie" ſtand gerade vor der Türe.

Seitdem iſt manche Verwirklichung ausgeblieben oder ſo ſchäbig geworden, daß die Gutmütigſten aufzumucken beginnen und darob den Schlauen, den Schlagwortwerfern und Paukenſchlägern der Kamm rot zu werden beginnt. Wir können gar nicht mehr zu den Harmloſen gehören, weil wir jung ſind. Die Liberaliſten haben ein ſauerſüßes Lächeln, wenn ſie unſeren Abſtand und unſere Gegnerſchaft mit dem „umſtürzleriſchen Drang aller Jugend" erklären möchten. Sie wiſſen ſelbſt, daß etwas anders geworden iſt. Während ſich im vorigen Jahrhundert die Jungen für die liberaliſtiſchen Schlagworte auf den Barrikaden totſchlagen ließen, ſtehen ſie heute der Lockung ſtumm und kalt gegenüber, um nur auf die Gelegenheit zu warten, einem Regime vorzeitig ein Ende zu bereiten, das ſich ſonſt naturnotwendig ſelbſt morden wird in abſehbarer Zeit.

Poincaré iſt der Typ des weſtlichen Liberalismus. Wie dieſer will er nicht und muß er doch bald ſterben. Sie gehören beide der Vergangenheit an und ragen nur durch ihre Auswirkung in die Gegenwart hinein. Die Zukunft wird endgültig mit ihnen aufräumen.

Verſailles iſt eine Errungenſchaft des Liberalismus aus dem Weſten. Die Wilſonſchen Punkte über das Selbſtbeſtimmungsrecht der Völker, den Schutz der Minderheiten, über die Neuordnung der Völkerbeziehungen waren liberaliſtiſche Schlagworte. Die ſogenannten Verträge in der Folge waren liberaliſtiſche Wirklichkeiten. Ihr Verhängnis wird ſein, daß die Beſiegten geradezu zur Erkenntnis gezwungen werden, wie dumm ſie ſich durch die Schlagworte machen ließen, und die Völker der Sieger innewerden, daß der geſchaffene Zuſtand auch für ſie gefährlich iſt, weil er die natürliche Entwicklung beugen und vergewaltigen will.

Schlagworte ſind oft nützlich. Sie können aber auch gefährlich werden, wenn ſie geſchickt umgekehrt werden. Heute iſt für nur mittelmäßig Einſichtige ſchon deutlich geworden, daß der Liberalismus das Selbſtbeſtimmungsrecht nur dort zuließ, wo es den Intereſſen ſeiner Klüngel zuträglich ſchien. Auch die geſchickteſten Zungen können nicht alles verſchleimen. Es iſt geradezu lächerlich anzuſehen, im Namen welcher „Prinzipien" z. B. gegen den Zollzuſammenſchluß Deutſchlands und Öſterreichs Verwahrung eingelegt wird. In Anwendung der von den liberalen Menſchen erfundenen „Theorien" und „Idealen" iſt dieſe Annäherung ganz ſelbſtverſtändlich. Nach liberaliſtiſcher „Weltanſchauung" gibt es nur gleiche und freie Völker. Die einen müſſen daher frei und ſo über ſich verfügen können, wie es die andern ebenfalls tun. Gerade nach liberaliſtiſcher Theorie kann ſogar gegen den völligen Anſchluß Öſterreichs an Deutſchland gar nichts vorgebracht werden. Daß es doch getan wird, zeigt, daß die Theorie unehrlich iſt und nur das Machtſtreben verdecken ſoll. So iſt es zwiſchen den Völkern, wo der „Imperialismus" des Gegners mit allen Mitteln niedergekämpft wird, die aber geſchickt unter dem Schleim der „Prinzipien" und dem Blinkfeuer der Schlagworte verborgen ſind. So iſt es innerhalb des Staates, wo mit der geradezu lächerlichen Abfütterung des Wählers ſich der liberaliſtiſche Klüngel eine ergiebige Ausbeutung hinter der ohnmächtigen Schwerfälligkeit des Parlamentarismus zurechtfingert.

Vom Liberalismus haben wir in Elſaß-Lothringen eine Anwendung erfahren, daß ſich niemand über unſere Verachtung wundern ſollte. Im Namen der Brüderlichkeit hält man uns das vor, was in aller Welt am ſelbſtverſtändlichſten iſt: den Unterricht und die Schule in unſerer Sprache. Im Namen der Gleichheit werden wir in den Einheitsſtaat geſtampft und haben dieſelben Grundrechte nicht wie andere Staatsbürger. Im Namen der Freiheit ertragen wir die ſchlimmſte Unterdrückung, die es gibt: die an unſerer Seele.

Poincaré hat einmal von den „freien Ländern" mit der verblüffenden Selbſtverſtändlichkeit geſprochen, die ſeine Landsleute und ihn beſonders kennzeichnet. Er wird nie daran zweifeln, daß Frankreich das freieſte Land iſt. Wir können ihn ſchließlich auch nicht belehren. An uns iſt es vielmehr, unſerem Volke zu zeigen, daß der Liberalismus und all ſein Wortſchwall nichts ſoll, als auch uns gewiſſen Intereſſen dienſtbar zu machen. Wir verzichten auf die Samtpfoten, wenn darunter die eiſernen Krallen immer hervorkommen.

Wir müſſen in Elſaß-Lothringen gegen den Liberalismus angehen, denn er iſt, wie irgendwo erklärt wird, „die Freiheit, keine Geſinnung zu haben, und gleichwohl zu behaupten, daß eben dies Geſinnung iſt". Tritt er uns in dieſer Deutung nicht geradezu als die Geſinnung oder vielmehr die Geſinnungsloſigkeit entgegen, die leider allzuoft die Menſchen unſeres Landes kennzeichnet?

Da wird uns am klarſten, daß Liberalismus als Hochzerrung und Freiſtellung des Individuums Zerſetzung bedeutet. Es iſt doch ſo gegenwärtig, daß viele Leute, ſofern es ihnen zufriedenſtellend geht, ſich nicht um das Los ihrer Volksgenoſſen kümmern, geſchweige denn ein Opfer für deren Not zu bringen bereit ſind. Ja, ſoweit iſt die Zerſtörung ſchon an die letzten Zellen gelangt, daß die Eltern nur ſchwach oft und manchmal überhaupt nicht mehr gewahr werden, was ihren Kindern in der welſchen Schule angetan wird. Durch die Zerſetzung iſt nicht nur der Widerſtandsgeiſt behindert, ſondern werden die Sinne ſelbſt geſchwächt, die ſofort zur Wachſamkeit und Abwehr aufrufen ſollten, wenn an das ſeeliſche und geiſtige Leben des Volkes getaſtet wird.

Liberalismus iſt Zerſetzung. Der einzelne muß in den natürlichen Verbänden, die in Jahrhunderten wachſen, eingegliedert bleiben. Dann wird er mitgetragen vom Ganzen, dann kann er am Ganzen mittragen, ein notwendiger Stein am großen Volksbau, den er ſchöner ermöglicht, ohne den er jedoch jeden Sinn verliert. Der Liberalismus, der die Individuen loslöſt im Namen einer falſchen Freiheit, führt, wo er ernſt genommen wird, zum Zuſammenbruch in wüſte Haufen. Die ihn den Dummen über die Ohren ziehen, lachen darüber und verdienen dabei. Dann nennen ſie es Demokratie.

Der Liberalismus hat nur immer Demokratie erlogen, denn wahre Demokratie wächſt mit dem Volke, iſt durch Bindung bedingt. Wir ſind konſervativ, weil wir für die wahre Demokratie unſerer Vergangenheit ſind, welche verantwortliche Teilnahme eines jeden am Gemeinweſen bedeutet hat. Eines jeden an ſeinem Platze. Wir ſind revolutionär, weil wir nach beſten Kräften gegen den herrſchenden Liberalismus kämpfen werden, der uns das Volk zerſtören wird, nachdem er es zur Herde erniedrigt hat.

(Beilage „Jungmannſchaft" — 1. Mai 1931)

Eigenart

(Eine Auseinanderſetzung mit älteren Politikern)

Die älteren Politiker ſcheinen vor allem zu wiſſen, daß überall mit Waſſer gekocht wird, daß ihr Handwerk die Kunſt des zunächſt Erreichbaren iſt.

Wir glauben, daß zuerſt der Verſuch unternommen werden muß, die Gegebenheiten unſeres heutigen volklichen Lebens zu bewerten, ſie grademäßig zu unterſcheiden, um danach unſere Stellung zu beziehen. Es erſcheint uns wichtiger, daß vorerſt Klarheit entſtehe über die Werte, die unbedingt ſind, ſoweit dieſer Begriff auf Dinge dieſer Erde anzuwenden iſt, und daher unter allen Umſtänden gewahrt werden müſſen, als daß endloſe Ausſprache ſich über das ergießt, was wir vielleicht morgen oder übermorgen, wenn es gerade geht, erreichen oder verlieren können.

Die Frage nach den unbedingten Werten kann zugleich ſo gefaßt werden: Was heißt Elſäſſer, was heißt Deutſch-Lothringer ſein? Sie kann man nicht dadurch beantworten, daß man durch ein willkürliches Herausgreifen einer an ſich verſchwindenden Spanne unſerer zweitauſendjährigen Geſchichte den Elſäſſer und Lothringer als den Stimmungsträger der Franzoſenſehnſucht und der Deutſchenablehnung nach 1870 darzuſtellen verſucht.

Wir glauben nicht, daß die geſchichtliche Entwicklung der letzten Jahrzehnte ſtärker wirkt bei der Beſtimmung des Volkstums als Raſſe, Geſchichte und Leben der vergangenen Zeit. Dieſe Faktoren ſind unerſchütterliche Wirklichkeiten, die letzte Vergangenheit iſt — heute noch Möglichkeit. Nicht umgekehrt.

Es iſt ſehr ſchwer auf die Frage zu antworten: was heißt Elſäſſer ſein? oder: was iſt elſäſſiſches und lothringiſches Volkstum? Es mag unmöglich ſein, die unendliche Vielfalt des Lebens, das geheimnisvolle Keimen, Wachſen und Weben eines Volkes in vernunftklare Formeln zu prägen. Es gibt ein Reich in uns, das die Vernunft nicht umſpannen kann und das wirklicher iſt als jedes andere. So tragen wir die Gewißheit unſeres Volkstums in uns, wovon einzelne Äußerungen höchſtens durch uns in Begriffe gefaßt werden. Dieſe Gewißheit trügt uns gerade deshalb nicht, weil ſie zutiefſt unerklärbar iſt.

So reden wir vom deutſchen Volkstum der Elſäſſer und Deutſchlothringer oder, um jede mißdeutende Abſchweifung hier zu vermeiden, von elſäſſiſchem Volkstum und lothringiſchem Volkstum, von dem wir wiſſen, daß es von dem Volkstum jenſeits der Vogeſen verſchieden iſt.

Wir wiſſen auch, und wir ſpüren es unausdrückbar noch viel mehr, daß ſeit der Wiederangliederung an Frankreich dieſes Volkstum bekämpft wird, daß man Tag für Tag, nicht nur durch die Zurückdrängung der deutſchen Sprache, ſeine Unterhöhlung vorbereitet und

ſeinen Untergang will. Daß man mit einem Wort an das rührt, was wir im Innerſten beſitzen, an das, was tiefer liegt als Sprechen, Schreiben, Singen und Klagen, an das kurzum, was unſere beſondere Menſchenart ausmacht.

Wenn man dieſes untrüglichen Gefühls gewahr wird, erübrigt ſich eigentlich jede weitere Auseinanderſetzung über Aſſimilierung und Eigenart, weil ſie notgedrungen nur unweſentliche Teilerſcheinungen oberflächlich ſtreifen kann. Und eigentlich vermögen wir über dieſes untrügliche Gefühl, über dieſe begrifflich nicht erfaßbare Wirklichkeit nicht zu diskutieren. Das mag vielleicht erklären, daß insbeſondere die Ausſprache zwiſchen den Menſchen jenſeits der Vogeſen und uns ſo oft fehl geht, wenn wir an die wichtigſten Dinge rühren. Wie oft kommt dann der Eindruck auf, daß die Sprecher aneinander vorbeireden. Es gibt Dinge, die man nicht erreden kann. Nach dieſem wird man uns verſtehen, wenn wir die Frage aufwerfen, ob es nicht vermeſſen iſt, im vollen, geradezu religiös aufzufaſſenden Sinn dieſes Wortes, in unſerem Lande das letzte ſezieren zu wollen, um für alles ein Pflaſter und ein Mittel zu erſchläueln.

Wenn wir ſo den Anſpruch natürlich nicht erheben können, Volkstum in klaren Formeln herauszuſtellen, glauben wir doch oder gerade deswegen, daß eine Gemeinſchaft der Auffaſſung entſtehen kann zwiſchen all denen in unſerem Lande, die zu einer beſtimmten ererbten Art das ernſtliche Bemühen und Sorgen um das wertvolle Leben ihres Volkes fügen.

Elſaß-lothringiſches Volkstum iſt nicht jene Gemeinſamkeit in der politiſchen Stimmung der beiden Volksſtämme infolge ihrer Einverleibung in das Deutſche Reich. Volkstum iſt unendlich viel mehr und hat, wie wir wiſſen, von vornherein mit Politik gar nichts zu tun. Elſäſſiſches wie lothringiſches Volkstum iſt im Laufe zweier Jahrtauſende, oft wohl unabhängig und fern von ſtaatlichen und politiſchen Einwirkungen, gewachſen. Es iſt nicht ſeit 1870 ſchnell aus dem Werke Bismarcks entſtanden. So gibt es auch kein elſaß-lothringiſches Volkstum im Sinne einer Einheit, ſondern nur elſäſſiſches und lothringiſches Volkstum. Wenn wir von elſaß-lothringiſchem Volkstum reden, wobei wir die Welſchlothringer natürlich nie miteinbegreifen, ſo wollen wir die Leute von Bolchen oder Bitſch nicht mit denen von Schlettſtadt oder aus dem Sundgau auf einen Leiſten ſchlagen, ſondern die Tatſache ihrer Eigenart gegenüber der übrigen Bevölkerung des franzöſiſchen Hoheitsgebietes ausſprechen, von der ſie ſich unzweifelhaft, über alle inneren, oft merklichen Verſchiedenheiten hinweg, durch weſentliche gemeinſame Eigenſchaften unterſcheiden. Dieſer weſentliche Unterſchied beſteht länger als ſeit einem halben Jahrhundert, und er wird, vielleicht zur Verwunderung mancher Leute, noch länger beſtehen als ſie es meinen.

Damit iſt unſere, ſchon mehrmals erklärte Stellung zum Staat mehr als eindeutig. Er iſt nie und nimmer primär. Der Staat iſt eine Folge. Der franzöſiſche Staat jedenfalls iſt keine Urſache unſeres Volkstums.

Unſer Volkstum iſt uns unbedingter Wert. Es hat den erſten Rang. Der es umfaſſende Staat wird danach bewertet, wie er unſer Volkstum fördert, das heißt deſſen natürliche Entwicklung unterſtützt. In faſt allen Ländern der Welt verſteht man darunter eine höchſt eindeutige Angelegenheit. Nur in Elſaß-Lothringen regen ſich ſeit Jahr und Tag witzige Köpfe, fleißige Mäuler und ſpitze Federn, um zu beweiſen, daß die beſte Förderung unſeres Volkstums in ſeiner Zerſtörung durch das Aufzwingen eines andern Weſens beſteht. Die Umkehrung aller Ordnung iſt ſo ganz folgerichtig ſchon bis zu dem Wahnſinn gediehen, daß man unſeren Kindern unſere Sprache mit Hilfe einer fremden beibringen will.

Daß wir verſchieden ſind, das heißt eine Eigenart haben, ſagt das von Paris nicht gerade glücklich erfundene Wort „Aſſimilierung" klar genug. Nur das Ding, das von einem anderen verſchieden iſt, kann man dieſem zu aſſimilieren, das heißt, gleichzumachen verſuchen. Darum kann man auch nicht zugleich die Aſſimilierung an Frankreich und die Wahrung unſerer Eigenart wollen. Wenn wir aſſimiliert ſind, haben wir gerade das, was unſere Eigenart iſt, verloren. Wenn wir unſere Eigenart wahren, werden wir nie aſſimiliert.

Die älteren Politiker werden uns mit mitleidigem Lächeln erklären, daß man ſo, wie wir es tun, keine Politik macht. Nur müſſen wir bekennen, daß ihre „Realpolitik" uns bisher nicht einmal aufmerken ließ, wo ſie von Anfang an ſchon darauf verzichtete, die Jungen zu begeiſtern. Wird man hierzulande nie zur Einſicht kommen wollen, daß man die Fragen der Gegenwart nicht mehr aus dem Geſichtswinkel der Mitte des vorigen Jahrhunderts betrachten darf? Die Hinweiſe auf die Zeit von vor 1870 ſind nutzlos. Die Aſſimilierung von heute iſt völlig neu, ſie kann mit keiner Beſtrebung der Vergangenheit verglichen werden, denn ähnliche Verſuche ſetzten tatſächlich erſt ein, als Elſaß-Lothringen Frankreich verloren ging. Und ſeitdem iſt vielleicht mehr geſchehen, als vielfach gern zugegeben wird.

Auch ſonſt in der Welt iſt vieles anders geworden. Es ſcheint in der elſäſſiſchen Politik ſehr oft außer Acht gelaſſen zu werden, daß Europa heute auf anderen Grundlagen ruht als vor 60 Jahren, daß die Teilnahme der Bürger am öffentlichen Leben, ihre Stellung zum Staate und kurzum die Betrachtungsweiſe der kulturellen und politiſchen Probleme eine ganz andere iſt als damals.

Und endlich: ſeit 1919 wurde immer — „Realpolitik" getrieben. Es hat wahrhaftig nicht an den Anſtrengungen gefehlt, bei den Regierern in Paris auch die letzte Möglichkeit eines Zweifels in unſere franzöſiſche

und loyale Geſinnung zu beheben. Dann hat man auf einmal geſchmollt, einmal dieſe Partei und einmal jene Partei, je nachdem ihre Belange allzuſehr gefährdet ſchienen. Es wurde ſogar in der elſaß-lothringiſchen Kinderſtube gebrüllt und auf den Boden geſtampft. Man möge Jungen dieſes Bild verzeihen, aber vielleicht iſt mancher vor uns ſchon der Anſicht geweſen, daß in dieſem Lande ſeit zehn Jahren eine Politik der Unmündigen getrieben wird. Es iſt bis heute — nichts Entſcheidendes erreicht worden.

Wir jedenfalls können die für uns erſtgradigen Gegebenheiten des Volkstums und ſeiner Eigenart nicht einfach mit den Aſſimilierungsverſuchen eines Staates auf eine Linie ſtellen, die vielleicht ſechsundzwanzigſter Ordnung ſind.

Was ſind 10 oder 20 oder 30 oder 50 Jahre im Leben eines Volkes? Faſt nichts.

Die Aſſimilierer, die auf die Zeit bauen müſſen, irren ſich. Wir haben mehr Zeit als ſie.

(Beilage „Jungmannſchaft" — 15. Juli 1931)

Rede auf dem Parteitag / 22. April 1934

Landsleute, Kameraden!

Die Elſaß-lothringiſche Jungmannſchaft hat daran gehalten, auf einer Kundgebung, wo es um die Heimat und um die Stellung unſeres Volkes in einer neuen Zeit geht, ſich zum Wort zu melden.

Wir haben längſt erkannt, daß mit dem Weltkrieg eine geſchichtliche Epoche abgeſchloſſen wurde und daß 1918 ein neuer, völlig anderer Zeitabſchnitt begonnen hat. Im Weltkrieg iſt der Bourgeois der franzöſiſchen Revolution und des Liberalismus geſtorben, dort brach der Optimismus jener breiten Schichten zuſammen, welche an einen unaufhörlichen Fortſchritt glaubten und nur noch auf die letzte Vollendung warteten, wo die geſamte menſchliche Geſellſchaft nach der biederen Ordnung eines Stammtiſchvereins wohl geregelt ſein würde.

Dieſe Zeitenwende haben als erſte die Soldaten des Weltkrieges erlebt. In ſeinen hölliſchen Jahren wurden ſie die ſtillen ausgeglühten Männer, als die ſie heimkehrten und die ſie bis heute geblieben ſind. Niemand unter uns, ihren jüngeren Brüdern und Söhnen, kann ſich vorſtellen, was ſie durchkämpfen mußten und leiſteten. Wir können nur ahnen, daß in der Nachbarſchaft des Todes das große Brettergerüſt der ſogenannten Ziviliſation von vor 1914 gar ſchnell in jämmerlichen Spänen auseinanderflog. Und wir merken wohl, daß ſie ſchon in ihren Schlachten erfuhren, was jetzt auch anderen zu dämmern beginnt: daß es nicht auf die Maske ankommt, welche die Menſchen vor ihre politi-

ſchen, ſozialen und wirtſchaftlichen Einrichtungen hängen, ſondern auf das was dahinter ſteckt. Sie haben geſehen, daß keine wahre Leiſtung je vollbracht wurde nur mit Geſchwätz und Papier, ſondern immer den vollen Einſatz der ganzen Perſon verlangte. Dieſe Kämpfer in über fünfzig Monaten wiſſen, daß entgegen der Meinung des Bürgers das Leben nicht in ſattem Behagen und größtmöglicher Geriſſenheit ſeinen Sinn haben kann, ſondern überhaupt und in jedem Falle Gefahr und Wagnis iſt. Das heißt allein von Männern beſtanden werden kann.

Und unſere Soldaten haben ein anderes erlebt: im Schützengraben verſchwanden die Unterſchiede der Herkunft und des Beſitzes, der Meinungen und des Glaubens, dort waren ſie alle aus einem Volke, alle nur Kameraden. Und gerade dort und nicht im gehäſſigen Keifen der Biertiſchpolitiker weit vom Geſchütz, lebte das Gefühl, daß auch auf der anderen Seite, unter einer anderen Uniform im letzten Grunde ein Kamerad war, der an ſeiner Stelle ſeine Pflicht erfüllte.

Unſer aber nennen wir alle die, wo ſie auch ſtanden, welche ihre Pflicht nach ihrem Gewiſſen taten. Alle die, welche ihre Pflicht erfüllten, obſchon dies ihnen von andern aus törichtem Mißtrauen und grobem Unverſtändnis oft faſt unmöglich gemacht wurde. Unſer nennen wir ſie, weil ſie in allem Zweifeln und Verzweifeln ſich an einen Sinn ihres Ausharrens immer wieder klammerten, an den Sinn, daß dieſes Ausharren zuletzt doch ein Dienen und Opfern für die ſchöne Heimat ſein müſſe.

Unſere Frontſoldaten ſchwiegen auch dann, als ſie, die unbekannteſten Soldaten der Welt, von ihrem eigenen Blut verleugnet und verhöhnt wurden.

*

Nach fünfzehn Jahren aber iſt es Zeit geworden, daß ihr Frontſoldaten redet!

Wir Jungen treten an euch heran und ſagen: wir wollen mit euch marſchieren. Wir hoffen, daß ihr uns brauchen könnt, ſo wie wir nie die ehrfürchtige Achtung vor eurer Leiſtung vergeſſen wollen. Lehrt ihr uns auch heute, wo es immer noch gilt, wo es vielleicht mehr denn je gilt, für die Heimat zum vollen Einſatz bereit zu ſein.

Auch wir kennen keinen Unterſchied, wir kennen nur Volksgenoſſen. Das iſt das einzigartige der elſaß-lothringiſchen Jungmannſchaft, daß ſie den Bauer neben den Angeſtellten, den Studenten neben den Arbeiter ſtellt. Indem wir die Volksgemeinſchaft bejahen, verneinen wir den Klaſſenkampf, und eben deshalb gilt bei uns doppelt: Kamerad Arbeiter, du gehörſt zu uns! Wir trennen nicht nach Konfeſſionen, ſondern fühlen uns, ob katholiſch oder proteſtantiſch, als Glieder desſelben Volkes. Wir wiſſen nichts von rechts und links. Wir ſind weder ſchwarz, noch blau, noch rot. Es iſt kein Zufall, daß auch wir uns Kameraden nennen, daß

wir den ſchönſten Namen übernommen haben, den es unter Männern geben kann.

Wir ſind die Elſaß-lothringiſche Jungmannſchaft.

Und ſo muß auch unſer Standpunkt, ſofern er an ſich richtig iſt, grundſätzlich für die geſamte elſaß-lothringiſche Jugend überhaupt gültig ſein.

Mit euch Kameraden des Krieges wollen wir ſo aufbrechen in die neue Zeit hinein, die ihr eröffnet habt. In die Zeit der harten Wirklichkeiten.

Wie billig wäre es heute insbeſondere, die franzöſiſche Ausprägung dieſes Typus, den Bourgeois, welcher den uns umgebenden Staat beherrſcht, zu zeichnen. Er iſt doch zu dieſer Stunde bloß genug dahin geſtellt. Und wir könnten wohl jetzt mit Fug und Recht die Frage aufwerfen: was haben wir noch mit einem Staatsweſen zu tun, an deſſen höchſten Stützen der Sumpf unaufhaltſam, klebrig und zäh immer mehr hinaufzukriechen ſcheint. Wir wollen darüber nicht ein Wort verlieren. Wir haben andere, bedeutſamere Tatſachen zu ſehen: denn hinter dem Theaterdonner der großen und kleinen Skandale hört man deutlich das leiſe Klirren eines ſchon begonnenen, unerbittlichen Kampfes um die Macht im Staate, eines Kampfes, der vielleicht manchen „Helden" des Parlaments und der Wahlverſammlungen hinwegfegen wird.

Aber wir ſtellen feſt, wie heute in Frankreich Männer, obſchon ſie eigentlich ſeit langem abgeſtorben ſind, nicht nur nicht begraben ſein wollen, ſondern ſogar noch den Anſpruch auf die Regierung eines großen Landes erheben.

Sie waren nicht imſtande, dieſes Land modern zu organiſieren. Sie haben die ſoziale Frage nicht einen einzigen Schritt einer Löſung nähergebracht. Sie haben in der Verkrampfung ihrer alten Politik und ohne über Halbheiten hinaus zu gelangen, einen ſeltenen und mit dem beſten Blute der franzöſiſchen Nation auf das teuerſte erkauften Sieg vertan. Sie haben Frankreich fünfzehn Jahre nach Verſailles ſo weit wie nur irgend möglich iſoliert und gleichſam, daß das auch alle merken ſollen, eine Feſtungsmauer darumgezogen, die, wenn es nach ihnen ginge, bis an die Wolken reichen müßte.

Welches Zeugnis ſollen wir in Elſaß-Lothringen, ihrer beſten Errungenſchaft, ihnen ausſtellen? Denn ihr Tun geht auch uns an, einmal, weil unſer Volk vom franzöſiſchen Staat umſchloſſen wird, dann und ganz beſonders, weil wir im Grenzlande wohnen. Wir Elſaß-Lothringer wiſſen, was wir von ihnen zu erwarten haben.

So ſehen wir unſer Land und ſehen auch darüber hinaus. Wir haben nicht auf die neuen Propheten gewartet, denen hier ſeit einigen Monaten nun auch langſam unter dem Druck der Verhältniſſe die Erkenntnis aufgeht, daß es anders werden ſollte. Jetzt ſieht man ſchlaue

Leute ohne Zögern und Bedenken einfach vom Rappen auf den Schimmel hinüberſpringen, weil ſie ſich für die nächſte Zeit von dieſem einen beſſeren Trab verſprechen. Noch bevor im Reich die erſte nationalſozialiſtiſche Sturmflut ſtieg, als noch die Rechtsregierung in Frankreich im tollen Taumel der Proſpérité ungezählte Milliarden in den Wind wirbelte, als noch der Bourgeois ſich überall mit ſeinem Gold, ſeinen Aktien, ſeinen Parlamenten und ſeiner Preſſe als unbeſchränkter Herr des Kontinentes wähnte ohne zu ahnen, daß ſeine ganze Ziviliſation am Einſtürzen war, ſagten auch in Elſaß-Lothringen Junge: ſo kann und ſo wird es nicht weitergehn!

Wir wurden ausgelacht.

Kameraden! Wir haben heute das Recht und die Pflicht feſtzuſtellen, daß nicht unſere Haltung von den Ereigniſſen widerlegt wurde, ſondern die „überlegenen" Beſſerwiſſer ratloſe Blicke um ſich zu werfen beginnen. Die, welche geſchwollen immer Reklame machten mit der Erfahrung ihrer Wahlkuhhändel, die ſie mit Politik verwechſeln, ſehen heute mit Betrübnis, wie ihre Felle davonſchwimmen.

Wir ſollten aus dem engen Turm heraus, ſagten verſchiedene immer wieder.

Wie lächerlich klingt eine ſolche Rede heute!

Wir ſind im Turm, gewiß! Aber nicht im dumpfen, fenſterloſen Keller dieſes Turms, ſondern halten von ſeinen Zinnen Ausſchau in die große Welt, weiter als es manchem der Spötter inzwiſchen lieb geweſen ſein mag. Wir wiſſen:

1. Die Völker ſind eine Wirklichkeit, die nicht geleugnet werden kann. Ein erſprießliches Zuſammenleben unter ihnen iſt nur möglich, wenn jedem die Lebensrechte zugebilligt werden, die ihm auf Grund ſeiner Geſchichte, ſeiner Leiſtungen und damit ſeines Beitrags zum Schatze der menſchlichen Kultur überhaupt zukommen. Das erſte Lebensrecht aber, das ein Volk beanſpruchen muß, iſt, daß ſeine Eigenart geachtet werde. Nur mit dieſen Bauſteinen kann auch einmal eine übernationale, europäiſche Ordnung errichtet werden.
2. Es kann ein Volk nur leben, wenn in ſeinem Innern Gerechtigkeit herrſcht. Die Menſchen ſind niemals alle gleich, aber einem jedem ſoll zukommen, was ihm nach ſeinen Leiſtungen gebührt. Aufgabe des Staates, der ſich mit dem Volke decken muß, iſt es, die Einzelintereſſen dem volklichen Geſamtintereſſe unterzuordnen. Denn jeder einzelne hat nur Sinn durch die völkiſche Gemeinſchaft, in die er geboren iſt und in der er lebt.
3. Mehr als je wäre die Verſtändigung zwiſchen Frankreich und Deutſchland das Gebot der Stunde. Es iſt beſchämend, aber bezeichnend, daß bisher es gerade ſo oft elſäſſiſche und lothringiſche Bourgeois und ihnen Geiſtesverwandte waren, welche die gehäſſigen Wort-

führer der Hetze und der noch ärgeren Entzweiung zwiſchen den beiden Nachbarvölkern abgaben. An uns Jungen iſt es, unter ſtrengſter Wahrung unſerer Stellung gegen den Aſſimiliererſtaat, Franzoſen und Deutſche einander näherzubringen.

Denn wir ſind allerdings im Turm unſeres elſäſſiſchen und lothringiſchen Volkstums, der aus dem Granit unſerer Vogeſen heraus gegen Himmel ragt und in ſeinem Gebälk Holz trägt aus unſeren hohen Wäldern, der erfüllt iſt vom ſtolzen Geiſte unſerer freien Väter, der durchwärmt wird von der Liebe unſerer Mütter, welche durch Jahrhunderte hindurch ihren Kindern bis zu uns immerdar dieſelben deutſchen Worte in die leiſe erwachenden Herzen ſprachen. Wir ſind in dem Turm, deſſen Brunnen aus unergründlicher Tiefe das klare Waſſer als die Lebenskraft unſeres Volkstums ewig zu uns ſprudelt. Wir ſind in dem Turm, ohne den wir nicht wären was wir ſind. Mit dem wir feſtgegründet ſtehen in der ſtarken, wachſenden Erde unſeres Bodens und nicht gleich gelben Blättern vom Winde verweht werden.

Und wir bleiben darin!

Denn Tag um Tag und Nacht um Nacht nagen feindliche Kräfte an ſeinem Fundament. Unſer ſchöner Turm ſtört dunkle Mächte, und ſie möchten ihn brechen, denn ſie können nichts anderes als die Flachheit der Ebene neben ſich leiden.

Und ſo ſteht unſere zweite Aufgabe vor uns. Sie iſt fürwahr nicht leicht.

Mitten in einer brodelnden Welt, die aus den Fugen zu gehen ſcheint, mitten in einem gärenden Staat haben wir unſer bedrohtes Volkstum zu wahren.

Dumme Leute ſagen uns nach, wir haßten Frankreich. Ich könnte ihnen einfach antworten: wir ſind zu jung um zu haſſen! Aber ich will weiterfragen: wo in aller Welt wird ein verſtändiger und anſtändiger Mann uns vorwerfen, daß wir die Eigenart unſeres Volkstums nicht aufgeben wollen? Welcher verſtändige und anſtändige Franzoſe wird uns ſchelten können, daß wir nicht von unſerer deutſchen Sprache laſſen wollen? Würde er ſie laſſen, wenn er an unſerer Stelle wäre? Gewiß nicht!

Wir werden ſie ebenſowenig laſſen, wie er es tun würde. Das heißt: wir lehnen die Aſſimilierung unbedingt ab, wir lehnen unbedingt das Beſtreben ab, uns dem gleichzumachen, von dem wir, wie das Wort es ſchon ſagt, von Natur verſchieden ſind. Dieſes Handeln wider die Natur ſchädigt uns auf das ſchwerſte und kann Frankreich nicht von Nutzen ſein. Im Mittelpunkt aber des Kampfes um unſer angeſtammtes Volkstum ſteht der Kampf um unſere Sprache. Es gibt für uns keine Sprachen-Frage. Dieſer Kampf um die Sprache geht vor allem Ringen um religiöſe, konfeſſionelle, berufſtändiſche, wirtſchaftliche und perſönliche

Belange und Intereſſen. Er ſteht über ihnen allen, denn er begreift ſie alle in ſich.

An dieſer naturnotwendigen Einſtellung kann außer dem Verzicht auf unſere Aſſimilierung durch Paris kein Ereignis etwas ändern. Hier kann es keinen Kompromiß geben. Wir werden in der ſtrengſten Geſetzlichkeit bleiben. Aber keine Staatsräſon ſteht über dem Lebensrecht unſeres Volkstums. Volk geht vor Staat!

Damit iſt unſere Haltung klar vorgezeichnet. Vielleicht wären neue Machthaber in Paris ſchlecht genug beraten, um noch ſchneller als es hinterrücks aber unentwegt bis heute verſucht wurde, bei uns „reinen Tiſch" zu machen. Man täuſche ſich nicht. Man könnte wohl einzelnen von uns Gewalt antun, aber Elſaß und Lothringen mit ihrer tauſendjährigen, reichen Geſchichte wird niemand aus der Welt wiſchen können. Als junge Menſchen dieſes Landes können wir unſerer doppelten Aufgabe nur gerecht werden durch das ſinngemäße Hineinſtellen der Heimatbewegung in die große Revolution der Zeit. Das iſt eine große und ſchöne Aufgabe. Groß, weil wir vom natürlichen Ausgangspunkt unſeres Volkstums, in das wir ſchickſalhaft geſtellt und das wir uns nicht nehmen laſſen, die ungeheuren Fragen, welche ſich vor uns auftun, begreifen und, ſo weit Gott uns helfen mag, mutig in Angriff nehmen wollen. Schön, weil wir aus ehrlichem, offenen Herzen allen ohne Unterſchied die Hand reichen, welche aus ihrer echten Liebe für die Heimat und im feſten Glauben an ſie mit ihrem ganzen Leben für ſie einſtehen.

Meine Kameraden der Jungmannſchaft!

Was die Soldaten des großen Krieges, welche wir grüßen, leiſteten, werden die Kindeskinder bewahren. Möge auch die Nachwelt einmal von uns ſagen können: ſie ſind Männer geweſen!

An einen Kameraden der Parteileitung

(Aus einem Brief vom 29. 6. 1937)

Handſchlag!

Unſere geſtrige kurze Unterhaltung bewegt mich, Dir einige Erwägungen zu unterbreiten.

Es ſcheint mir undenkbar, daß irgendein Mitglied des engſten Kreiſes unſerer Bewegung die Möglichkeit ins Auge faßt, aus irgendeinem Grunde ſeine „Demiſſion" zu geben. Wir müſſen uns reſtlos darüber klar ſein, daß wir uns einer Sache verſchworen haben, von der es nun keine Loslöſung mehr gibt. Wir hatten alle Zeit genug, uns unſeren Schritt vor langer Zeit ſchon zu überlegen. Jetzt kann nur noch in einer Richtung marſchiert werden, nämlich nach vorwärts.

Ich habe insbeſondere in dieſer Zeit auch die Erfahrung gemacht, daß die Leute, auf die bei uns auf Biegen und Brechen Verlaß iſt, an den Fingern abgezählt werden können. Du wirſt Dir wohl darüber klar ſein, daß Du zu dieſer kleinen Zahl gehörſt. Daraus ergeben ſich entſprechende Folgerungen.

Wenn auch ein Mann es nicht nötig haben ſoll, ſo muß ich doch ſagen, daß mitunter ein zuverſichtliches Wort von den nächſten Freunden gut tut. Der Optimismus iſt tatſächlich ein koſtbarer Schatz. Wo er allerdings nicht vorhanden iſt, kann man ihn nicht herzaubern ... Dann wollen wir aber auch wenigſtens, ohne einen Augenblick lang zu zaudern, unſeren Weg gehen. Es braucht ſchließlich nicht geſungen zu werden, obſchon es ſich leichter dabei marſchieren läßt, aber marſchiert werden muß jedenfalls ...

2. Der unbekannteſte Soldat

Der unbekannteſte Soldat

In den letzten Jahren ſind viele Kriegsbücher geſchrieben worden. Das Schickſal des Soldaten des Weltkriegs hat immer erneut zur Darſtellung gelockt. Nur ein Buch iſt noch nicht entſtanden, eine Geſchichte noch nicht berichtet, ein Toter bis heute noch nicht geehrt worden: vom elſaß-lothringiſchen Soldaten iſt bis zur Stunde noch nichts verlautet.

Einmal wird ſich der Dichter finden müſſen, um ſich ſeiner anzunehmen. Schon jetzt aber darf ſich vielleicht eine Jugend anmaßen, ihr Wort zu ſagen zu dieſem ſeit 1914 währenden Geſchehnis, in dem ſich ſchwer und düſter der Schickſalsfluch eines ganzen Volkes zuſammenzuballen ſcheint, ſich die Drohung uralter Sage erneut eindringlich beſtätigt hat für die Menſchen am Rhein, die ihr Name an den gefährlichen Wohnſitz erinnert und für die Leute in Lothringen, die ſeit Jahrhunderten nichts erfahren haben, als daß über ſie hinweggeſchritten wird.

An trüben, kalten Novembertagen haben 1918 unſere Väter und älteren Brüder die Dämmerung abwarten müſſen, um ſich hinter den Empfangsbögen, die in der Heimat nicht ihnen galten, nach Hauſe zu ſchleichen. Es war arg, daß viele von ihnen zuvor noch zwiſchen den Steigbügeln afrikaniſcher Reiter gefangen durch ihr eigenes Land geführt wurden. Es war unendlich ärger, daß begeiſterte Daheimgebliebene hämiſch und gehäſſig dieſen läſtigen, müden Soldaten wegen ihrer grauen Kleider vorwarfen, daß ſie auch „noch zu denen gehörten". Den Lehm aber aus den Schützengräben der halben Welt ließ man ihnen an der ſo farblos gewordenen Uniform.

Sie waren auch ſo wenig ſtolz, die ſtillen Heimkehrenden mit dem ſcheuen Gang, mit den traurig-frohen Augen in den mageren ungepflegten Geſichtern. Sie waren die Angehörigen eines erdrückten Heeres auf dem Rückzug. Sie waren ſo unſcheinbar neben den luſtigen, gutgenährten, neuen Siegern, deren Glanz doch ein wenig abſtrahlte, wenn man ſich an ihren Arm hing. Sie waren unwillkommen, denn ſie ſtörten durch ihr ſchweigſames Vorbeigehen das Willkommengeſchrei.

Unſere abgekämpften Soldaten aber ſchwiegen. Wohl zu Recht wird von ihnen geſagt, daß ſie für ſich bleiben mußten, um ſich mit Mühe wiederzufinden in den neuen Frieden, nachdem ſie vom alten ſo lange nichts mehr wußten, in die neue Heimat, die ihnen die eigenen Landesgenoſſen aus den Trümmern der alten zu bauen vorprahlten. Sie haben ſich nicht gerührt, als kalte Verräter mit dem willigen Einverſtändnis

aller Feiglinge und unter dem kopflosen Beifall toller Haufen sie und uns verkauften. Denn kaum den Feuerwalzen des Trommelfeuers entronnen, konnten sie noch nicht einwirken auf die Geschäftigkeit der immer Bereiten. Und so kam es, daß die neue Lage unseres Landes gestaltet wurde ohne das Mitwirken der alten Soldaten, ohne daß sie die Zeit gehabt hätten, mit ihrer ruhigen festen Hand das Getriebe der jederzeit Unwürdigen stillzulegen.

Sie haben bis auf den heutigen Tag kaum etwas gesagt, daß man sie immer vergessen hat, wenn andere gefeiert wurden, daß man ihren toten Kameraden durch steinerne Denkmäler meistens Unehre antat. Es scheint wohl, daß man in den Gräben und Trichtern die unnötigen Worte verlernt. Und zum anderen stand in ihren Herzen ein brennendes Weh aus der nur von ihnen in früheste Stunde erworbenen Gewißheit, daß sie und ihr Volk, entgegen dem Affengeschwätz der Dummen im Lande, die sich gemeinsam und behaglich immer zu den „Gewinnenden" zählten, wahrscheinlich auf jeden Fall unter den Verlierenden wären.

Bald haben die Beweglichen begonnen, steinerne Werke aufzurichten allenthalben zur Erinnerung, wie sie verkündeten, an unsere Toten. Aber unablässig erklärten die Einweihungsredner, daß wir nun glücklich seien, daß die Toten ihr Ziel nun erreicht sähen, ja daß diese selbst gewünscht und erstrebt hätten, was seit 1918 der Zustand unseres Landes ist. Und es hat tatsächlich geschehen können, daß die Gestalt eines Poilu auf dem Sockel stehen sollte und die Lästerworte nicht in der Kehle stockten: „Sie fielen, damit wir befreit werden konnten."

So ist es weitergegangen. Von Befreiungsfeier zu Befreiungsfeier, von Dankpredigt zu Dankpredigt, von Kundgebung zu Kundgebung, von Festessen zu Festessen hat man unsere alten Soldaten verleugnet oder nichts als eine Lüge über sie geduldet. Es ist selbstverständlich für die Alleininhaber amtlicher Gesinnung, daß jene sich ihres Daseins während des Krieges zu schämen haben, selbstverständlich, daß jene treulose Soldaten gewesen sind, selbstverständlich, daß bestenfalls der faux-pas, viereinhalb Jahre in den deutschen Regimentern zu bleiben, schleunigst dick und grau aus jeglicher Erinnerung zu streichen ist. Die letzte Duldung wurde höchstens, daß die alten Frontleute ihre Orden und Ehrenzeichen in der tiefsten Schublade verbargen, denn sonst hätten diese gerade noch einem in letzter Stunde gelandeten und daher auf Kriegserinnerungsstücke besonders erpichten Amerikaner verkauft werden dürfen.

Es blieb sogar alles still, als den Kindern auf den Kriegsgreuelbildern ihrer Schulbücher die wüsten Henker genau so gekleidet gezeigt wurden, wie ihr ältester Bruder oder der Vater auf dem Wandbild zu Hause. Auch diese höchste Rücksichtslosigkeit gegen sie nahmen die Soldaten stillschweigend hin. Aber was hätten sie auch aufzubegehren, bezahlt doch in letzter Stunde der Pariser Staat selbst ihnen eine Rente in der Groß-

Abb. 19: Das Ehrenmal für den „Unbekanntesten Soldaten" des Krieges 1914/18 auf der Hünenburg bei Zabern

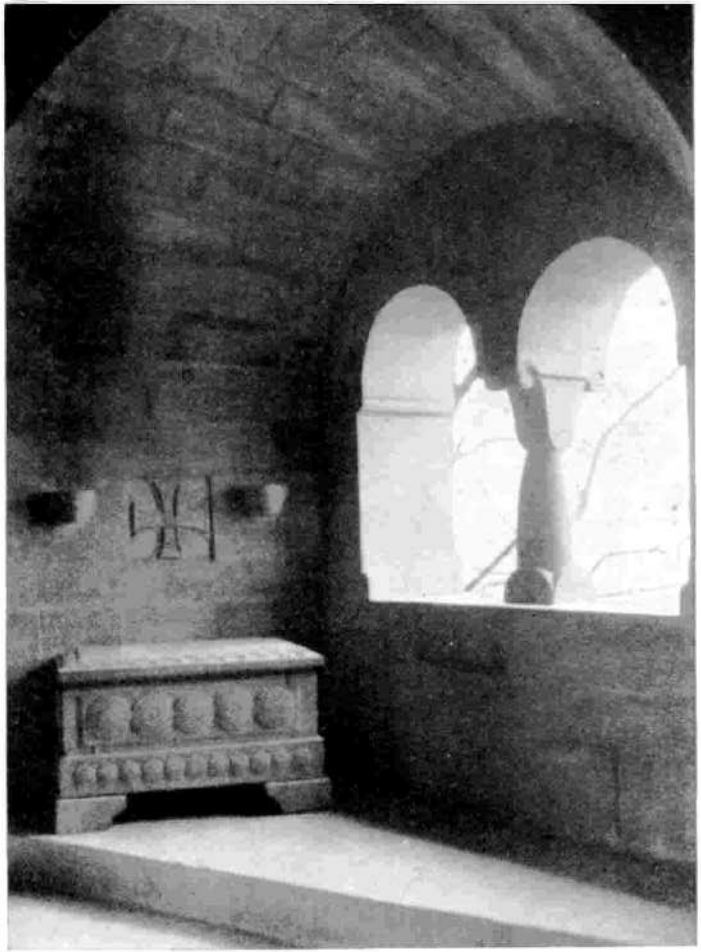


Abb. 20:
Die Steintruhe im Ehrenmal mit Erde von den Schlachtfeldern, auf denen elsaß-lothringische Soldaten im Kriege 1914-18 gefallen sind.

Abb. 21:
Die Gedenktafel im Hof des Ehrenmals.

zügigkeit, die ihm angeboren iſt und durch unſere Steuergroſchen ermöglicht wird?

Alles blieb ſtumm, weil nur eine Unwahrheit überlaut war. Dieſe aber muß grundſätzlich zerſchlagen werden.

Seit nun faſt 12 Jahren ſind die Elſaß-Lothringer, die ſich im Kriege zu Frankreich ſchlugen, ſo oft und ſo ausdrücklich gefeiert worden, daß wir ſie einmal überſehen können. Es iſt nicht an uns, die Frage aufzuwerfen, ob ſie richtiger gehandelt haben als die, welche bei den Deutſchen blieben, wenngleich auf der anderen Seite ſeit 1918 mit ſchleunigſter Einfachheit die Entſcheidung ausdrücklich und vernehmlich zugunſten der erſteren gefällt wurde.

Für uns handelt es ſich um die elſaß-lothringiſchen Soldaten des deutſchen Heeres. Sie waren die große Mehrzahl. Ohne vielleicht allzublinde Begeiſterung ſind ſie trotzdem faſt alle mit durchaus ehrlicher Geſinnung zu Deutſchland ins Feld gerückt. Wie wenige andere haben dann gerade ſie immer erneut die ſchwerſten ſeeliſchen Auseinanderſetzungen in ſich austragen müſſen. Aber ſie haben ernſt ihre Pflicht getan, obſchon ſie durch meiſtens kopfloſe und oft ſchimpfliche Maßnahmen der Behörden gegen ſie wenig dazu ermutigt wurden. Sie waren beſſer imſtande, als viele andere, die harte, grauſige Wirklichkeit des Krieges in ihren letzten Auswirkungen zu begreifen. Und viele unter ihnen, das muß einmal geſagt werden, ſind tapfer geweſen unter den deutſchen Fahnen, nicht zuletzt auch mit dem Gedanken, daß es den Krieg von ihrer ſchönen Heimat fernzuhalten gelte. Sie zu allerletzt haben die Auszeichnungen unverdient erhalten. Und es iſt fraglos kein Zeichen weiter Geſinnung, daß man ſeit 1918 es nicht dulden zu können glaubt, daß ſie dieſe einmal tragen, wenn alle Hierhergekommenen uns Tag und Nacht die Bänder ihrer Orden zeigen, die ſie erwarben vielleicht gerade auch durch das Töten unſerer eigenen Volksgenoſſen.

Dieſe tapferen Soldaten vor allen anderen ſind ihrer Vorfahren würdig, die den franzöſiſchen Kaiſern die unerſchütterlichſten Gefechtstruppen lieferten. Dieſe Alten mit dem Ehrenkreuz von Auſterlitz und der Bereſina, von Sebaſtopol und Magenta wären ſtolz auf die Enkel, die ihren Mann ſtanden von Flandern über die Vogeſen bis nach Venedig, von Finnland bis zur Ukraine, im Balkan und in Aſien.

Darum wollen wir es nicht dulden, daß die treue Pflichterfüllung derjenigen, die auf deutſcher Seite ihren Eid halten zu müſſen glaubten, verurteilt oder beſtenfalls als eine durch rohe Gewalt erzwungene Unterwerfung „entſchuldigt" wird. Dieſes „Wohlwollen" brauchen ſie nicht, denn ſie ſtanden für ihre Auffaſſung ein, als dies wohl gefahrvoller war als heute.

Wir wiſſen auch wohl, daß die alten Soldaten uns Jungen nicht brauchen, und wir vermeſſen uns nicht, ihnen eine Stütze ſein zu wollen.

Aber wir achten ſie hoch und verehren ſie als tapfere Männer, um ſo mehr als ſie nie den Krieg gewollt, als gerade ſie durch ihren Kriegsdienſt der Heimat den Frieden ſichern wollten. Als ihre Söhne und Brüder trachten wir, daß ihnen die Achtung zuteil werde, auf die ſie einen unbedingten Anſpruch haben, ohne daß ſie ſelbſt ihn je aufdringlich geltend machten. Es ſoll nicht ſein, daß man die in unſerem Volk hintanſetzt, wie es bisher ohne Unterlaß geſchah, die an erſter Stelle kommen müſſen.

Alle Völker haben ein Heiligtum errichtet, zum Gedenken an ihre toten Söhne. Vor dem Sinnbild ihres Opfers tritt alle Spaltung zurück, vor der Größe ihrer Haltung verſtummt aller Hader. Allein in Elſaß-Lothringen ſind die Toten des Weltkrieges nicht nur verleugnet worden, ſondern es iſt eines der erſchütterndſten Geſchehniſſe unſerer an dunklen Tagen ſo überreichen Geſchichte, daß das uneigennützigſte Ausharren und das namenloſeſte Sterben den ödeſten Menſchen die einträglichſte Möglichkeit bieten mußte, ihren Vorrat an Nurhandgreiflichem zu vermehren.

Das iſt unſere tiefe Schuld, wie alles Ungemach unſeres Volkes immer von uns ſelbſt verurſacht wurde. Wir müſſen wir uns alle tief ſchämen. Wir Jungen insbeſondere.

Wir müſſen aufhören, den zu uns kommenden Fremden immer die Vorwürfe entgegenzuſchleudern. Denn das iſt Rede, unberechtigtes Gerede ſogar und ſonſt nichts. An uns ſelbſt muß die Tat einſetzen. Wir müſſen damit beginnen, den hohen Gedanken von Opfer unſerer Älteren in uns nehmen und zu tragen, um ſo als erſten Schritt dem unbekannteſten und doch ſo verehrungswürdigen Soldaten in unſerem Herzen ein Denkmal zu errichten, vor dem wir lebendig die Herdflamme unſerer Heimat hüten wollen, in Dienſt und Arbeit, nach dem unübertrefflichen Vorbild der Verblichenen.

(Beilage „Jungmannſchaft" — 7. März 1931)

Elſaß-lothringiſche Frontſoldaten!

Zu all dem Schimpf und all der Schmach, die ſie euch ſeit dem Waffenſtillſtand zugemutet haben, kommt jetzt ein neuer Streich: den früheren elſaß-lothringiſchen Freiwilligen ſoll die Frontkämpferrente entzogen werden!

Léon Blum und ſeine Miniſter ſtrengen ſich wirklich an, alle die Untaten zu begehen, welche die vorhergehenden Regierungen bis jetzt zu begehen noch verſäumt hatten.

Wir fragen euch: was geht es ein Pariſer Büro an, an das ihr euch

damals weiß Gott nicht halten konntet, warum und wie ihr Soldaten geworden ſeid?

Wie kommen in Paris irgendwelche Leute dazu, euch eine Rente ſperren zu wollen?

Dieſe Rente iſt kein Geſchenk! Man gebe uns das Hab und Gut unſeres Volkes wieder zurück, das ſeit 18 Jahren Stück um Stück fortgeſchleppt wird. Dann können wir euch beſſere Renten bezahlen, und es bleibt noch etwas übrig.

Frontſoldaten!

In allen Ländern der Welt werden eure Kameraden geehrt und geachtet. Überall dankt man ihnen dafür, daß ſie ihr Leben für ihr Volk eingeſetzt haben.

Nur in Elſaß-Lothringen iſt das anders. — —

Während 1918 Drückeberger und Kriegsgewinnler in den Straßen brüllten, ſeid ihr, die das erſte Wort zu reden gehabt hättet, überhaupt nicht gefragt worden, als über das Schickſal unſeres Landes entſchieden wurde.

Während zum Empfang anderer Truppen Triumphbogen errichtet und rauſchende Feſte gefeiert wurden, mußtet ihr euch bei Nacht und Nebel nach Hauſe ſchleichen.

Nachdem ihr über vier Jahre lang mit übermenſchlicher Anſtrengung und unter den härteſten Entbehrungen die Heimat von Schrecken, Verwüſtung und Tod bewahrt hattet, wirktet ihr ſtörend mit euren ärmlichen, zerſchliſſenen Uniformen, mit euren ausgehungerten Geſtalten, inmitten des Freudentaumels, der ſich um neue, blanke, wohlgenährte Sieger drehte. — —

Es hätte der einfachſten Ritterlichkeit entſprochen (die wir ſeitdem oft als eine franzöſiſche Tugend rühmen hörten), wenn dieſe Sieger euch damals ſofort als Kameraden die Hand gereicht hätten.

Franzöſiſche Soldaten, die auf eine ſtolze militäriſche Tradition zurückblicken, hätten ſich nichts dabei vergeben, wenn ſie die Angehörigen einer Armee geachtet hätten, die nur mit der vereinigten Macht faſt der geſamten Welt und erſt nach jahrelangem Widerſtand niedergerungen werden konnte.

Ja, es wäre ſelbſtverſtändlich geweſen, neue Mitbürger gerade hier als Gleiche unter Gleichen zu behandeln.

Aber ihr ſolltet als „Befreite Brüder" gelten!

Darum mußte es, wie es ſcheint, ganz anders kommen! Und die Wahrheit iſt, daß ihr ſchmählich und erbärmlich behandelt wurdet!

Es begann damit, daß eure ſtille Pflichterfüllung und euer treues

Anshalten als unſinnig, dumm und verwerflich hingeſtellt wurde. Es ging darauf hinaus, euer ganzes Daſein einfach wegzulügen.

Merkt ihr denn immer noch nicht, elſaß-lothringiſche Frontſoldaten, daß ihr überhaupt niemals geweſen ſein dürft?

Ihr wurdet weggelogen: deshalb durftet ihr euch vor 18 Jahren keine Stunde lang mehr in euren feldgrauen Brocken zeigen, ſondern wurdet von Strolchen verhöhnt oder von Negern abgeführt, wenn ihr nicht ſchnell genug verſchwandet.

Ihr wurdet weggelogen: deshalb wurdet ihr zu Organiſationen gepreßt, die gar nicht für euch gemacht worden ſind.

Kein Menſch nimmt auch nur die leiſeſte Rückſicht auf euch, ſondern in dieſen Vereinen rühmen ſie vor euch die Niederlagen, die ſie euch beigebracht haben, und ſchweigen ſie von den Siegen, die ihr gegen ſie erfochten habt.

Ihr mußtet weggelogen werden, denn euern Kindern wurden „Räuber" und „Barbaren" in der Uniform beſchrieben, die ihr alle ſelbſt getragen habt.

Weil ihr nie dageweſen ſein ſollt, iſt euern toten Kameraden bis heute in ihrem eigenen Lande kein wahres Denkmal geſetzt worden, ſondern es mußten Steine aufgeſtellt werden, die die Lüge gegen euch feige oder frech wiederholen. Deshalb bekam Straßburg, die Hauptſtadt unſeres Landes, erſt 18 Jahre nach dem Krieg ein „Monument aux Morts", bei dem Herr Henri Levy die Einweihungsrede hielt, und kein einziger elſaß-lothringiſcher Frontkämpfer in ſeiner Sprache zu Worte kam.

Weil ſie euch immer weglügen wollten, ſollt ihr nie euere Orden und Ehrenzeichen tragen dürfen, die ihr gerade als Elſaß-Lothringer im deutſchen Heer gewiß tapfer und ehrlich verdient habt. Wo hat man je eine ſolche Kleinlichkeit bei Siegern erlebt?

Weil die Lüge bis zum letzten getrieben werden ſoll, ſchämten ſich manche Leute und Organiſationen nicht, euch die Annahme des deutſchen Frontkämpferkreuzes zu verwehren.

Sie beriefen ſich dabei auf Frankreich, obſchon die deutſchen Behörden ſelbſt an eure Väter eine Medaille Frankreichs überreichten, die mit den ſchwarzen Streifen ihres Bandes trauernd an 1870 erinnerte und mit deſſen grüner Farbe drei, vier Jahre vor dem Weltkrieg eine neue Hoffnung deutlich genug über die Grenzen verkündete. —

Und nun wollen ſie noch an der Frontkämpferrente herumnagen!

Landsleute!

Verſteht ihr nun auch, warum ihr die unbekannteſten Soldaten des großen Krieges geworden ſeid?

Wollt ihr das denn immer bleiben?

Auch für euch muß die Gleichberechtigung kommen!

Wenn euch ein verblendetes Geſchlecht verleugnet hat, und wenig

großmütige Gegner es nicht über ſich brachten, euch und damit ſich ſelbſt zu ehren, ſo ſollt ihr doch nicht vergeſſen ſein!

Wir achten euch, die elſaß-lothringiſchen Soldaten des deutſchen Feldheeres, weil ihr unter beſonders ſchwierigen Umſtänden euren Mann geſtellt habt.

Wir achten und lieben euch, weil ihr eurer Väter und Vorfahren würdig waret, die immer, unter welche Fahne ſie auch das Schickſal ſtellte, dieſer Fahne Ehre und ihrem Lande keine Schande machten.

Ihr habt im Kriege die Heimat geſchützt!

Das allein entſcheidet für uns! Und wegen dieſer großen Tat, für die euch nicht genug gedankt werden kann, ſeid ihr unſere Soldaten des großen Krieges.

Wir rufen euch wie allen Volksgenoſſen zu: ſchließt euch auf elſaß-lothringiſcher Grundlage zuſammen!

Zur Verteidigung eurer Intereſſen, zur Wahrung eurer Ehre, und um der Wahrheit willen, die endlich doch ſiegen muß, bildet den Elſaß-Lothringiſchen Frontkämpferbund!

(„Frei Volk" — 8. Mai 1937)

Gedenkfeier auf der Hünenburg

In der Nacht vom 10. auf den 11. Juli 1937 trafen Abordnungen der Elſaß-lothringiſchen Jungmannſchaft aus dem ganzen Lande zu einer Feier zuſammen, die dem Andenken der elſaß-lothringiſchen Gefallenen des deutſchen Feldheeres 1914/18 gewidmet war. Die ernſte Kundgebung fand auf der weiten Felsfläche der Hünenburg ſtatt, wo das elſäſſiſche Land an die lothringiſche Hochebene ſtößt, und war ſo vorbereitet worden, daß die franzöſiſchen Machthaber gar keine Zeit zum Einſchreiten fanden.

Über 700 Vertreter der Ortsgruppen, worunter ſich auch viele Kriegsteilnehmer befanden, hatten ſich im hereinbrechenden Abend für die Feier verſammelt. Die aus den näherliegenden Ortſchaften kamen zu Fuß oder auf dem Rade, die aus entfernteren Gegenden mit der Bahn oder auf großen Laſtwagen. Aus Lothringen, wie aus dem Unterland und Oberland, aus Lauterburg wie aus dem St. Amarintal, aus der Weißenburger Gegend wie aus dem Lützelſteiniſchen, aus den Dörfern am Rhein wie aus dem Sundgau, aus Straßburg, dem krummen Elſaß, aus dem Hanauer- und Ackerland hatten ſie ſich eingefunden, um ihren Gefallenen die Ehre zu erweiſen. Während es inzwiſchen völlig dunkel geworden war, hatten die Teilnehmer auf dem hochgelegenen Platz um ein großes Viereck Aufſtellung genommen, deſſen eine Seite mit dem weiten Blick über die elſäſſiſche Ebene offen blieb. Fackelträger

ſtanden in den Ecken des Viereckes, während die ſchwarzen Gruppenfahnen der Jungmannſchaft, ebenfalls von Fackelträgern umrahmt, unter langſamem Trommelwirbel auf den Platz getragen wurden und in weiter Front die offene Seite des Vierecks abſchloſſen. Während ein Muſikzug das Lied „O Straßburg" ſpielte, ſtieg eine große rotweiße Fahne mit dem Lothringerkreuz am Fahnenmaſt empor. Ein beſonders ſchönes und eindrucksvolles Bild boten die ſchwarzen Gruppenfahnen, die ernſt und feierlich über ihren Trägern ſtanden, während unter dem lodernden Licht der Fackeln die großen roten Zeichen der Bewegung immer wieder flammend aufleuchteten. Nach dem Flaggenſpruch:

Flamme empor,
lodere durch die Nacht
unſeren Toten zur Wacht!
Flamme empor!

entfachten vier Fackelträger den inmitten des Vierecks aufgeſchichteten Holzſtoß zum Gedenkfeuer, worauf die nachſtehend abgedruckten Reden gehalten wurden. Dann ſenkten ſich die Fahnen, und in einer Minute des Schweigens wurde derer gedacht, die nicht mehr zurückkehrten. Als die Trommel ſchwieg, erhob ſich leiſe und ernſt das Lied vom guten Kameraden, und gleichſam als Gruß und Antwort der Toten erklang von einem entfernten Felſen her das Ruheſignal der alten Soldaten[1]).

So war zum erſten Male im von den Fremden beherrſchten Land die Ehrung der elſaß-lothringiſchen Gefallenen des deutſchen Heeres verwirklicht worden, auf deren Notwendigkeit die Jungmannſchaft von allem Anfang an ſchon hingewieſen hatte.

Ein Jahr darauf begann Dr. Spieſer dann auf der Hünenburg den Bau des Ehrenmals für den „unbekannteſten Soldaten und alle toten Kämpfer der Heimat." In ſeinem Turm ruhen heute die ſterblichen Überreſte des elſäſſiſchen Märtyrers Dr. Karl Roos, den die Franzoſen am 7. Februar 1940 auf den Schießſtänden bei Nanzig erſchoſſen haben.

I.

„Landsleute, Kameraden!

Als wir vor nunmehr ſechs Jahren die Stimme der jungen Generation in dieſem Lande erhoben, um eine angebliche Demokratie als die Herrſchaft des Geldes und der größten Geriſſenheit zu brandmarken, als wir eine angebliche Freiheit als dem Triumph der Unordentlichkeit und der Verantwortungsloſigkeit kennzeichneten, als wir eine angebliche Aſſimilierung unbedingt ablehnten, weil ſie unſer Volk an ſeiner Seele ſchädigt, als wir die ungeſchminkte Wahrheit ſagten, auch wo und wenn ſie un-

[1]) Siehe Abb. 22.

gern gehört wurde, als wir ſchonungslos eintraten für Sauberkeit und Anſtand auf allen Gebieten, gegen Ungerechtigkeit, Feigheit und Lüge, da mußten wir auch an den elſaß-lothringiſchen Frontkämpfer denken, den ich damals den unbekannteſten Soldaten des großen Krieges nannte.

Im Namen der Elſaß-lothringiſchen Jungmannſchaft appellierte ich drei Jahre ſpäter an unſere Frontſoldaten, damit ſie endlich auch ihr Wort mitredeten.

Und ſo iſt es nur eine Selbſtverſtändlichkeit, daß in dieſer Stunde alte und junge Kameraden hier zuſammentreten, um derer zu gedenken, die nicht mehr zurückgekommen ſind.

Dieſe ſtille Feier für unſere Gefallenen gilt dem Frieden und der Heimat!

Es iſt nicht an uns zu unterſuchen, was dieſe Toten bewegt haben mag, als ſie draußen waren. Ob ſie ihren Dienſt bewußt bejahten, oder ihn als hartes unerbittliches Schickſal empfanden. Wir glauben, daß ſie alle eine große Hoffnung hatten, die Hoffnung, ihr Kampf möge dazu beitragen, ihrer Heimat endlich Ruhe zu ſchenken. —

Nicht ohne bange Wehmut können wir heute in einem Grenzland, das ſeit den älteſten Zeiten von den Kriegshaufen der halben Welt bedroht und zerſtampft wird, an dieſe große Hoffnung zurückdenken, heute, wo die Welt erneut voller Spannungen iſt, und ein wahrer Frieden weniger denn je einzukehren vermochte.

Wir ſind auch nicht vermeſſen genug, dieſe Toten für irgendeine Farbe oder Richtung in Beſchlag nehmen zu wollen. Es genügt uns, daß ſie ihre Pflicht erfüllten und bis zum letzten in der Front ausharrten, die wie eine rieſige Mauer unſer Land vor der draußen wogenden Zerſtörungswut des Krieges viereinhalb Jahre lang in Ehren beſchützt hat.

Für dieſe Leiſtung können wir unſere Gefallenen nie genug ehren.

Deshalb ſind ſie unſere Toten!

Wir wären ein nichtswürdiges Geſchlecht, wenn wir dieſe Pflicht der Dankbarkeit ihnen gegenüber verſäumten.

Es iſt kein Zufall, daß unſere Bewegung dieſe Totenehrung zur Tradition erheben wird. Denn unſer ganzes Handeln iſt von einer Grundtatſache her beſtimmt: von der Grundtatſache unſeres Volkes!

Unſer Volk iſt nicht eine Maſſe jetzt lebender Menſchen, die ſich zufällig zuſammenrotten, um mehr eſſen und leichter leben zu können, ſondern unſer Volk iſt eine unergründlich reiche und geheimnisvolle Bluts- und Schickſalsgemeinſchaft, die ununterbrochen bis in die fernſten Zeiten zurückreicht und, ſo Gott will, noch bis in die fernſten Zeiten dauern ſoll. Unſer Volk iſt nicht ein toter Sand, den der Wind dahin und dorthin zu immer wechſelnden Haufen verweht, ſondern ein herrlicher Baum, deſſen zähe Wurzeln tief in den feſten und fruchtbaren Boden der Heimat hinabgreifen und deſſen Äſte ſich ſtolz

und ſtark dem Himmel und der Sonne entgegenrecken, um immer neue Blätter, Blüten und Früchte hervorzubringen. So wie auch das kleinſte Blatt des Baumes mit jedem anderen Blatt verbunden iſt, weil derſelbe Saft es nährt und dieſelbe Luft es atmen läßt, ſo gehört jeder von uns zum anderen, ſo gehören wir alle zuſammen. Und ſo kommt es auch, meine Kameraden, nicht zuerſt auf das einzelne Blatt, ſondern darauf an, daß der Baum unſeres Volkes lebe.

Wir ſind überhaupt nur ein Volk, wenn wir derer nicht vergeſſen, die vor uns waren und an die denken, die nach uns kommen werden.

Derer aber wollen wir uns doppelt erinnern, die ein beſonders harter Sturm lange vor dem Herbſte vom Baume unſeres Volkes geſchüttelt hat. Und ſo iſt es natürlich, daß wir heute das Andenken unſerer Toten des Weltkrieges feiern, wie wir auch auf alle anderen ſtolz ſind, die durch die Jahrhunderte ihr letztes hergaben, um unſerem Volke in dieſem trotz allem gottgeſegneten Lande eine Heimſtätte zu ſchaffen, die ſeine ſchönen und freien Städte bauten und verteidigten, die als Bauern unter den Fahnen und Zeichen, die wir wieder übernommen haben, ſchon vor vierhundert Jahren für die Ehre und die Würde des arbeitenden Menſchen fochten und nicht weit von hier bitter ſterben mußten. —

Wer aber ans Sterben denkt, der muß ſich auf Fragen gefaßt machen, vor denen es kein Ausweichen gibt:

Meine Freunde!

Könnten wir beſtehen, wenn die hier vor uns träten, an die wir dieſe Nacht denken?

Wenn ſie durch die ſchweigenden Wälder der Heimat zu uns kämen, die aus den Stürmen von Saarburg und Belgien, die aus den Schluchten der Karpathen und den Sumpfſtraßen Galiziens, die aus den Eisgräben am Narocz-See und die aus der Hölle von Douaumont und vom Toten Mann, die vom Trommelfeuer an der Somme, die von Ypern und vom Balkan und aus Aſien, die vom Tagliamento und vom Chemin des Dames, die von der Bruſſilow-Offenſive, und die von den Weiten, wo das Meer ewig und unendlich rollt, — könnten wir beſtehen vor ihnen?

Wenn ſie ſtill in ihren zerſchliſſenen, grauen Mänteln kämen, mit den brennenden Augen in ihren mageren Geſichtern, könnten wir beſtehen vor ihnen?

Wenn ſie zu uns kämen, die mit euch, ihr älteren Kameraden ihr letztes Stück Brot im Graben teilten, die wir ſo gut gekannt haben aus dem Hof nebenan, aus der Schule und von der Straße oder gar von dem ſeither leeren Platz am Tiſch in der Stubenecke daheim, wo ſie ernſt am Kopfende ſaßen oder unter jüngeren Geſchwiſtern der Stolz und das Glück der Eltern waren; wenn ſie kämen und ſagten: „Wir haben getan,

was wir konnten, nun da wir nicht mehr da ſind, iſt es an dir, mein Sohn, an dir, Bruder, an dir, Kamerad, weiter für die Heimat einzutreten!"; wenn ſie uns mit der ſtummen Frage anſchauen würden: „Habt ihr dafür geſorgt, daß es in der Heimat ordentlich zugeht?" — könnten wir ihnen Rede und Antwort ſtehen?

Meine Freunde!

Sorgen wir uns darum, daß wir uns vor ihnen nicht ſchämen müßten!

Unſere Soldaten ſind geſtorben, damit die Heimat lebe.

Niemals kann ihnen dafür genug gedankt werden. Und nur ſo können wir ihnen einen Teil unſerer großen Dankesſchuld abtragen, indem wir in dieſer Stunde feierlich geloben, unſer Volk, ſo wie es durch die Zeiten geworden iſt, und wie ſie es gekannt haben, treu zu bewahren und nimmer zu verraten, uns mit allen Kräften für unſere Heimat einzuſetzen!

Dazu helfe uns Gott!"

(Rede H. Bickler, im Namen der Jungmannſchaft)

2.

„Kameraden, Landsleute!

Vergeßt die teuren Toten nicht, und ſchmücket auch
unſ're Urnen mit dem Eichenkranz!

So beſchwor in erſchütternder Vorahnung ſeines eigenen Schickſals der Freiheitsſänger Theodor Körner ſein Volk.

Keinem Lande mehr als dem unſrigen, ſo will uns dünken, tut eine ſolche Mahnung not. Wenn in aller Herren Länder der Gefallenen des Weltkrieges gedacht wurde, dann ſprach bisher von den unſrigen öffentlich kein Mund. Sie wurden übergangen, als hätte man ſich ihrer zu ſchämen.

Den Ihrigen ſelbſtverſtändlich waren und bleiben ſie unvergeſſen. Ihre Mütter, ihre Witwen tragen ihr Bild unverwiſchbar im Herzen. Auch uns, ihre alten Kameraden, hat die Erinnerung an ſie noch nie verlaſſen. Aber die Stellen, deren Pflicht es geweſen wäre, das Andenken an unſere Gefallenen hochzuhalten, die haben verſagt. Anderer wurde gedacht in zahlloſen Feiern, die aber, die unſer Boden getragen, die wurden auf dieſem gleichen Boden verleugnet.

Und doch, wie ſehr haben ſie es verdient, daß man ihrer gedenkt! Als ſie hinauszogen, treu dem Eide, den ſie geſchworen und gehorſam dem Befehle, der ihnen geworden, da ließen ſie hinter ſich ihre Lieben, von denen ſie ſich in ſchmerzlichem Abſchied geriſſen, und ließen hinter ſich ihre Heimat, die dem würgenden Zugriffe der Kriegsfurie ſo beängſtigend nahe lag. Und da werden wenige unter ihnen geweſen ſein, die nicht im Grauſen der Schlacht das Bewußtſein in ſich trugen, mehr als Millionen anderer, die neben ihnen kämpften, für ihre Heimat zu

ſtehen, mit ihrem Leben ſich dafür einzuſetzen, daß das blühende Land, das ſie geboren, nicht unter Trümmern und Aſche zur Wüſte werde, und daß denen, die ihnen vor allem teuer waren, die ärgſten Schrecken des Krieges erſpart bleiben. Dafür haben ſie gekämpft, dies Ziel haben ſie erreicht, aber als Preis haben die, deren wir heute gedenken, das Höchſte dahingegeben, ihr junges, blühendes, hoffnungsvolles Leben. Dafür gebührt ihnen für alle Zeiten Dank, der unauslöſchliche Dank der Heimat.

Darum erfüllt uns alte Soldaten, die ein freundlicheres Los getroffen hat als unſere toten Kameraden, heute eine mit Wehmut vermengte Freude, weil eine ſtattliche Gruppe junger Landsleute es als ihre Pflicht erkannt hat, jetzt und in regelmäßiger Wiederkehr die kommenden Jahre hindurch denen eine würdige Gedenkfeier zu widmen, die einſt mit uns marſchiert ſind in gleichem Schritt und Tritt, die mit uns ausharrten im Schlamm der Gräben und Trichter, und die mit uns durch den Feuerregen der Maſchinengewehrgarben und Granaten gehetzt ſind. Für ſie, die nicht mehr reden können, ſprechen wir euch den Dank aus, liebe junge Kameraden.

Aber es wäre nicht im Sinne ihres unermeßlichen Opfers, wenn wir dieſe Stunde nur dem Gedenken und der Trauer widmen wollten. Welche wuchtige Kraft hätten ſie für unſere Heimat in die Wagſchale zu werfen, wenn ſie, die Tauſende und Zehntauſende, noch unter uns weilten. Aber ſie ſind nicht mehr; für ſie hat der große Zapfenſtreich auf immer ausgeklungen.

Doch, ſo wie im Felde, wenn vom feindlichen Feuer Lücken geriſſen waren, die Überlebenden einzutreten hatten an die Stelle der Gefallenen, ſo haben wir es auch weiterhin zu halten. Die Aufgabe für die Heimat, für die ſie ihr Leben gelaſſen haben, die haben wir in ihrem Sinne weiterzuführen. Das iſt das Vermächtnis, das in dieſer feierlichen Stunde jeder alte Soldat vor Augen haben muß, und das die uns hinterlaſſen haben, die an unſerer Seite gingen, und die es weggeriſſen hat, als die Kugeln geflogen kamen."

(Rede Dr. L. Benmann, im Namen der Frontſoldaten von 1914/18)

Der Sinn unſerer Feier

Für jeden Teilnehmer iſt es klar geworden, welches der Sinn unſerer Gedenkfeier in der Nacht vom 10. auf den 11. Juli 1937 war. Es mag jedoch auch von Wert ſein, hier, in unſerem Organ und vor aller Öffentlichkeit unſere Abſicht nochmals zu unterſtreichen.

Die Elſaß-Lothringiſche Jungmannſchaft hat dieſe Feier veranſtaltet, um die gefallenen Angehörigen ihrer Mitglieder und dann auch die

Zeichnung: Graeſer

Die nächtliche Gedenkfeier auf der Hünenburg
im Juli 1937

zahlreichen Frontſoldaten zu ehren, die in unſeren Reihen ſtehen. Wir wollten endlich einmal vor aller Welt bekunden, daß diejenigen in ihrem eigenen Lande nicht vergeſſen ſind, welche für deſſen Schutz das größte Opfer gebracht haben.

So galt unſere Feier allen elſaß-lothringiſchen Frontkämpfern überhaupt, deren Ehrung natürlich niemals Sache einer Partei oder einer politiſchen Richtung ſein kann, ſondern, wie wir wünſchen, aus den weiteſten Kreiſen unſeres ganzen Volkes kommen wird.

Wir hätten auch in Elſaß-Lothringen gerade in der Stellung zu den Frontſoldaten ſchon längſt zu dieſer klaren Haltung gelangen müſſen, die in den anderen Ländern, bei den Beſiegten wie bei den Siegern, von der erſten Stunde an eine Selbſtverſtändlichkeit war: überall waren die Frontkämpfer von der tiefen Achtung ihres Volkes umgeben.

Wenn wir der für die Heimat geſtorbenen Soldaten gedachten, gaben wir zugleich unſerer eigenen Anhänglichkeit an die Heimat Ausdruck. Denn nur die Güter in der Welt ſind von Wert, die mit Mühe erſchaffen und mit Opfern bewahrt werden. Eindringlicher denn je wird mancher Kamerad in dieſer Nacht inmitten der Wälder den lebenden Atem dieſer Heimat um ſich geſpürt haben.

Wie aber hätte unſere ſtille Verſammlung, wo wir um die in der Blüte und in ihrer vollen Kraft dahingeraffte Mannſchaft unſeres Volkes trauerten, nicht ſchließlich ein Bekenntnis zum Frieden in der Welt und ganz beſonders zum Frieden am Rhein ſein müſſen?! Deshalb war dieſe Kundgebung auch nicht politiſch und konnte niemand verletzen.

Wenn ſich die Feinde von vor neunzehn Jahren endlich näherkommen, wird es jeder Menſch, der guten Willens iſt, begrüßen müſſen, daß auch der elſaß-lothringiſche Frontſoldat an dem Platz ſteht, der ihm gebührt, denn nur dann würde er zu der großen Aufgabe befähigt, die ſeiner immer noch harrt, und zu der kein anderer berufen iſt wie er, zu der Miſſion, die Hände der deutſchen und franzöſiſchen Frontſoldaten ineinanderzulegen.

Dieſes große Werk aber erfordert, wenn es gelingen ſoll, unbedingte Offenheit. Das werden alte Soldaten am beſten verſtehen. Es nützt nichts, wenn unſere eigenen Männer ſich übergehen laſſen. Es nützt dieſem großen Werke nichts, wenn die beiden anderen an uns vorbeiſehen wollen, wenn ſie ſich über Vogeſen und Rhein die Hand entgegenſtrecken.

So hatte unſere Feier ihren tiefen Sinn und wagen wir zu meinen, ihre ſehr große Bedeutung. So wird ſie auch für uns zu einer Tradition werden.

(„Frei Volk" — 17. Juli 1937)

---

3. Kampf um die Sprache

Unſere Sprache

Schon wieder die Sprachenfrage? Ja, ſchon wieder etwas über unſere jede Stunde niedergetretene Sprache, über die Tatſache, die für uns keine Frage beherbergt. Schon wieder etwas über die Sprache, weil ſie im Mittelpunkt unſeres Kampfes gegen die Einwelſchung ſteht.

Es iſt zum Überdruß viel geſchrieben worden über unſere Sprache ſeit dem Waffenſtillſtand. Es iſt mehr als zum Überdruß auf dieſem Gebiet ſeitdem von uns nichts getan worden. Von Anfang an wurden wir abgedrängt, weil wir uns die wirkſamſten Waffen in dieſem entſcheidenden Gefecht willig aus der Hand nehmen ließen. Seit 1918 nämlich haben wir aus dieſer allergrundſätzlichſten Angelegenheit eine Möglichkeitsfrage kneten laſſen. Wenn irgendwo eine Diskuſſion undenkbar ſein mußte, ſo hier. Aber nichts iſt uns ſo zerredet worden wie die Tatſache unſerer Sprache. Am Ende waren es immer wieder die „Vernünftigen", die mit der Erklärung durchdrangen, daß eben die „Sprachenfrage" nur von den Fachleuten der Schule ernſt gelöſt werden könne, daß füglich alle andern im Intereſſe einer gedeihlichen Klärung mit ihrer unfachmänniſchen Einmiſchung zurückzuhalten hätten. Nachdem ſo die Hauptfrage, ob wir überhaupt franzöſiſch zu lernen hätten, von vornherein bejaht war, beſchäftigte die mehr oder minder ehrlichen Pädagogen nur mehr die Nebenfrage, wieviel Franzöſiſch wir hinzulernen könnten, und auf welche Weiſe dieſes Franzöſiſch am eheſten und vollkommenſten hinzugelernt werden könnte.

Die ſelbſtverſtändlichſte Tatſache war — eine Frage.

In ebendemſelben Maße hatte Paris in umgekehrtem Verfahren nicht einen Augenblick gezögert, das unnatürlichſte Unternehmen als vollkommen ſelbſtverſtändlich durchzuführen. Niemand zweifelte dort daran, daß ſo ſchnell wie möglich die „Nationalſprache" in die befreiten Provinzen einzuführen ſei, daß es höchſtens eine Frage der Zeit ſein könne, bis das Franzöſiſche in Elſaß-Lothringen das Deutſche verdrängt haben würde. Die einen ſagten es offener als die anderen, aber alle dachten ſie ſo und denken ſie heute noch ſo.

So wie unſere Verwirrung uns im Voraus unterliegen laſſen mußte, wurde die Verwelſchung durch die franzöſiſche Unentwegtheit unterſtützt. Darum iſt ſeit zwölf Jahren unſere Sprache im Hintertreffen, ſeit ebenderſelben Zeit ein mangelhaftes Franzöſiſch am Vorkriechen.

Aus dieſer Erkenntnis heraus haben wir zu handeln.

I.

Zum erſten gilt es, grundſätzliche Säuberung zu halten. Das Volk im Elſaß und in Deutſchlothringen, mit der verſchwindenden Ausnahme einer verkümmernden Bourgeoſie, ſpricht deutſch von der Mutter her. Darum iſt ihm nur eine Sprache: die deutſche. Alle andern ſind fremd.

Deshalb bilden wir uns zuerſt in dieſer Sprache aus. Es iſt auf der ganzen Erde natürlich, daß die Menſchen in ihrer Sprache denken, reden und ſchreiben. Wenn ſie es wollen und können, lernen ſie fremde Sprachen hinzu. Nie aber werden ſie auch nur daran denken, ob ſie nicht grundſätzlich eine fremde Sprache ebenſogut beſitzen müſſen, wie ihre eigene. So lernen auch wir nach Möglichkeit und Luſt andere hinzu. Aber niemals auf Grund einer Verpflichtung. Auch das Franzöſiſche nicht.

An ſich iſt uns Franzöſiſch ebenſo fremd wie Italieniſch oder Spaniſch. Engliſch lernen wir leichter als Franzöſiſch, weil es mehr unſerer Sprache verwandte Wörter enthält.

Die Spitzfindigen ſchämen ſich nicht, von der Notwendigkeit des Franzöſiſchen für uns zu reden, weil es die „Nationalſprache" ſei. Das iſt lächerlich und, ſo gemeint, ein ſinnloſer Begriff. Nationalſprache bedeutet zu deutſch Volksſprache. Jedes Volk hat nur eine Sprache. Ein Staat kann mehrere Völker umfaſſen, und das wollen die Spitzfindigen ſagen: das Franzöſiſche muß uns aufgezwungen werden, weil es Staatsſprache iſt. Wir gehören dem franzöſiſchen Staate an, alſo müſſen wir franzöſiſch lernen. Aber wir wiederholen, daß wir nur einem elſaß-lothringiſchen Staat angehören wollen. Ein ſolcher muß der franzöſiſche Staat für uns ſein. In ihm iſt das Deutſche ebenſogut Nationalſprache, wie das Franzöſiſche. Dann gibt es von vornherein keinen Vorrang des Franzöſiſchen im allgemeinen, geſchweige denn eine Behinderung des Deutſchen in unſerem beſonderen Landesbereich.

Oder ſoll das Franzöſiſche wegen der Zahl überwiegen? Wagen die waſchechteſten Demokraten, auch wenn ſonſt die letzte Weisheit für ſie in der Majorität liegt, wirklich zu behaupten, daß eine Sprache mehr wert iſt, weil ſie von 36 Millionen geſprochen wird, als diejenige, welche nur bei 1½ Millionen beheimatet iſt? Das wäre ein gefährlicher Maßſtab. Könnten nicht 100 Millionen Deutſchſprechende kraft derſelben Wertung 42 Millionen Franzöſiſchſprechende „eindeutſchen" wollen?

Die Zahl kann alſo nicht entſcheiden. Dann müßte der innere Wert den Ausſchlag geben. Franzöſiſch iſt gewiß formenſchön und wohlklingend, aber die anderen romaniſchen Sprachen ſind es auch. Wir finden auch unſer Deutſch gar nicht unſchön. Das Franzöſiſche iſt ſehr verbreitet, das Engliſche noch mehr. Es ſprechen mehr Menſchen Deutſch als Franzöſiſch. Das Franzöſiſche hat den vor zweihundert Jahren innegehabten Rang einer europäiſchen Sprache nicht bewahrt. Wir erkennen

wohl die Vorzüge der franzöſiſchen Sprache an, aber wir glauben nicht, daß ſie wertvoller iſt als die deutſche. Überhaupt kann hier kein Vergleich angeſtellt werden, weil die Größen andersartig ſind.

Wir wollen gern franzöſiſch lernen, aus dem einen, durchaus greifbaren Grund, daß dieſe Sprache in unſerer unmittelbaren Nachbarſchaft geſprochen wird.

Aber grundſätzlich ſteht unverrückbar feſt: wir brauchen neben unſerer deutſchen Sprache keine andere zu lernen.

II.

Es bleibt ſomit nur noch die Erörterung, inwieweit der Beſitz der franzöſiſchen Sprache für uns wünſchenswert und möglich iſt.

Zum erſten müſſen wir allerdings betonen, daß der ſo oft gebrauchte Spruch von der Doppeltwertigkeit der Zweiſprachigen nicht unbedingt wahr ſein muß. Wenn es auch richtig iſt, daß die Fähigkeit, ſich mittels einer fremden Sprache in die Kultur eines anderen Volkes zu verſenken, geiſtig außerordentlich bereichern kann, ſo iſt durchaus noch nicht entſchieden, daß ein Menſch in der Geiſteswelt ſeines eigenen Volkes allein nicht zur tiefſten Erkenntnis und höchſten Schöpfung gelangen kann. Ja, oft wird die Mehrſprachigkeit zur Verflachung führen, denn nur den Begabteſten iſt es vergönnt, in das Weſen eines anderen Volkes wirklich einzudringen. Oft wird die Aneignung der fremden Sprachen nur die Zeit beanſprucht haben, die ſonſt auf eine gründlichere Betrachtung der eigenen Art hätte verwandt werden können und zum andern ſogar infolge der Oberflächlichkeit des Beſitzes leicht zu einer unernſten Anſchauungsweiſe im allgemeinen verführen.

Jedenfalls ſoll jeder Menſch ſeine Mutterſprache möglichſt gut beherrſchen. Erſt wenn er ſich in ihr einer verhältnismäßigen Fertigkeit rühmen kann, darf er ſich an eine fremde wagen. Viel beſſer iſt, er beſitzt eine Sprache gut als zwei nur halb. Nun iſt es zweifellos ſehr ſchwer, ſeine eigene Sprache zu meiſtern. Darum können im Grunde auch nur wenige Menſchen zum tatſächlichen Erlernen fremder Sprachen berufen ſein. Und es mag ein deutliches Anzeichen flachen Denkens ſein, wenn ſo oft im Namen des „Fortſchritts" „gefordert" wird, daß möglichſt vielen Menſchen möglichſt viele Sprachen zugänglich gemacht werden. Dieſe „Forderung" iſt einer der blutigen Witze, deren das nun entſchwindende Zeitalter der ſogenannten Volksherrſchaft ſo unzählig viele ausbrütete.

Wenn die rechte Beherrſchung der eigenen Sprache ſchon nicht leicht iſt, muß das Eindringen in eine fremde Sprache ungleich ſchwieriger ſein. Es kann ſogar die Frage aufgeworfen werden, ob überhaupt ein derartiges Eindringen möglich iſt. Denn es iſt etwas geheimnisvolles um die Sprache. Die gelehrten Wortſpalter allerdings ſcheinen oft nichts

davon zu merken. Eine Sprache gehört unendlich eng zu einem Volk und zu jedem Menſchen dieſes Volkes. Sie iſt nur ſo wie ſie iſt, weil ſie dieſes Volkes iſt. Dieſes Volk könnte gar keine andere Sprache haben. Daher können auch die Menſchen dieſes Volkes nicht die Sprache eines anderen Volkes ſich ſo aneignen, wie deſſen Glieder ſelbſt ſie beſitzen. Darum iſt letztlich auch eine Überſetzung unmöglich. Ein überſetztes Buch hat für ſeine Leſer einen anderen Inhalt als der Urtext für die Landsleute des Verfaſſers. Wer wagt zu behaupten, daß Engliſch-, Franzöſiſch- und Deutſchſprechende unter „man" oder „homme" oder „Mann" dasſelbe begreifen? Eine halbwegs ernſthafte Unterſuchung ſtößt hier unausgeſetzt auf die verſchwiegenſten Hinderniſſe und die hartnäckigſten Schwierigkeiten. Dieſe ſind da, auch wenn die Hohlköpfe ſie nicht merken und die Unehrlichen ſie wegſchreien wollen.

In unſerem Lande allerdings ſcheinen ſie für viele Leute nicht zu beſtehen. Hier unternehmen es ſolche nicht nur mit der größten Zuverſicht, die franzöſiſche Sprache zu erobern, wie man einen Eimer mit Waſſer füllt, ſondern ſie unterſtehen ſich ſogar in aller Munterkeit, dieſe Sprache zu der ihrigen zu machen, das heißt aus der ſeit Urbeginn in das Blut und aus dem Blut ihres Volkes gewachſenen deutſchen Sprache einfach heraus- und in die franzöſiſche hineinzukriechen! Ihnen ſcheint nicht nur das Zulernen einer fremden Sprache, das nur wenigen vorbehalten ſein kann, ſondern ſogar der Austauſch ihrer eigenen Sprache gegen eine fremde — eine ziemlich mäßige Durchſchnittsleiſtung. Wir werden es noch erleben, daß eine geſchäftstüchtige Spürnaſe das neueſte Rezept anprahlen wird, wonach die eckigen Schädel mit dem hellen Haar lateiniſch rund und ſchwarzbefellt werden, aus der ſchwerfälligen Art des Nordens die gewandte Beweglichkeit des Midi gedeiht, die treuherzigen blauen und die kühlen grauen Augen ſich in blitzend dunkle Glutaugen umwandeln, kurz ein Rezept, wonach unſer Landsmann ſich zum „Citoyen moyen" ohne Reibung und Wehtun entwickelt. Dieſer Marktſchreier wird Kunden finden.

Wie ſehr die Wirklichkeit unſere Darlegung beſtätigt, kann die Beobachtung täglichen Geſchehens erhärten. Auf der anderen Seite wird man es uns kaum glauben wollen: wir lehnen die Einwelſchung nicht nur ab, weil wir natürlicherweiſe zu unſerer Sprache ſtehen, ſondern auch — vielleicht unbewußt oft — weil uns die ſchöne franzöſiſche Sprache leidtut, wenn ſie ſo jämmerlich mißhandelt wird. Und es iſt doch nicht an uns, ſie zu wahren. Dieſe Mißhandlung aber beweiſt, wie ſchwer den Elſaß-Lothringern das Franzöſiſche durchſchnittlich wird; daß nicht zufällig bei uns der Begriff des Kauderwelſch unzweideutig iſt.

Es iſt ſchon ſchlimm genug, daß viele unſerer Landsleute in vollendeter Lächerlichkeit ein welſches Stottern als gelehrt und vornehm anſehen. Von der unnennbaren Rederei der Bourgeois, die wir nicht zu uns

zählen, mögen wir gar nichts erwähnen. Viel ſchlimmer aber iſt, daß dieſe Landsleute nicht innewerden, welche Verſtümmelung ſich zwangsläufig in ihnen ereignet. Ohne daß ſie es wahrnehmen, verzerrt in ihrem Innern eine völlige Verwirrung die urſprünglich ſo einfach klare Lagerung ihrer Begriffe. Sie haben nicht nur koſtbare Zeit vergeudet, indem ſie einem unerreichbaren Ziele zuſtolpern wollten, ſondern auch ihre gegebenen Fähigkeiten erheblich vermindert, die ihnen zu einer ſicheren Bewältigung der Alltagsſchwierigkeiten unerläßlich wären. Die Beſten unter ihnen aber haben ſich ſo des wertvollſten ganz oder teilweiſe begeben, das ſchließlich die Kultur bedingt: ihrer Schöpferfähigkeit.

Jedes Volk hat nur eine Sprache. Die Menſchen können ſich gegen dieſe Wahrheit anzukämpfen vermeſſen, aber ſie ſteht über ihnen, weil ſie Schickſal iſt.

(Beilage „Jungmannſchaft" — 21. Hornung 1931)

Unſere Univerſität

Haben wir Elſäſſer und Deutſch-Lothringer überhaupt noch eine Univerſität? Wir ſagen nein.

Die Straßburger Univerſität, ſo wie ſie heute iſt, iſt nicht für uns da, ſondern gegen uns. Sie iſt unſer Feind.

Unſer Volk iſt ein Baum. Die Volksſchule tut die Arbeit der Engerlinge und Maulwürfe, die die Wurzeln benagen, um ſo den Baum langſam zum Abſterben zu bringen. Die Univerſität aber gleicht den Würmern, die die Früchte durchbohren, ſo daß ſchon die heurige Ernte abfällt. So wie Frankreich 1684 die Zitadelle zwiſchen die widerſpenſtige Stadt Straßburg und die Rheinbrücke baute, um Straßburg vom Reiche abzuſchneiden, ſo hat es 1919 uns eine Univerſität hingeſtellt, um uns vom deutſchen Geiſtesleben zu trennen. Seit 1919 wird es uns immer wieder in Erinnerung gerufen: die Straßburger Univerſität ſoll eine Baſtion des lateiniſchen Geiſtes gegen das Deutſchtum ſein, eine Fackel franzöſiſcher Ziviliſation. Dies wagt man uns zu ſagen! Und es geſchieht uns recht. Denn es iſt ja noch keiner von uns aufgeſtanden, um dagegen zu proteſtieren, um zu ſagen, daß er die Rolle, die der Univerſität zugedacht wird, als Beleidigung empfindet, als einen Schlag ins Geſicht unſeres Volkes, dem die Hochſchule doch zu dienen hätte. Nützt es etwas, wenn wir unſern Machthabern klar zu machen verſuchten, daß wir keine Halbwilden ſind, die des lateiniſchen Geiſtes bedürften, um zu vollendetem Menſchentume zu gelangen?

Die Welſchen können ſich ja in ihrer unübertreffbaren Überheblichkeit nicht von dem Glauben freimachen, daß die franzöſiſche Kultur die allein

wahre und jede andere minderwertig ſei. Es herrſcht heute noch der Geiſt der Revolutionsmänner von 1794, die verächtlich feſtſtellten, daß in Straßburg „die alten Familien die wenig ziviliſierten Sitten und die gothiſchen Gebräuche ihrer Vorfahren an den Tag legten". Erſt letzthin beruhigte uns ein Straßburger franzöſiſches Blatt wohlwollend (la France généreuse!), daß man uns unſere Bauernſprache — le parler rustique — laſſen wolle.

Alſo die Straßburger Univerſität wurde 1919 gegründet, ſo heißt es. Was vorher geſchah, zählt nicht, denn die Sonne der franzöſiſchen, alſo der einzigen Kultur ging ja erſt damals über uns auf. Daß dieſe Sonne für uns unnatürlich iſt, geht übrigens ſchon daraus hervor, daß ſie im Weſten aufgehen ſoll. Es iſt bezeichnend, daß 1921 das 300jährige Jubiläum der Straßburger Univerſität wohl in Deutſchland gefeiert wurde, aber nicht in Straßburg ſelbſt. Es liegt ganz in der Linie. Nachdem die alte Univerſität von der franzöſiſchen Revolution zerſchmettert wurde, ſollte auch jede Erinnerung an ſie ausgetilgt werden. Denn ſie war ja nicht franzöſiſch, ſondern deutſch-elſäſſiſch. Ein Grund mehr für uns, daran zu denken, daß auch wir einſt eine Hochſchule hatten, die aus uns und für uns da war.

Ja, wir hatten eine Univerſität. Aus dem glorreichen humaniſtiſchen Gymnaſium und der Akademie des 16. Jahrhunderts war ſie 1621 erwachſen; Leuchten der Wiſſenſchaft hatten an ihr gelehrt, ihr Ruhm klang über ganz Europa, einen Goethe konnte ſie an ſich ziehen. Und heute iſt die franzöſiſche Univerſität Straßburg ſtolz darauf, den Überſchuß der polniſchen und balkaniſchen Ghettos, den man in ſeiner Heimat froh iſt los zu haben, zu beherbergen. Damals war unſere Univerſität, als wurzelecht Straßburgiſche Hochſchule, nach Form und Geiſt deutſch. Bis zur Revolution, alſo nach über einem Jahrhundert franzöſiſcher Oberhoheit, gab es neben den lateiniſchen auch deutſche Vorleſungen; die Rektoratsprotokolle waren in deutſcher Sprache verfaßt. Rudolf Reuß vermerkt in ſeinem Werke über das Elſaß im 17. Jahrhundert, daß die Univerſität bis nach der Einnahme der Baſtille nach Methode und Sprache von Grund auf deutſch geblieben war. Das hat allerdings vor dem letzten Kriege nicht gehindert, die wiſſenſchaftliche Erkenntnis zu äußern, daß die Univerſität von Nancy, im Gegenſatz zur neuen deutſchen Straßburger Univerſität, die alleinige Hüterin des Geiſtes unſerer alten Hochſchule geblieben ſei. Bereits 1769 begann der Angriff des Welſchtums. Damals ſchon mußte die Univerſität den Angreifern gegenüber betonen, „ſowohl in Anſehung ihrer eigenen Verfaſſung als auch ſonderlich in Abſicht auf andere berühmte Univerſitäten in Deutſchland müſſe ſie als eine deutſche und proteſtantiſche angeſehen werden; nach ihrem allerorten anerkannten Erfolg müſſe es als eine höchſt nachteilige Sache angeſehen werden, wenn ihre Lehrmethode nach dem Ge-

ſchmack der franzöſiſchen Univerſität ſollte eingerichtet werden." Erſt in der franzöſiſchen Revolution jedoch kamen welſcher Dünkel und Herrſchſucht vollends zum Durchbruch. Vergeblich erinnerte man daran, daß „eine deutſche Univerſität, an der Grenze Frankreichs durch ihre Lage zu einem Sammelpunkt wiſſenſchaftlicher Schätze der beiden erleuchteten Nationen geſchaffen ſei." Die welſchen Revolutionsmänner ſtellten feſt, daß die Straßburger Hochſchule „den franzöſiſchen Univerſitäten immer fremd geweſen ſei", und daß ſie „den Augen der Republik das merkwürdige Schauſpiel der Knechtſchaft und des Germanismus in einem franzöſiſchen und freien Land darſtellte". Es wurde daher im Gemeinderat beantragt, „die Hydra des Deutſchtums und aller Anſtalten, die ihm noch ein Daſein zuſichern, zu vernichten". So ging in jener Schreckenszeit unſere Univerſität unter, ein Opfer der Einwelſchungsfanatiker.

Erſt im Jahre 1808 erſtand wieder Neues aus den Trümmern. Keine Univerſität war es, ſondern nur eine Akademie, einzelne Fachſchulen oder Fakultäten, die der Univerſité de France angeſchloſſen waren. Sie haben ihren Zweck, das Elſaß zu verwelſchen, redlich zu erfüllen geſucht. Nicht alle ihre Studenten jedoch haben ſich dieſer neuen Hochſchule auch innerlich ergeben. Manchen ſchwebte angeſichts dieſer Schuſteruniverſität, wie ſie ſie nannten, das Sehnſuchtsbild einer wahren Univerſität vor, die aus der Art unſeres Volkes ſein ſollte. Doch wollen wir auch nicht vergeſſen, daß an der juriſtiſchen Fakultät ein Mann wie Arnold wirkte, in deſſen unvergänglichem „Pfingſtmontag" der Typus des Welſchlings ſo ſchlecht von der Parade kommt, und daß an der theologiſchen Fakultät Eduard Reuß, Cunitz und Baum lehrten, deren Perſönlichkeit und Werk feſt in unſerem Geiſtesleben verankert ſind.

Auch dieſe Akademie verſchwand, und als 1872 die neue deutſche Reichsuniverſität gegründet wurde, betrachtete ſie ſich bewußt als die Erbin der alten reichsſtädtiſchen Hochſchule. Der kaiſerliche Gründungserlaß vom 28. April 1872 verordnete ausdrücklich, „daß die durch eine glänzende Vergangenheit ausgezeichnete hohe Schule zu Straßburg in ihrer früheren einheitlichen Geſtaltung als Univerſität wieder ins Leben trete". Weiter hieß es: „Wir begründen demnach dieſe Hochſchule ... von Neuem, auf daß an ihr im Dienſte der Wahrheit die Wiſſenſchaft gepflegt, die Jugend gelehrt, und ſo der Boden bereitet werde, auf welchem mit geiſtiger Erkenntnis wahrhafte Gottesfurcht und Hingebung für das Gemeinweſen gedeihen". Ferner wurde verordnet, „daß die Univerſität Straßburg das Siegel der alten Univerſität Straßburg führe, wie es ihr von dem erſten Begründer der Hochſchule verliehen worden iſt".

Nicht in allem wohl war dieſe Univerſität nach unſerm Geſchmack, aber anerkannt muß werden, daß ſie viel für das Elſaß geleiſtet, viel Eifer darauf verwandt hat, unſere Geſchichte zu erforſchen, unſer Erbe

wieder ans Licht zu bringen, die Quellen unſeres Volksgeiſtes aufzudecken. Der Weltkrieg hat ſie hinweggefegt. Was ſie erſetzte, wurde bereits gekennzeichnet: eine Univerſität, die alle Brücken zur Vergangenheit abgebrochen hat, die uns ſagt: Was ihr ſeid und was ihr geſchaffen habt, iſt nicht wert, erhalten zu werden. Weg damit. Laßt euch endlich einmal ziviliſieren. Und wir ſtehen da, wehrlos. Sind wir tatſächlich wehrlos? Haben wir denn überhaupt ſchon verſucht, uns zu wehren?

Wir ließen ſoeben die Geſchichte unſerer Hochſchule an uns vorüberziehen. Es hätte keinen Sinn gehabt, wollten wir nicht eine Lehre daraus ziehen. Wir haben erkannt, daß die heutige Univerſität nicht unſere Univerſität iſt. Wohl müſſen wir an ihr ſtudieren, doch nur aus praktiſchen Gründen, ein inneres Verhältnis haben wir nicht zu ihr. Wir erringen an ihr die für unſern künftigen Beruf nötigen akademiſchen Grade, aber wir müſſen uns in Acht nehmen, daß ſie nicht an unſere Seele rührt. Wir müſſen immer daran denken, daß unſer Geiſt und unſere Seele ſich nicht an dem wahrhaft erfriſchen können, was uns dort geboten wird, ſondern daß wir zu den Werken der großen Geiſter unſeres eigenen Kulturkreiſes greifen müſſen, die allein in uns ſchöpferiſch wirken können. Wir haben geſehen, daß unſere Hochſchule, zu den Zeiten, da wir ſelbſt über ſie beſtimmen konnten, auf unſerm eigenen Volkstum aufgebaut iſt.

Daraus folgt, daß ſie es wieder werden muß. Sie muß es, denn ſie iſt für uns da und nicht wir für ſie. Sie muß unſerem Volke dienen, und das kann ſie nur in deſſen eigener Sprache. Wir ſind nicht ohnmächtig, wenn wir nicht ohnmächtig ſein wollen. Wir können uns eine Univerſität ſchaffen, wenn wir den unbeugſamen Willen dazu haben. Das ſind keine Hirngeſpinſte. Auch die Flamen, die denſelben Kampf kämpfen wie wir, haben ihr Ziel einer flämiſchen Univerſität Gent erreicht, denn ſie haben es gewollt. Das ging nicht von heute auf morgen. Auch bei uns geht es nicht über Nacht. Aber angefangen muß werden. Wo ein Wille iſt, da iſt auch ein Weg.

(P. Bieber — Beilage „Jungmannſchaft" — 21. März 1931)

Der „Fall Hartmann"

I.

Im November 1931 wurden an der Straßburger Univerſität Flugblätter folgenden Inhalts verteilt, die in der Öffentlichkeit das größte Aufſehen und beim Lehrkörper und den Behörden eine heftige Entrüſtung auslöſten[1]):

„An die elſaß-lothringiſchen Studenten!

Ihr ſeid Studenten! Als ſolche ſeid Ihr berufen, ſpäter Eurem Volke Vorbild und Führer zu ſein. Als ſolche habt Ihr die Pflicht, ſelbſtändig,

[1]) Siehe Abb. 24.

unbeirrt durch Schlagworte politiſcher Parteien und unabhängig von den fertig zubereiteten offiziellen Anſichten der Schule, Euer inneres Verhältnis zu Euerem Volke zu klären.

Ihr habt Euch darüber ſchlüſſig zu werden, was Euch Euer Volk ſein ſoll und was Ihr ihm ſein ſollt. Habt Ihr ſchon darüber nachgedacht, daß Ihr einem Volk angehört, deſſen Sprache von jeher die deutſche war?

Schämt Ihr Euch der Sprache Eurer Väter?

Wenn nicht, findet Ihr es recht, daß dieſe Sprache nichts mehr gelten ſoll im Elſaß und in Lothringen?

Mit Akademikern brauchen wir den Unſinn nicht zu diskutieren, daß elſäſſer- oder lothringerdeutſch gar kein deutſch ſei. Auch fallt Ihr nicht auf den Einwand herein, es verbiete uns niemand elſäſſer- oder lothringerdeutſch zu ſprechen. Wenn eine Sprache nicht mehr auf Schule und Univerſität gepflegt und nur in der Dialektform gebraucht wird, ſo verliert ſie die Fähigkeit, Geiſtiges auszudrücken und verkümmert.

In den Schulen wird Eure Sprache nur als Fremdſprache gelehrt. Iſt das recht?

Auf der Univerſität wird Euch die Wiſſenſchaft in einer Sprache gelehrt, die nicht die Eure iſt, und die erſt in der Schule zu der Euren gemacht werden ſollte.

Iſt das recht?

Iſt es Euch bewußt, daß wer die Sprache ändert, damit der Seele Gewalt antut?

Oder ſagt Euch das nichts? Studiert Ihr nur, um ſpäter ein gutes Fortkommen zu haben und Euch den Bauch zu mäſten, dem Viehe gleich? Dann hört nicht auf dieſe Worte.

Wollt Ihr aber als rechte Studenten rechte Männer werden, die ihr Leben in den Dienſt der Volksgemeinſchaft ſtellen, als Kämpfer für alles, was recht, hoch und edel iſt? Dann beſinnt Euch auf das Erbe Eurer Väter, Ihr braucht Euch deſſen nicht zu ſchämen. Studiert die Geſchichte Eures Landes, ſtudiert das elſäſſiſche Schrifttum durch die Jahrhunderte. Ihr werdet ſehen: Deutſch iſt unſere Sprache und war es von Anbeginn, ſo ſoll es bleiben.

Schaut Euch um in der Welt, ſchaut auf die ſtammverwandten Flamen, wie ſie ſtolz ihrer lang unterdrückten Sprache zum Recht verhalfen. Sollten wir die einzigen Knechtſeelen ſein, die im Europa des 20. Jahrhunderts ihre Sprache wegwerfen für eine andere, wie ein ſchmutziges Hemd?

Wir Elſaß-Lothringer ſind ſelbſt unſere größten Feinde, wenn wir verachten, was uns von den Vätern überkommen iſt und uns an das Fremde hängen.

Dies alles bedenkt in der Stille und beſprecht es untereinander. Und

dann tut das Welſche hinweg. Sprecht deutſch, wahrt als ehrliche Menſchen die eindeutige echte Art Eures Volkes.

Denn wißt: ‚Gottes iſt jede Zunge. Aber Eine
Für Euch allein. Hütet den heiligen Laut!'"

Der Senat der Univerſität mobiliſierte die offizielle Vertretung der Studentenſchaft zu vehementen Proteſtkundgebungen und drohte drakoniſche Maßnahmen gegen die Urheber an, während in der politiſchen Preſſe in Straßburg und Paris die allzeit wachſamen Verteidiger der einen und unteilbaren Republik erklärten, man müſſe mit dieſen deutſchen Treibereien ein für alle Mal Schluß machen. Daß ſich ausgerechnet elſäſſiſche Studenten der franzöſiſchen Univerſität in deutſcher Sprache und über dieſes Thema an ihre Kameraden gewandt hatten, war den Machthabern ſichtlich ſehr unangenehm. Die politiſche franzöſiſche Polizei forſchte fieberhaft nach den Urhebern dieſes „Attentates gegen Frankreich", konnte jedoch ebenſo wenig wie die Univerſitätsbehörden auch nur die geringſte Spur von ihnen entdecken.

Sie nahm daher ihre Zuflucht zu einem Manöver, das für die ganze Einſtellung dieſer Organe bezeichnend iſt. Einige Zeit nach der Verteilung der Flugblätter, als die Wogen der Erregung immer noch hoch gingen, teilte die Regierungspreſſe mit, ein deutſcher Gaſthörer der Univerſität namens Hartmann, der in Straßburg Material für ſeine Doktorarbeit über eine Frage des elſaß-lothringiſchen Verwaltungsrechts ſammelte, ſei als der Verfaſſer und Verteiler des ominöſen Flugblattes verhaftet und nach einem vollen Geſtändnis ſofort über die Rheinbrücke nach dem Reich abgeſchoben worden. Um ihren Bericht möglichſt glaubhaft zu machen, gab die Spezialpolizei Einzelheiten bekannt und berichtete insbeſondere, ihre Beamten hätten noch ganze Stöße dieſes Flugblattes in der Wohnung des Studenten Hartmann aufgefunden.

In Wirklichkeit war die ganze Affäre Hartmann von A bis Z von der franzöſiſchen Polizei erfunden worden. In ihrer Not griff ſie einfach einen zufällig anweſenden reichsdeutſchen Studenten heraus und wies ihn als den angeblichen Attentäter aus.

Wir ſelbſt entgegneten der Polizei wohl in aller Öffentlichkeit, daß ſie dem Publikum etwas vorſchwindele, aber aus verſtändlichen Gründen konnten wir den nur zu ſchlüſſigen Gegenbeweis nicht voll antreten.

Der völlig ahnungsloſe Student Hartmann hatte mit dem Flugblatt nie das geringſte zu tun gehabt. Dieſes war von Kamerad P. Bieber verfaßt, in einer gut geſchützten Druckerei hergeſtellt und von Kamerad Dr. Krämer verteilt worden.

Außer unſerer eigenen Stellungnahme („Angriff auf die Univerſität") ſeien nachſtehend auch einige Stimmen des Gegners zu dieſem „Zwiſchenfall" ohne Kommentar wiedergegeben.

2.

„Journal d'Alsace et de Lorraine" — 9. Nov. 1931:

Geſtern morgen wurden unſere Studenten der Rechtsfakultät mit Flugblättern überſchwemmt, die wir weiter unten überſetzt bringen. Sie lagen überall herum. Es braucht kaum betont zu werden, daß es ſich wieder einmal um anonyme Traktate handelt, die aus einer bezahlten Agentur kommen. Zum Glück aber iſt das Herz unſerer Kinder auf dem richtigen Fleck, und kein „Papierfetzen" wird es verſchieben.

Es genügt, daß wir die Geſchichte ſtudieren.

Die Kommentare von Cäſar berichten uns über die germaniſchen Einfälle. Wenn unſere unerwünſchten Nachbarn ſich nach und nach auf dem linken Rheinufer feſtkrallen konnten, dann haben beſtimmt wir ſie nicht gerufen. Trotz ihrer Zähigkeit und ihres jahrhundertelangen Anſtürmens haben ſie es nur vermocht, ihr Idiom in die Amtsſprache einzuführen. Die elſäſſiſche Mundart iſt ein Kind der Not und hat ein langes Leben. Da das Volk nicht franzöſiſch reden durfte (!) hat es wenigſtens ſeine Mundart bewahrt (!), und nicht ohne Grund ſpricht der Elſäſſer wenig oder ſchlecht franzöſiſch genau wie deutſch. Jetzt, wo die beiden Provinzen ihrer wirklichen Beſtimmung zurückgegeben wurden, gilt es, das Studium und den Gebrauch des Franzöſiſchen zu entwickeln und energiſch zu betreiben. Auf dieſem Weg allein kommt das neue Blut, verſchwindet der Akzent, bekommt die elſäſſiſche Seele ihre urſprüngliche Form wieder, die mit der „Kultur" nie etwas gemein hat.

Deutſch iſt genau wie die anderen Fremdſprachen zu lernen, weiter nicht. Unſere Väter ſind franzöſiſch und nicht deutſch ...

Es genügt, wenn man die Worte zitiert, die vorgeſtern General Weygand am Ende ſeiner wunderbaren Rede bei der Einweihung der Gedenktafel für die ehemaligen Straßburger Militärgouverneure ausrief:

„Clausa Germanis Gallia!"

„La République" — 20. Nov. 1931:

„Weitermachen, bitte. Die deutſche Propaganda.

Geſtern erhielten wir ein Original der Handzettel überbracht, wie ſie am Dienstag früh zu Hunderten in die Hörſäle der Straßburger Rechtsfakultät geworfen worden waren von unbekannter Hand. Dieſe Zettel, doppelſeitig bedruckt mit gothiſchen Schriftzeichen, trugen keinen Vermerk des Druckers. Natürlich. Wer ſie ſo fürſorglich auflegte, das wird man wohl, dank in erſter Linie den Studenten ſelber, binnen kurzem erfahren. Die jungen Leute, die ſich dazu verleiten ließen, der deutſchen Propaganda Vorſchub zu leiſten, werden, wie es der Herr Doyen der Rechtsfakultät bereits am Dienstag früh verkündete, an die Luft geſetzt werden. Sie können dann in der geprieſenen Mutterſprache und in

Tübingen oder Greifswald weiterſtudieren oder auch in Gent, bei den Flamen, weil der Wiſch ſie ſpeziell auf jenes Beiſpiel hinweiſt. Das iſt daran das Bedauerliche. Denn es ſind wieder einmal diejenigen die Dummen und die Opfer, die nicht die Hauptſchuldigen ſind. Junge und dumme Leute, die den Quatſch, in Heimathonig getaucht, für ein gutes Bonbon hielten, werden büßen müſſen für einige Hintermänner, die das Geld einheimſen. Und dieſe Hintermänner werden die armen Jungens tröſten mit Phraſen. Ihre Studien aber werden ſie ihnen nicht geben können.

Dieſe Zettelverteilung hat immerhin etwas Gutes. Sie zeigt klar, wohin die Reiſe gehen ſoll, zu der die Roos und Comp. das elſäſſiſche Volk einladen möchten. Wenn es dieſen Ehrenmännern drum zu tun wäre, als loyale Staatsbürger lediglich ihren elſäſſiſchen Regionalismus zu verfechten, dann könnten ſie ſolche Traktätchen nicht aufſetzen und verteilen laſſen, dann dürften ſie unſere jungen Akademiker nicht ſolchen Gefahren ausſetzen. Aber ihr Auftrag lautet eben nicht auf Regionalismus, ſondern er lautet auf unbedingte Aufrechterhaltung deutſchen Kulturgefühls bei den Elſäſſern, im Hinblick auf die Rückeroberung unſerer Provinz durch Deutſchland. Dazu muß eine Agitation entfaltet werden. Wie, wo iſt ganz gleich, die Folgen ſind es dito. Hauptſache, der Schein nach außen kann gewahrt bleiben und im Falle einer Wendung in der Geſchichte kann noch mit dem Argument der deutſchſtämmigen Elſaß-Lothringer Schindluder getrieben werden.

Nun, Herrſchaften, macht ruhig ſo weiter. Marianne est bonne fille. Aber paßt auf, daß der Wind, den ihr ſät, nicht zum Sturme werde. — Den Behörden jedoch legen wir heute ſchon nahe, die Verführten nicht mit den Verführern zu identifizieren."

„Journal d'Alsace et de Lorraine" — 9. Dez. 1931:

„Die Stille, die in bezug auf die Verteilung der deutſchen Propagandaflugblätter an der Straßburger Univerſität herrſchte, iſt inzwiſchen behoben worden. Genaue Feſtſtellungen beſtätigen unſere Vorausſicht ...

Nach ſchwierigen Recherchen wurde nämlich feſtgeſtellt, daß der Verteiler der Flugblätter niemand anders als ein junger Deutſcher und Agent des Dr. Ernſt aus Berlin, ein gewiſſer Hans Hartmann, 33 Jahre alt, war ...

Vor ungefähr einer Woche fand in ſeiner Wohnung eine Hausſuchung ſtatt, bei der die klaren Beweiſe für die Tätigkeit dieſes pangermaniſtiſchen Vertreters im Elſaß gefunden wurden. Dokumente von entſcheidender Bedeutung wurden dabei beſchlagnahmt. Im übrigen hat Hartmann im Laufe ſeines Verhörs alles genau eingeſtanden. Insbeſondere gab er ausdrücklich zu, daß er im Solde von Dr. Ernſt, des Freundes von Roos, Schall und Konſorten ſtand ..."

„Straßburger Neueſte Nachrichten" (Regierungsorgan) — 9. Dez. 1931:

„Wie uns mitgeteilt wird, iſt es der Polizei nach einer langen und eingehenden Unterſuchung gelungen, den Verfaſſer der antifranzöſiſchen Aufrufe, die in der Straßburger Univerſität verteilt wurden, zu entdecken.

Es handelt ſich um einen gewiſſen Hans Hartmann, deutſcher Nationalität, 33 Jahre alt, der ſich bereits ſeit einiger Zeit in Straßburg aufhält. Bezahlter Agent des hinlänglich bekannten Dr. Ernſt, eines der leitenden Leute der deutſchen Propaganda im Auslande, war er, bevor er nach Straßburg kam, ſchon in der Tſchechoſlowakei und in Polen tätig geweſen, wo er die deutſchen Minderheiten im Sinne der deutſchen Propaganda zu bearbeiten ſuchte.

In der Wohnung von Hans Hartmann ſoll man wichtige Dokumente gefunden haben. Es bleibt feſtzuſtellen, ob er etwaige Mitwiſſer im Elſaß hatte. Hartmann hätte gerichtlich verfolgt werden können, da die von ihm begangenen Handlungen einen ſtrafrechtlichen Charakter tragen. Um jedoch jeglichen unnützen Polemiken von vornherein vorzubeugen (!), wurde der deutſche Agent auf Grund eines Ausweiſungsbefehles jenſeits des Rheines verbracht."

„Journal d'Alsace et de Lorraine" — 9. Dez. 1931:

„Deutſche Propaganda an der Univerſität Straßburg.

Die Verteilung der deutſchen Propagandaflugblätter an die Studenten der Straßburger Univerſität erſcheint allen, die aufmerken, als ein im höchſten Maße ernſtes Ereignis und ſtellt zugleich die Fortſetzung einer unterirdiſchen Kampagne dar, die gegen die franzöſiſche Kultur im Elſaß gerichtet iſt.

Bis jetzt hatten ſich die Feinde im weſentlichen darauf beſchränkt, ihre Hauptangriffe gegen die Volksſchule zu richten, wo der Anteil, welcher dem Unterricht der deutſchen Sprache eingeräumt wird, die bekannten mißlichen Ergebniſſe zeitigt ...

Heute decken ſie die Karten auf. Die deutſche Propaganda benutzt nun ſchärfere Mittel und vielleicht verſucht ſie, jetzt den Kopf zu treffen; ſie zielt auf die Elite. Man täuſche ſich nicht. Die jungen Leute, die die Straßburger Univerſität beſuchen, bilden morgen die Kaders des Landes, ſie werden die Ärzte, die Rechtsanwälte, Notare, Lehrer und Geiſtliche des Landes ſein. Sie wirken ſich auf die Stimmung der Bevölkerung aus und führen dieſe, denn ſie vermögen die Maſſe zu beeinfluſſen und den franzöſiſchen Geiſt und die franzöſiſche Kultur, die ſie in den Hörſälen unſerer Univerſität empfangen haben, zu verbreiten. Und gerade das wollen unſere Deutſchtumsanhänger um jeden Preis verhindern ..."

3.

„Elſaß-Lothringer Zeitung" — 9. Jänner 1932:

Angriff auf die Univerſität

Wie hier ſchon hervorgehoben wurde, wirkte die neuliche Verteilung eines Aufrufs an die elſaß-lothringiſchen Studenten der Straßburger Univerſität wie eine Bombe. Die Erregung war viel größer noch, als ſelbſt das wütende Gekreiſche der chauviniſtiſchen Preſſe es ahnen ließ. Und doch war das Flugblatt in Ton und Inhalt völlig unpolitiſch und ſehr gemäßigt. Um ſo gemäßigter, wenn man nüchtern die Verhältniſſe in Betracht zieht, die ſeit der Befreiung auch in unſerem höheren Schulweſen herrſchen.

Die Aſſimilierer wurden zweifellos an einer ſehr empfindlichen Stelle getroffen. Das „Journal d'Alsace et de Lorraine" gab es am 9. Dezember 1931 anſtandslos zu, als es ſchrieb: „... Die Verteilung deutſchfreundlicher Flugblätter unter den Studenten der Straßburger Univerſität erſcheint ... als eine neue Tatſache von außerordentlicher Tragweite ..." Dieſe Feſtſtellung wurde durch die ſofort übereilt einſetzende Gegenbewegung beſtätigt.

Dieſelbe bezweckte von Anfang an ein Doppeltes: erſtens, die Urheberſchaft von Ausländern, und zwar von Deutſchen, bei Abfaſſen und Verteilen der Flugblätter zu beweiſen, zweitens, die allgemeine und ſcharfe Ablehnung des Aufrufs durch die einheimiſche Studentenſchaft in der Öffentlichkeit hervorzuheben.

Beides iſt mißlungen, weil es mißlingen mußte.

Der Reichsdeutſche Hans Hartmann hat natürlich mit den Flugblättern gar nichts zu tun gehabt. Das wiſſen die Eingeweihten auf der anderen Seite ganz genau. Aber ſie werden weiterlügen, die einen ſchamlos und wiſſend, die andern einfältig und verſeſſen. Denn für die Polizei muß der ihr durch einen merkwürdigen Zufall mit anderen behausſuchten und ausgefragten Ausländern in die Hände geratene cand. jur. Hartmann, der während einiger Wochen in Straßburg Quellen zum Ausbau ſeiner Doktorarbeit über die verwaltungsrechtlichen Veränderungen in Elſaß-Lothringen ſeit 1918 ſtudieren wollte, wie ein Geſchenk vom Himmel und als der unfreiwillige Retter in der Not erſchienen ſein. Die „Affäre Hartmann" ſtellt zweifelsohne ein Muſterbeiſpiel des — Lügens dar, was in unſerem gegenwärtigen politiſchen Betrieb nicht wenig heißen will. So iſt es unter anderem bezeichnend, daß man dieſem noch recht jugendlichen Studio von 23 Jahren gleich 10 mehr aufdichtete, um ſeine „Gefährlichkeit" augenſcheinlicher zu geſtalten, und ihn überhaupt mit einem ganzen Berg von Erfindungen zudeckte.

Jedenfalls wird ernſtlich niemand und am allerwenigſten die politiſche Polizei, obwohl wir ſeit der Verdächtigung eines gewiſſen Albrecht

Dürer aus Nürnberg in Deutſchland gerade von ihr an ſtarke Doſen gewöhnt ſind, behaupten wollen, daß ſie z. B. durch ihre Unfähigkeit, den Drucker des Aufrufs zu entdecken, den Beweis für das Anſchleppen der Blätter aus Berlin durch den ausgewieſenen Hartmann erbracht habe. Es iſt übrigens bedauerlich, daß ſie dieſen „Agenten" nicht hier vor das Gericht ſtellte, ſondern ſchleunigſt abſchob. Nicht aus der bekannten „générosité" allerdings, ſondern weil ihr die Geſchichte — ganz und gar nicht geheuer war. De la clarté, messieurs. Voyons!

Der Proteſt der „Association générale fédérative des étudiants", der amtlichen Studentenorganiſation, gegen den Aufruf rennt offene Türen ein. Man wäre erſtaunt geweſen, wenn er nicht erfolgt wäre. Dieſe Gruppierung ſetzt ſich aus den Fachſchaften der verſchiedenen Fakultäten, den ſogenannten „Amicales", zuſammen und ſtellt ein ſehr loſes Gebilde dar. Nicht nur beſitzt dasſelbe nicht die geringſte Möglichkeit, mit der Geſamtheit der einzelnen Studenten ſo eng in Fühlung zu ſein, um überhaupt deren politiſche Überzeugung wiedergeben zu können, ſondern es hat in dieſem Falle lediglich eine eiligſt verfaßte Motion mit den Namen der einzelnen Amicale-Präſidenten veröffentlicht, ohne daß dieſe ſelbſt vorher alle hierüber befragt wurden. Mit dieſem Namensmißbrauch, gegen den ſogar proteſtiert wurde, waren bei weitem nicht alle einverſtanden. Wie aber die unzähligen Ausländer, beſonders aus den Vaſallenſtaaten des Oſtens und Südoſtens, nebſt den Studenten aus den nicht neu erworbenen Provinzen Frankreichs ſich zum Aufruf ſtellten, ſteht nicht zur Erörterung, denn wie ſchon ſeine Überſchrift bedeutet, geht er ſie nichts an.

Es ſei auch hier nicht näher auf gewiſſe Vorkommniſſe bei den letzten Amicale-Wahlen in der mediziniſchen Fakultät eingegangen, die mit ihrer deutlichen Spitze gegen gewiſſe zweifellos unliebſame und unerwünſchte, amtlich aber geſtützte Einwandererelemente der Profeſſorenſchaft bereits einen argen Vorſchreck eingejagt hatten.

Endlich ſind einige in der „Association générale" maßgebende Studenten ſelbſt durch die ſchamloſeſten Märchen aufgeputſcht worden, denn es heißt die Dreiſtigkeit tatſächlich weit treiben, wenn eingeſchüchterten „Führern" z. B. vorgelogen wird, man habe ganze Pakete dieſer fürchterlichen Blätter in der Wohnung des Hartmann gefunden. Darum unterläßt vielleicht die „Union Nationale", das oberſte ſtudentiſche Organ in Frankreich, beſſer die unter dieſen Umſtänden lächerlichen Glückwünſche an die Straßburger Drachentöter, wenn ſie noch ernſt genommen werden will. Mit von Paris her gewünſchten, blinden Ergebenheitsergüſſen und ſelbſt einem Empfang beim durch ein Flugblatt an der Straßburger Univerſität beunruhigten Präſidenten der Republik höchſtſelbſt (!) iſt nichts getan.

Alle, mit Einſchluß einer Preſſe, die ſich an Erniedrigung jeden Tag ſelbſt überbietet, haben über die „pangermaniſtiſche Propaganda“ gezetert, ohne nur den Verſuch zu unternehmen, den Inhalt des Aufrufs ſachlich zu diskutieren. Er wird an anderer Stelle deſto gründlicher überlegt und behalten werden. Darauf kommt es an. Daß ſeitdem innerhalb der Studentenſchaft bereits Entſchließungen angenommen wurden, welche die Notwendigkeit eines höheren deutſchen Unterrichts betonen, iſt bezeichnend genug, aber wohl verſchwiegen worden.

Die ſchwärzeſte Lügenwolke hat auf die Dauer noch nie die Sonne verdunkeln können.

Es war ſehr unvorſichtig, eine an ſich völlig unpolitiſche Angelegenheit in den ſcharfen Kampf zu zerren, der heute leider unſer Land zerreißt. Warum müſſen die auf der anderen Seite bei jeder Gelegenheit ausdrücklich beſtätigen, daß es mit ihnen keine Verſtändigung geben kann in den Dingen, die Leben oder Tod unſeres Volkes bedeuten? Wo dieſe Fragen geſtellt werden — und daß der Aufruf ſie berührt, hat man gut genug geſpürt —, hilft auch kein Ausſchluß aus der Univerſität der politiſch nicht genehmen Studenten, das heißt der Leute, die morgen im Volk in vorderſter Reihe ihren Mann ſtellen ſollen und wohl auch ſtellen werden.

Geſinnung kann nur durch beſſere Geſinnung geändert werden.

Den einzig gültigen Beweis aber, nämlich daß der Aufruf „an die elſaß-lothringiſchen Studenten“ durch elſaß-lothringiſche Studenten ſachlich falſch und unwahrhaftig iſt, bleiben alle Erregten und Eingeſchüchterten, alle Schreier und Murmler, alle Lügner und Belogenen bis auf den heutigen Tag ſchuldig.

Der Kampf um unſere Sprache

(Rede auf dem Kongreß der Heimatbewegung zu Straßburg am 7. April 1935)

Landsleute, Kameraden!

Wenn ich auf dieſer Kundgebung für das Recht und die Ehre der Heimat im Namen der Elſaß-lothringiſchen Jungmannſchaft das Wort an Sie richte, dann will ich nicht die ſogenannte Sprachenfrage von einer neuen Seite beleuchten. Dann habe ich nicht vor, über dieſe oder jene Teilfrage ein fachmänniſches Urteil abzugeben. Dann denke ich vor allem nicht daran, die zahlloſen Argumente gegeneinander abzuwägen, welche für und wider die Erhaltung unſerer deutſchen Sprache in Elſaß-Lothringen geltend gemacht wurden. Überdies erſchien ja noch in den letzten Tagen in einem Organ der Elſäſſiſchen Volkspartei eine Reihe

von Aufſätzen, in denen gründlich und logiſch alles zuſammengetragen iſt, was in einer Diskuſſion zugunſten der deutſchen Sprache angeführt werden kann.

Ich will hier an dieſer Diskuſſion nicht teilnehmen. Es ſcheint uns faſt, als ſei überhaupt in dieſer ſogenannten Sprachenfrage ſeit 1918 auf unſerer Seite zuviel geredet, immer wieder geredet, aber herzlich wenig getan worden. Wenn wir heute unter die ganzen Bemühungen auf dieſem Gebiet den Strich ziehen, um zu ſehen, was bei der Regierung in Paris erreicht wurde, müſſen wir feſtſtellen: nichts oder faſt nichts. Nichts oder faſt nichts, obſchon in Frankreich die Achtung vor der Mutterſprache nach der berühmten Erklärung der Menſchenrechte von 1789 ſelbſtverſtändlich geweſen wäre und auch tatſächlich den Kolonialvölkern gewährt wird. Nichts oder faſt nichts, obſchon wir zum mindeſten denſelben ſprachlichen Schutz von den Siegern von Verſailles erwarten durften, den ſie dem letzten Volksſplitter in Süd- und Oſteuropa angedeihen ließen. Nichts oder faſt nichts, obſchon wir nicht als die verdächtige Bevölkerung eines eroberten Gebietes, ſondern als die „befreiten" und „wiedergefundenen Brüder" zu Frankreich zurückkehrten. Nichts oder faſt nichts, obſchon uns die höchſten militäriſchen und zivilen Vertreter der franzöſiſchen Republik ſchon ſeit 1914 die Achtung unſeres Volkstums verſprochen hatten. Nichts oder faſt nichts, obſchon noch kein anderes Volk in der Welt ſo bereitwillig wie das in Elſaß-Lothringen einer fremden Sprache am Anfang entgegenkam.

Und wir ſagen: die Rechnung iſt bis heute ſo kümmerlich ausgegangen, weil von der erſten Stunde an auf elſaß-lothringiſcher Seite eine grundfalſche Stellung bezogen wurde. Das iſt für beide Teile peinlich: für die vielen Parteien und Organiſationen unſeres Landes, weil ſie in den ganzen Jahren keinen wirkſameren Kampf zu führen verſtanden. Für die Regierung und ihre Diener, weil ſie ſoviel Vertrauen enttäuſcht haben und mit ihrer unſinnigen Politik in eine Sackgaſſe geraten ſind, aus der es nur zwei Ausgänge gibt: entweder einen totalen Zuſammenbruch oder einen totalen Rückzug.

Die Verteidiger der deutſchen Sprache begingen ſchon 1918 den Erzfehler, aus der klarſten Tatſache die kompliziertеſte Frage machen zu laſſen. Sie behaupteten wohl mit mehr oder minder großer Energie, daß unſere deutſche Sprache in unſerem Lande ein Lebensrecht haben ſollte. Nur fügten ſie immer ſchnell hinzu, um ja keinen Zweifel an ihrer gut franzöſiſchen Geſinnung aufkommen zu laſſen, daß ſelbſtverſtändlich dabei die franzöſiſche Sprache an erſter Stelle kommen müſſe. Und einige gingen leider noch weiter, weil ſie im Wahne lebten, durch ihr Nachgeben auch ein Nachgeben auf der anderen Seite zu bewirken: ſie wollten die Pariſer beruhigen, indem ſie betonten, vorläufig und bis auf weiteres, das heißt bis genügend Leute in Elſaß-Lothringen fran-

zöſiſch könnten, ſollte man doch auch noch den Unterricht des Deutſchen und ſeinen Gebrauch im öffentlichen Leben zulaſſen.

Damit gerieten dieſe Verteidiger der Sprache, auch wenn ſie es noch ſo gut meinten, ſofort und endgültig ins Hintertreffen. Denn die Gegner, welche man mit Recht die Fanatiker der Aſſimilation, die Fanatiker der Angleichung unſeres Volkes an die Pariſer Schablone, genannt hat, dieſe unverſöhnlichen Feinde unſerer Sprache nahmen den Vorteil wahr: wenn die Anhänger der deutſchen Sprache ſelbſt zugaben, daß das Franzöſiſche den erſten Platz einzunehmen hatte, konnte dem Deutſchen der Raum immer mehr beſchnitten werden. Wenn Eifer für die Verbreitung der franzöſiſchen Sprache gleichzuſetzen war mit guter patriotiſcher Geſinnung, dann konnte man leicht die Verteidiger der deutſchen Sprache als ſchlechte Franzoſen verdächtigen und mundtot machen. Wenn gar das Deutſche nur ſolange von ſeinen eigenen Verteidigern verlangt wurde wie die franzöſiſche Sprache noch nicht genügend verbreitet war, mußten die Anhänger der Aſſimilierung einfach danach trachten, dieſe Übergangszeit nach Möglichkeit abzukürzen, indem ſie deſto ſchärfer unſere Sprache zugunſten der ihrigen unterdrückten und bekämpften. Und ſo erlebten wir das Unglaubliche: das natürlichſte was es geben kann, der Gebrauch und die Pflege der Mutterſprache, ſchien manchen Elſäſſern und Lothringern eine fragwürdige Angelegenheit. Das widernatürlichſte, was ſich in einem Volke zutragen kann: die gewaltſame und rückſichtsloſe Einführung und Verbreitung einer Fremdſprache ſchien vielen, wenn nicht ſelbſtverſtändlich, ſo doch unvermeidlich. Dieſe ganze falſche Grundhaltung drückt ſich in dem Worte aus, das wie kein anderes in unſeren politiſchen Debatten der letzten Jahre auftauchte, in dem Worte: Sprachen-Frage. Für die anderen war es keine Frage, ob ſie uns ihre Sprache aufzwingen ſollten. So erklärt ſich auch, warum in 16 Jahren ſo wenig erreicht wurde in dieſer „Sprachen-Frage", trotzdem doch unſer ganzes Volk in ſeltener Einmütigkeit immer wieder die Pariſer Sprachenpolitik ausdrücklich und laut abgelehnt hat.

Und deshalb wollen wir es anders halten. Ich wiederhole hier, was ich ſchon vor einem Jahre im Namen der Jungmannſchaft erklärte: „Im Mittelpunkt des Kampfes um unſer angeſtammtes Volkstum ſteht der Kampf um unſere Sprache ... Hier kann es keinen Kompromiß geben!"

Hier kann es keinen Kompromiß geben! Und es mag immerhin ſein Gewicht haben, daß dieſe Erklärung von den Jungen kommt, von ſolchen z. T., die ganz durch die franzöſiſche Schule gingen.

Wir ſtellen hier ganz einfach zwei Tatſachen feſt:

Erſtens: Unſere Sprache iſt deutſch! Unſer Volk iſt ein rein deutſchſprachiges Volk ſeitdem es eine deutſche Sprache gibt. Der Bourgeois, welcher von ſich etwas anderes behauptet, zählt nicht zu unſerem Volke.

Über dieſe Grundtatſache verliere ich kein weiteres Wort, da ich ſonſt ebenſogut diskutieren könnte, ob die Menſchen die Naſe nicht vielleicht hinten am Kopf haben oder mit den Beinen nach oben gehen ſollen.

Die zweite, traurige Tatſache iſt, daß der Pariſer Staat dieſe unſere deutſche Sprache in Elſaß-Lothringen ausrotten will. Wer das Gegenteil behauptet, iſt blind oder lügt.

Es ſteckte noch in jeder der mächtigen Eintagsfliegen, die von Paris zu uns kamen. Die einen waren unklug oder grob genug, um es gerade heraus zu ſagen. Die meiſten waren ſo fein, daß ſie es nur dachten, aber deſto nachdrücklicher in die Tat umzuſetzen ſuchten. Es kam aus dem erſten franzöſiſchen Rektor der Straßburger Univerſität heraus, der ſagte: jeden Tag ein Wort franzöſiſch mehr und ein Wort deutſch weniger in Elſaß-Lothringen. Es kam aus dem elſäſſiſchen Offizialverteidiger aller Pariſer Regierungen, Dr. Oberkirch, noch kürzlich heraus, als er dem Gebrauch des Deutſchen vor den Gerichten für nur zehn Jahre zuſtimmte, bis „das Franzöſiſche genügend verbreitet ſei". Es wurde brutal und unverſchämt unſeren Abgeordneten ins Geſicht geſchleudert durch den Unterſtaatsſekretär Guy la Chambre, im Frühjahr 1933 in der Kammerkommiſſion für Elſaß-Lothringen. Er erwiderte auf deren ſehr zahme Forderungen folgendes:

1. Ihr verlangt von uns den Unterricht in deutſcher Sprache vom erſten Schuljahre an. Wir erklären kategoriſch: Nein!
2. Ihr verlangt von uns, daß die franzöſiſche Sprache unter Verwendung der deutſchen Sprache gelehrt werde. Antwort: Nein!
3. Ihr verlangt die Einſetzung einer Studienkommiſſion. Wir erklären: Nein, denn unſere Stellung iſt klar feſtgelegt; wir brauchen keine Studienkommiſſion!

Und es wurde beſtätigt durch Herrn Roland Marcel im vorigen Jahr, als er noch ein Präfekt der Republik im Elſaß war und ſagte, hier gäbe es keine Sprachenfrage. Wenn wir dieſem Mann nie zuſtimmten, ſo doch dieſes Mal: nein; es gibt auch für uns keine Sprachenfrage!

Wir diskutieren kein Sprachenproblem. Nie werden wir die deutſche Sprache aufgeben! Auch wenn ſie nicht ſo ſchön und reich wäre, auch wenn ſie nicht von über 100 Millionen Menſchen geſprochen würde, würden wir an ihr halten bis zum letzten Schlag unſeres Herzens, würden wir ſie nicht hergeben um alles in der Welt.

Denn ſie iſt unſere Sprache.

Das iſt alle Erklärung und aller Sinn unſeres Kampfes. Die deutſche Sprache iſt unſere Sprache, ſie gehört uns ſo, wie nichts auf dieſer Erde uns gehört außer dem Blut in unſeren Adern. So wie wir durch das Blut unſerer Herzen in einem lebendigen Strom mit den ungezählten

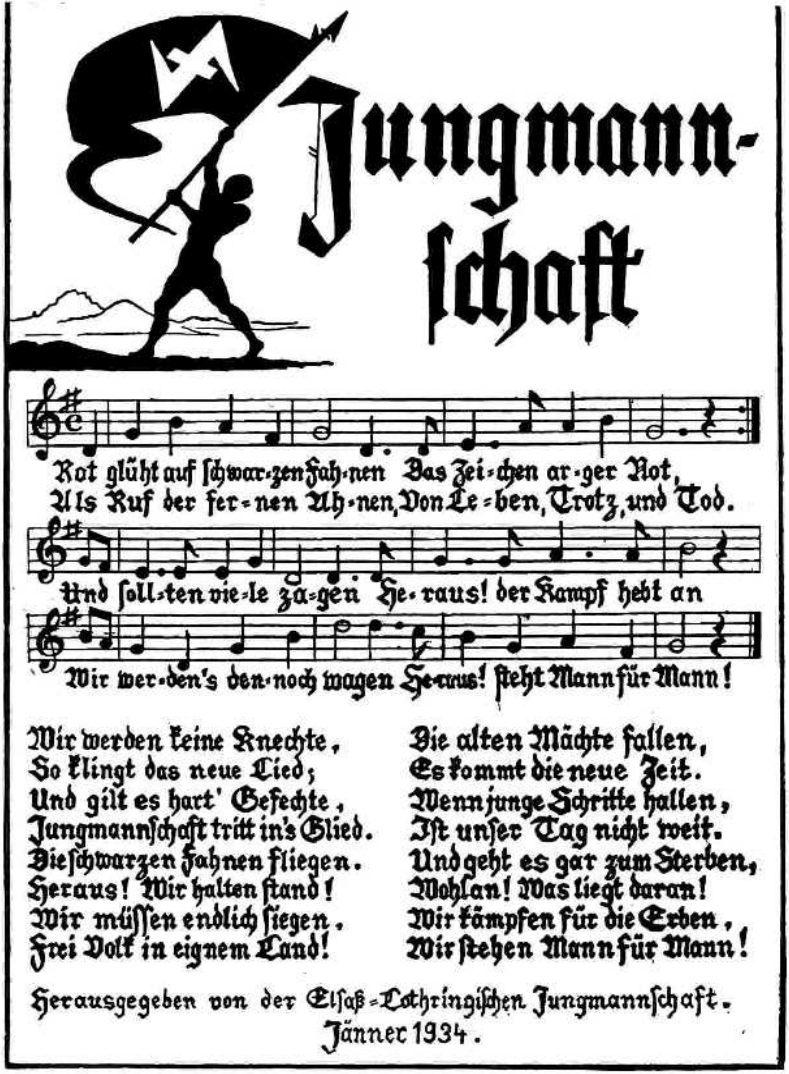
Geſchlechtern verbunden ſind, als deren Erben wir dieſes Land bewahren müſſen, ſo trägt jedes Wort unſerer Sprache ein Stück der Seele aller derjenigen, die vor uns lebten und ſtarben, bis zu uns.

Die Sprache iſt eine der elementarſten menſchlichen Tatſachen überhaupt. Die Sprache iſt ein Gottesgeſchenk. Die Sprache iſt das Kennzeichen der Volksgemeinſchaft. Was bedeutet daneben eine Staatszugehörigkeit, die in 1000 Jahren oft wechſelte, während die Sprache blieb und wuchs? Wie könnten wir nur einen Atemzug lang daran denken, ſie aufzugeben und preiszugeben? Kann man ſich denn bei klarer Vernunft und ganzen Gliedern ſelbſt aufgeben? Iſt es nicht ein bodenloſer Frevel, einen Menſchen umſtülpen zu wollen, wie den Däumling an einem Handſchuh, iſt es nicht ein Wahnſinn und eine Jämmerlichkeit ſondergleichen, ſich ſo umſtülpen zu laſſen?

In all dem kann es keine Diskuſſion geben. Nur eine Erörterung iſt möglich, und nur dieſe eine: nämlich in welchem Maße wir als Bürger des franzöſiſchen Staates und als Nachbarn franzöſiſchſprechender Menſchen deren Sprache zu unſerer deutſchen hinzulernen wollen. Ich ſage wollen, denn hierin iſt ein Zwang niemals annehmbar, und es wird gerade von der Gegenſeite abhängen, ob ſie durch ihren Kampf gegen unſere eigene Sprache das Intereſſe am Franzöſiſchen nicht überhaupt vergällt.

Laſſen wir uns auch nicht von hohlen Phraſen verblüffen. Es iſt nicht wahr, daß allein ſchon die Beherrſchung zweier Sprachen einen Menſchen wertvoller und innerlich reicher macht. Nicht darauf kommt es an, daß ein Menſch möglichſt viel weiß, ſondern darauf, daß er das, was er weiß, möglichſt gründlich weiß und kann. Was ſoll man von den Leuten halten, die ſich wohl viel einbilden und auf ihre Sprachenkenntniſſe pochen, in Wirklichkeit aber weder das Deutſche noch das Franzöſiſche richtig beherrſchen. Hier muß auch dies feſtgeſtellt werden, ſelbſt wenn es ſchmerzlich iſt: der Landsmann, dem die alte Schule eine gründliche Ausbildung in einer Sprache gab, iſt im ganzen beſſer ausgerüſtet für den Kampf ums Leben, auch heute noch, wo das Franzöſiſche vielfach zu herrſchen ſcheint, als der Junge, der nicht genügend franzöſiſch und nur ſchlecht das Schriftdeutſche in der Schule gelernt hat. Deshalb iſt unſer Ziel eindeutig und klar feſtgeſetzt: unſere deutſche Sprache zuerſt und dann erſt das Franzöſiſche, das auch eine Fremdſprache iſt. Ein Menſch hat nur eine Sprache, alle anderen ſind und bleiben Fremdſprachen. Das Gerede von einer Staatsſprache, oder gar einer Nationalſprache, die vorherrſchen müßte, iſt unſinnig. Es gibt keine Staatsſprache an ſich und, wenn in einer Nation neben Menſchen franzöſiſcher Zunge auch Menſchen deutſcher Zunge leben ſollen, dann iſt das Deutſche eben ſo gut Nationalſprache wie das Franzöſiſche. Die auf der anderen Seite, welche das Franzöſiſche zur alleinigen Nationalſprache erklären, ſcheinen

Abb. 23:
Das Lied d. Jungmannschaft



An die elsaß-lothringischen Studenten!

Ihr seid Studenten! Als solche seid Ihr berufen, später Eurem Volke Vorbild und Führer zu sein. Als solche habt Ihr die Pflicht, selbständig, unbeirrt durch Schlagworte politischer Parteien und unabhängig von den fertig zubereiteten offiziellen Ansichten der Schule, Euer inneres Verhältnis zu Eurem Volke zu klären.

Ihr habt Euch darüber schlüssig zu werden, was Euch Euer Volk sein soll und was Ihr ihm sein sollt. Habt Ihr schon darüber nachgedacht, daß Ihr einem Volk angehört, dessen Sprache von jeher die deutsche war?

Schämt Ihr Euch der Sprache Eurer Väter?

Wenn nicht, findet Ihr es recht, daß diese Sprache nichts mehr gelten soll im Elsaß und in Lothringen?

Mit Akademikern brauchen wir den Unsinn nicht zu diskutieren, daß elsässer- oder lothringerdeutsch gar kein deutsch sei. Auch fallt Ihr nicht auf den Einwand herein, es verbiete uns niemand elsässer- oder lothringerdeutsch zu sprechen. Wenn eine Sprache nicht mehr auf Schule und Universität gepflegt und nur in der Dialektform gebraucht wird, so verliert sie die Fähigkeit, Geistiges auszudrücken und verkümmert.

In den Schulen wird Eure Sprache nur als Fremdsprache gelehrt. Ist das recht?

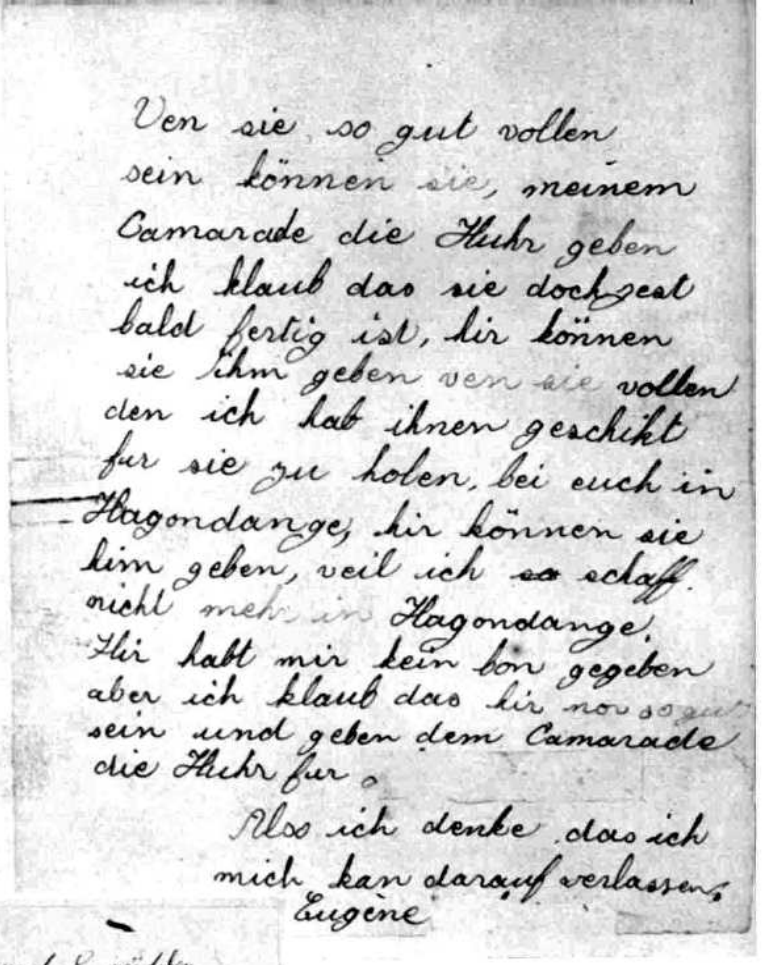
Auf der Universität wird Euch die Wissenschaft in einer Sprache gelehrt, die nicht die Eure ist, und die erst in der Schule zu der Euren gemacht werden sollte.

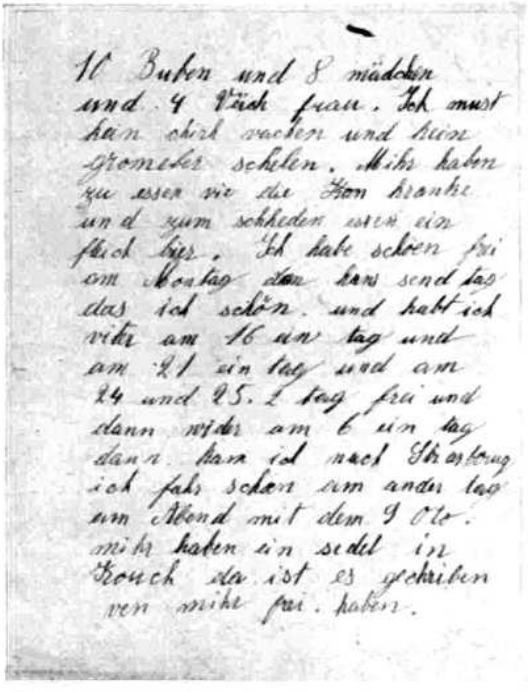
Ist das recht?

Ist es Euch bewußt, daß wer die Sprache ändert, damit der Seele Gewalt antut?

Abb. 24:
Wiedergabe des Flugblattes von P. Bieber an die Studenten der Universität Straßburg.
(siehe S. 81 ff)

Abb.: 25
Wiedergabe eines Briefes eines jungen Elsässers, der durch die französische Schule ging.
(Siehe auch Seite 102 ff.)





Ven sie so gut vollen
sein können sie, meinem
Camarade die Huhr geben
ich klaub das sie doch gest
bald fertig ist, hir können
sie ihm geben ven sie vollen
den ich hab ihnen geschikt
fur sie zu holen, bei euch in
Hagondange, hir können sie
him geben, veil ich ~~so~~ schaff
nicht mehr in Hagondange.
Hir habt mir kein bon gegeben
aber ich klaub das hir nor so gut
sein und geben dem Camarade
die Huhr fur.

Also ich denke das ich
mich kan darauf verlassen.
Eugène

10 Buben und 8 mädchen
und 4 Vüch frau. Ich must
hein chirk vachen und hein
gromeber schelen. Mihr haben
zu essen vie die Hon hrantze
und zum schheden essen ein
fleich bier. Ich habe schoen frei
am Montag den hans send tag
das ich schön. und habt ich
vitr am 16 ein tag und
am 21 ein tag und am
24 und 25. 2 tag frei und
dann wider am 6 ein tag
dann ham ich nach Strasbourg
ich fahr schon am ander tag
am Abend mit dem 9 Oto.
mihr haben ein sedel in
Kouch da ist es gechriben
ven mihr frei. haben.

Abb. 26:
Wiedergabe eines Briefes einer jungen, schulentlassenen Elsässerin. Man beachte z. B. die Übertragung aus der Mundart in den drei letzten Zeilen: „Wir haben einen Zettel in der Küche, da ist es geschrieben, wenn wir frei haben“.

gar nicht zu merken, daß ſie damit die deutſchſprechenden Elſaß-Lothringer aus ihrer Nation ausſchließen.

Der Kampf um unſere Sprache iſt auch nicht in erſter Linie eine Brotfrage, nicht eine Frage der Nützlichkeit, wiewohl es ſich bereits heute klar zeigt, daß die verdummende Sprachenpolitik, wie ſie ſeit 1918 von Paris aus gegen uns getrieben wird, dazu führt, uns auch materiell zu ſchädigen und unſer Volk in dem immer härter werdenden Ringen ums Daſein zu entwaffnen. In dem Sprachenkampf geht es um das innerſte Weſen des Menſchen, um ſeine Seele.

Und es geht auch um ſeine Ehre! Es iſt eine Schmach für uns, wenn wir ſehen müſſen, wie unſere Sprache in unſerem eigenen Lande zurückgeſetzt, ja verſpottet wird. Es iſt eine Beleidigung für uns alle, daß unſere Sprache in unſerem eigenen Lande zum Leben nicht mehr genügen ſoll. Sehen wir nicht jeden Tag da, wo auf einem Plakat oder einem amtlichen Schriftſtück unſere Sprache überhaupt noch erſcheint, wie ſie als nebenſächlich ganz klein geſchrieben an zweiter Stelle und immer hinten ſteht. Damit bedeuten uns jene Leute klar, daß ſie uns ſelbſt in unſerem eigenen Lande als Nebenſache anſehen, daß ſie uns in unſerem eigenen Lande an die zweite Stelle klaſſieren.

Dieſen offenen, unverhüllten Angriff auf unſere Ehre, auf die Ehre unſeres ganzen Volkes ſind wir nicht gewillt, bis in alle Ewigkeit zu dulden. Wir Jüngeren am allerwenigſten. Auch heute und in Zukunft wird es möglich ſein müſſen, mit dem Beſitz der deutſchen Sprache allein in Elſaß-Lothringen ſein Fortkommen zu finden und geachtet zu ſein. Wir halten es nur für einen vorübergehenden Zuſtand, daß in einem rein deutſchſprachigen Land, das keineswegs eine Inſel in einem franzöſiſchſprechenden Völkermeer darſtellt, die Verwaltung, das Gericht und die Schule nur die franzöſiſche Sprache kennen. Dieſer Zuſtand iſt allzu unnatürlich, ja allzu lachhaft, um dauern zu können.

Freilich von uns, und nicht zuletzt von uns Jungen, wird es abhängen, ob da bald eine gründliche Änderung eintritt oder nicht. Ich habe darauf hingewieſen, daß die andere Seite 16 Jahre lang nicht eine Sekunde lang von ihrem Beſtreben abließ, unſere Sprache niederzudrücken. Vom guten Willen jener Leute dürfen wir gar nichts erwarten. Wir werden alles erzwingen müſſen, und nicht auf unſere Reden, ſondern auf unſere Haltung wird es ankommen. Denn dieſer bittere Kampf, der ſich durchaus nicht auf die politiſche Ebene beſchränken darf, wird von dem gewonnen werden, der ſich am zäheſten bis in die kleinſte Einzelheit ſeines Tuns und Laſſens hinein ſeiner Pflicht bewußt iſt. Im kleinen müſſen wir überall beginnen, um dank unſerer Ausdauer langſam auch die großen Forderungen durchzuſetzen. Aus kleinen Steinen muß ſich die Mauer zuſammenfügen, an der jeder Angriff gegen unſere Sprache zerſchellen muß.

Wenn wir geſchloſſen ſind und entſchloſſen ſind, ſetzen wir uns unbedingt durch.

Den Fanatikern der Aſſimilierung hätte es zu denken geben ſollen, daß ein Teilſchulſtreik der kleinen lothringiſchen Gemeinde Buſchbach im vorigen Jahr binnen wenigen Tagen das Verſchwinden eines Lehrers erzwang, der kein Deutſch konnte. Der Fall iſt an ſich unbedeutend, aber ſchwerwiegend als grelles Signal einer um ſich greifenden Stimmung.

Schon heute iſt auch klar, daß unſere unverſöhnlichſten Gegner ihr großes Ziel, unſere Sprache auszurotten, niemals erreichen werden. Wir leben nicht mehr in den Zeiten, wo der Fürſt über die Seelen der Untertanen verfügen konnte, ſondern in einer Zeit, wo ſogar die neueſten Errungenſchaften der Kultur und Technik zu mächtigen Bundesgenoſſen für uns werden in der Verteidigung unſerer Sprache. Aber ein näheres Ziel, unſeren Sprachenbeſitz zu ſchädigen und zu verſtümmeln, ohne gleichwertiges in die Lücken ſetzen zu können, das erreichen die Gegner oft genug. Und gegen dieſe Schädigung erhebt ſich unſer Widerſtand. Er iſt um ſo leidenſchaftlicher als gerade in unſeren jungen Reihen ſolche ſind, die den Schaden an ihrer Bildung, den Angriff auf die Sprache ihrer Eltern, mit unſäglicher Bitterkeit ſelbſt an ſich empfinden. Aus dieſen Reihen erklingt den Machthabern ein „Nein" entgegen, das ſchwerer wiegen mag als die überheblichen Sätze des Miniſters Guy la Chambre. Auch wir brauchen, weiß Gott, heute keine Studienkommiſſion mehr! Dieſes „Nein" hätte die allerſimpelſte franzöſiſche Staatskunſt vermeiden müſſen. Von dieſem „Nein" gegenüber der Aſſimilierung, gegenüber dem hartnäckigen Streben aller Pariſer Regierungen ſeit 1918, unſere Sprache anzugreifen und auszutilgen, können wir nicht einen Zoll breit abgehen. Und trotzdem verſuchen auf der andern Seite noch die leitenden Männer dieſe längſt verlorene Partie weiterzuſpielen. Soviel Verbiſſenheit iſt nur ſchwer zu begreifen, denn je ſpitzer das Spiel getrieben wird, deſto koſtbarer wird der Einſatz für ſie. Droben in Flandern waren dieſelben Fanatiker am Werk. Obſchon ſie dort eine ungleich beſſere Ausgangsſtellung hatten als bei uns, haben ſie es glücklich ſo weit gebracht, daß der franzöſiſche Reiſende auf Schritt und Tritt heute auf Flamen ſtoßen kann, die ihm auf jede Anrede hin einfach den Rücken drehen, auch wenn ſie ſehr gut franzöſiſch verſtehen. Werden dieſe Fanatiker niemals zur Einſicht kommen? Wundert man ſich, wenn man dieſe Politiker im befreiten Elſaß-Lothringen mit ihren ſtarren, längſt überholten Formeln hantieren ſah, daß ſie außenpolitiſch heute vor den Trümmern ihres Werkes ſtehen, knapp 15 Jahre, nachdem ſie es in Verſailles für eine Ewigkeit errichtet zu haben glaubten? Wundert man ſich da noch, daß die Saarabſtimmung wie ein Donnerſchlag aus heiterem Himmel auf dieſe Männer niederfuhr, die anſcheinend allein nicht gemerkt hatten, was alle wußten. Iſt mein Vorwurf

vom 22. April 1934, dieſe eingeroſteten Miniſter hätten „einen ſeltenen und mit dem beſten Blute der franzöſiſchen Nation auf das teuerſte erkauften Sieg verſpielt und vertan", nicht von den ſich überſtürzenden Ereigniſſen dieſes einen kurzen Jahres in geradezu erſchütternder Weiſe beſtätigt worden? Die für die franzöſiſche Außenpolitik Verantwortlichen brauchen ſich wahrhaftig nichts auf ihre Leiſtung einzubilden. Was ſie in Elſaß-Lothringen vorzuweiſen haben, iſt nicht einen roten Sou mehr wert. Denn hier wird es ſich nicht darum handeln, ob der Champagner bei den Banketten immer bereitwillig ausgetrunken wurde oder ob eine anſehnliche Meterzahl von Ordensband reibungslos verabfolgt werden konnte, ſondern darum, ob die Herzen des Volkes gewonnen wurden. Wie es in den Herzen ausſieht, kann man wohl eine Zeitlang verſchweigen. Aber die geriſſenſte Propaganda wird es nicht verhindern können, daß die Wahrheit ſich eines Tages Bahn bricht, wenn dieſe Herzen nicht gewonnen wurden.

Unſere Stellung jedenfalls iſt feſtgelegt. So wenig wir daran denken, anderen unſere Art, unſere Geſinnung und unſere Sprache aufdrängen zu wollen, ebenſo wenig werden wir ſelbſt uns eine fremde Art, eine fremde Geſinnung, eine fremde Sprache aufdrängen laſſen. Wie kann Frankreich bei ſeinen Bürgern in Elſaß-Lothringen tadeln und verachten, was es bei ſeinen Kindern in Kanada lobt und ehrt? In dem uns aufgezwungenen Kampf werden wir uns durchſetzen und nicht die andern. Es wird uns gewiß Mühe und Opfer koſten, aber wir werden ſie nicht ſcheuen. Denn auf unſerer Seite iſt nicht nur das Recht, ſondern auch eine unüberwindliche Kraft, die Natur ſelbſt, aus der wir unſere Entſchloſſenheit ſchöpfen, Sieger zu bleiben. Unſere Gegner in Paris und ihre Trabanten in Straßburg werden merken, daß es vielleicht noch ſchwerer ſein wird, die Jüngeren in die Knie zu zwingen als die Älteren niederzudrücken.

Was ſonſt den Söhnen von den Vätern einfach übergeben wird, mußten wir alle erſt erkämpfen. Darum halten wir es deſto feſter. „Pah, es iſt nur eine Generationenfrage", ſagen die auf der anderen Seite. „Nein", antworten wir, „der Kampf geht weiter mit dem einzigen Unterſchied, daß der Widerſtand immer erbitterter wird!" Wer ſich von uns in aller Klarheit, trotz der fremden Schule, trotz der fremden Lehrer, zu ſeiner Sprache durchgekämpft hat, wer von uns am Abend, außerhalb der Schule oder erſt nach der Entlaſſung, die Kenntniſſe in ſeiner Mutterſprache vervollſtändigte, der hat ganz erfahren, was dieſes Wort bedeutet:

Mutterſprache!

Das Wort, das ſie nicht ausſprechen können, und über das ſie ſpötteln. Wir nehmen an, ſie wiſſen es nicht beſſer. Denn, haben ſie keine Mutter

gehabt? Wir haben über dieſes Wort nachgedacht. Muß nicht die Sprache heilig und unantaſtbar ſein, die von der Mutter kommt, ſo wie dieſe ſelbſt uns heilig und unantaſtbar iſt? Iſt nicht jeder Angriff auf unſere Sprache ein Schlag in das Geſicht unſerer Mutter, in das ehrwürdige Geſicht der unzähligen Mütter, die ſeit den fernſten Tagen in dieſem Lande ihren Kindern deutſche Worte der Zärtlichkeit und der Güte in die Ohren raunen? Iſt nicht jeder Verzicht auf ein Wort unſerer Sprache eine Verleugnung der Mütter, die uns nie verleugnet haben?

Wir werden ſie nicht verleugnen, das geloben wir! Wir werden den Kampf durchfechten, den nicht wir vom Zaune gebrochen haben. Über unſerer Kameradſchaft weht eine düſtere Fahne. In ihr flammt ein ſtolzes Fanal. Unſer Kampf iſt ſehr ſchwer und ſehr ernſt. Das wiſſen wir. Doch wir werden ihn durchfechten mit männlichem Trotz und der Glut unſerer ungebrochenen Kraft!

Denn dieſes Land iſt unſer und ſein Volk ſind wir!

„Bonne Année“

Iſt es nicht lächerlich, daß wir die überall in hundert täglichen Lebenslagen geübte Sprachenverhunzung in unſerer Heimat als erwachſene denkende Menſchen mitmachen? Iſt es nicht Unfug, daß wir unſere guten Bekannten zum Gruße in einer Fremdſprache anreden, um die zweite Hälfte des Satzes dann auf gut Elſäſſiſch fortzuführen? Iſt es nicht albern, an Leute, denen das Welſcheln gegen die Natur geht, unſere Glückwünſche zum neuen Jahr in der ſonſt gemiedenen Aſſimilierſprache in vorgedruckten Fremdbrocken zuzuſenden? Und iſt es nicht auch armſelig, wenn auf unſern Weihnachtsgeſchenken kleine Kärtchen liegen mit dem konventionell gewordenen „Joyeux Noël“, oder „Bonne Fête“ und dergleichen bourgeoiſem Gezwitſcher? Es iſt dies alles nicht nur lächerlich, komiſch und albern, es iſt vielmehr ein verheerender Selbſtbetrug, der weitere „Gewohnheiten“ nach ſich zieht: ſolchen bonnefêtierenden Leuten, deren unverfälſchte Vorfahren noch etwas von heiliger Weihnacht wußten, gerät es leicht, daß ſie ohne etwas dabei zu finden, ihren Kindern und Patenkindern in beſter Meinung ſtatt unſerer alten, unüberſetzbar deutſch geſchriebenen Märchenbücher auf einmal fremdſprachige Lektüre ſchenken! „Was ſoll denn da Schlimmes dabei ſein?“ Man unterſtützt den Schuldrill und ahnt nicht, daß bei dieſer Förderung der machtpolitiſchen Zweckaſſimilation der Kinderſeele durch die Schuld der Schule und kurzſichtiger Eltern unſer Volkstum, voran die Sprache mit ihren unerſetzlichen Gemütswerten ſtirbt! Andere Völker, und vor allem die Franzoſen, würden aufheulen und in den heiligen Krieg ziehen

gegen die Barbaren und Hunnen, die ſolches von ihnen forderten! Kein Volk der Welt ertrüge dieſe Zumutung. Und wir? Helfen wir nicht mit, „den Begriff Elſaß-Lothringen" im Sinne Poincarés aus der Welt zu ſchaffen und uns ſelbſt zu löſchen? Warum unterliegen wir dieſer verderblichen Mode der Fremdäfferei? Merken wir endlich auf, werden wir hellhörig! Wenn wir von der ſchiefen Ebene, auf die wir bereits geraten ſind, noch einmal wegkommen wollen, ſo müſſen wir uns zum Äußerſten aufraffen! Bis ins Kleinſte muß unſer Erhaltungswille gehen. Wie der Zuckerkranke den Zucker meidet, ſo müſſen wir die Aſſimilationsbrocken meiden. Dieſer unerbittliche Aſſimilationswille der Zerſtörer unſerer Heimatſprache hat unſer Volk geiſtig ſchon ſchwer krank gemacht. Es iſt in einem Zuſtand der Narkoſe, die keinen Widerſtand kennt. Es wird Zeit, und es kommt die Zeit, daß wir mit „bonne année" und „dormez-bien" aufhören und es als Angehörige einer völkiſchen Minderheit, die wir nun einmal ſind, laut in alle Welt ſchreien: „Wach auf zum neuen Jahr!"

„Elſäſſer, Lothringer, Landsleute, unſer Jahr bricht an, wir haben ausgeſchlafen!"

Seid nicht leichtfertige Mithelfer der Zerſtörer unſerer Eigenart. Werdet für die Sprache unerbittlich, wie ſie ſich gegen unſere Sprache unerbittlich zeigen! Laßt euch eng, ungebildet, heimatchauviniſtiſch ſchelten! Werdet fanatiſch! Fangt im Kleinen an: laßt eure Geburts-, Verlobungs-, Hochzeits- und andere Anzeigen nur noch in der Mutterſprache drucken! Scheltet abtrünnig die, die es nicht tun! Sie ſind Verblendete oder Verräter! Meidet Geſchäfte, in denen, wenn ihr in der Mutterſprache kaufen wollt, ihr dauernd mit welſchen Brocken beläſtigt werdet! Meidet Läden, in denen unſere Sprache mißachtet wird, denn ſie iſt unſere Ehre! Geht nicht dorthin, wo man euch nur „Bonne-année"-Kärtchen anzubieten weiß, wenn ihr Glückwunſchkarten in der Mutterſprache verlangt! Glaubt's: im Kleinen fängt's an! Wer nicht im Kleinen treu ſein kann, der wird ſchließlich auch untreu im Großen, er wird Abtrünniger, Schuft, Volksverräter! Der Wurm geht um, die Volkszuckerkrankheit droht mit Untergang. Es gibt nur eine Rettung: Widerſtand, Anſtand, Ehre, Mut, Selbſtbeſinnung! Hören wir auf mit dem „Bonne Année" und anderen Verlogenheiten, die den Anfang eines böſen Endes bedeuten! Beglückwünſcht euch vielmehr mit dem geſunden alten

„Helf Gott zum neuen Jahr
Unſrem Volk in Gfahr".

(Dr. F. Spieſer — „Frei Volk" — 31. Dez. 1937)

Elſäſſiſche Sprachenforderungen vor 150 Jahren

In ihren Beſchwerdeheften (Cahiers de doléances), die kurz vor der Revolution im Jahre 1789 den Deputierten zu den Generalſtänden nach Paris mitgegeben wurden, griffen verſchiedene Gemeinden auch die Sprachenforderungen auf.

So heißt es in dem Beſchwerdeheft von Dornach:

„Wir begehren, daß die mißbreich abgeſchafft, in der Gerichtsbarkeit, das wenigſtens, in denen dörfern das urtheil die aſignation der prakticanten kurz alle acten, in der Mutterſprache ſollen gegeben werden, um die Unkoſten der Dollmetſchung zu erſparen."

Die Gemeinde Gerſtheim verlangt:

„17. das in Zukunft die judicaturen in der Mutterſprach ſollen unternommen werden, damit jeder Kläger und Beklagte ſeine Klag und Antwort zur Verhütung großer Unköſten ſelbſten vorbringen und eingeben könne.

18. daß ebenfalls alle deutſchen unterſchriften unter denen Franzöſiſche Sprach nicht verſteht, gänzlich nul und für nichtig gehalten werden ſollen."

Und Waſſelnheim fordert deutſch einfach als Verwaltungsſprache:

„14. Sie (die Deputierten) ſollen auch Begehren, daß alle Verordnungen von derjenige adminiſtration die im Elſaß etabliert ſeyn wird, in der Mutterſprach denen Gemeinden zugeſchickt werden ſollen."

Was hat ſich in hundertfünfzig Jahren geändert?

Heute genau wie damals ſind die Elſäſſer und Deutſchlothringer gezwungen, in ihrem eigenen Lande vor Gerichte zu gehen, die nicht in ihrer eigenen Sprache verhandeln, ſind ſie genötigt, ihr elementarſtes Menſchenrecht zu fordern.

Und heute genau wie damals bleibt es wahr, daß ſie gar nichts erreichen, wenn ſie es ſich nicht durch ihre Einigkeit und Geſchloſſenheit erzwingen.

(„Frei Volk" — 4. Hornung 1939)

Eine Schule, „daß Gott erbarm"

I.

Der Straßburger Zeitung „ELZ" entnehmen wir nachſtehenden Brief eines jungen elſäſſiſchen Soldaten. Er iſt in einem geradezu unglaublichen Deutſch geſchrieben und ſtellt ein wahrhaft erſchütterndes Zeugnis für die Schäden dar, welche die unſinnige Aſſimilierungsſchule an unſerer

Jugend Tag für Tag anrichtet. Die Sätze ſind zum Teil einfach nach dem Gehör und aus der Gewohnheit der franzöſiſchen Schreibart niedergeſchrieben. Einzelne von ihnen ſind gar nicht zu leſen, ſondern können nur im Zuſammenhang erraten werden. Sehr bezeichnend iſt auch, daß der junge Mann auch franzöſiſche Worte, wie z. B. den Namen Raymond, ganz fehlerhaft wiedergibt.

Wie folgt, ſchreibt der elſäſſiſche Soldat an ſeine Kameraden:

„Toul le 1 Auguſt 19-3..

Mein Liber Kamerad Henri und Frank Wiget es den Bei euzh Ale Hofentlich Get es noch ſergut bei euich Ale. und Wiget esden bei fatter und Mutter Hofentlich Get es auch Noch ſer gut bei inen. Ich vil euich Mitteilen Das es beimir nicht ſogut get. Ich Lige ſchon 9 tage inder Enfirmerie. Ich Habe ſove im Greuitz Ich Kan mich noch nicht Grade Mahen Sonzt Get es auch nicht ſo ſchlecht Beimir. Wir Haben ſergut zu eſen. Duvirſd Schon ret Holz Hauhen ven An Forrizes zaredenke bekome ich zeit Lange. und Hofentlich hasdu Wider einen Guten kamerat. Ich denke Das ich in einem ſchönen tage vider Nach Hauſe Komen. dumuſt dich aber nicht darauf ferlaſen undu Kanzt dich auch nicht ferlaſen darauf. Ich vil dir aber nur ſchreiben vidi ſahe iſt Ich habe Mir das adeſcht ſchiken laſen, und der Docktor Hat Mich unter Sucht. er hat es aber noch nicht rich tich gefunden zezt kome ich indas Schpital dan verde ich Gerenicht dan kan ich fileicht das Glück haben Das ich Nachhauſe Kome Das vere Mir zaliber alz tauſen Würſte und ferzeimir das ich nicht Gekomenbin atzöholen. Pei Miſchel und Lina und beidem Gleinen römo ſchtumben. War ich geveſen atzöholen. diſchönzten tage ſind beiden ſoldaten nach hauſe faren und nivider komen ich Habe aber fil Kameraden beimir. Scharel ... fon Philippsburg iſt beimir auf der ſchtube un vir ſint 9 elſeſer auf Meiner ſchtube. und der Henrie G. iſt inder 5te battri und Ich inder 2te Battri. und Mein Kamerad, daſchtet man am anfang viein Okze am berge. Nun das vere es für heute Seit Gegrüſt und Geküſt fon H. Auguſt. Gruß an Fatter und Mutter

Grus an Miſchel Lina Römo. Ich vil inen au ſchreiben Aber ich mus Mir zu erſt Prif Papenizer Holen Laſen.“[1])

[1]) Ins Hochdeutſche übertragen lautet dieſes Schreiben:

„Mein lieber Kamerad Heinrich und Frank. Wie geht es bei euch allen? Hoffentlich geht es noch gut bei euch allen. Und wie geht es bei Vater und Mutter? Hoffentlich geht es auch noch ſehr gut bei ihnen. Ich will euch mitteilen, daß es bei mir nicht ſo gut geht. Ich liege ſchon 9 Tage in der Infirmerie (= Revier). Ich habe ſo Weh im Kreuz. Ich kann mich noch nicht gerade machen. Sonſt geht es auch nicht ſo ſchlecht bei mir. Wir haben ſehr gut zu eſſen. Du wirſt ſchon recht Holz hauen. Wenn ich an Forrizes (?) zurückdenke, bekomme ich Zeitlang. Und hoffentlich haſt du wieder einen guten Kameraden. Ich denke, daß ich eines

Wie ſoll dieſer arme junge Landsmann, den die Schule nicht mit der allernotwendigſten Ausbildung, ſondern als geiſtigen Krüppel entlaſſen hat, draußen einmal den harten Kampf ums Leben beſtehen?

Das Schlimme iſt, daß er nicht eine vereinzelte Erſcheinung iſt. Zahlreiche junge Menſchen verlaſſen ſo unſere Schulen. Franzöſiſch können ſie nur mangelhaft. Nach der Schulentlaſſung vergeſſen ſie bis zum Militärdienſt wieder das meiſte davon. Schriftdeutſch, dem in der Schule ein Aſchenbrödelplatz zugewieſen iſt, lernen ſie überhaupt nicht ordentlich. Dann kommen ſolche Ergebniſſe zuſtande wie der obige Brief.

Über ihn könnte man weinen.

Wann wird endlich unſer Volk in geſchloſſener Front ſeine Stimme in dieſer wichtigſten Angelegenheit — in der es um Geiſt und Seele geht — ſo mächtig erheben, daß hier Abhilfe geſchaffen wird?

Das geſchähe, weiß Gott, nicht mehr zu frühe!

(„Frei Volk" — 10. Dezember 1938)

2.

Nachſtehend veröffentlichen wir den genauen Wortlaut eines Briefes, den ein junger elſäſſiſcher Soldat bereits im Jahre 1930 geſchrieben hat, um für ein erhaltenes Päckchen („bekel") zu danken. Wir haben lediglich einige Ortsbezeichnungen und andere allzu perſönliche Wendungen weggelaſſen.

Der Brief lautet folgendermaßen:

„Ich habe das bekel er haldenen unt Ich bédangen mich filmachs für das bekel es gèhemer guht das iſt edewas anders ich habe immer noch zeitlang nach X... es geht kar nich g'iht bei mir ich bin chons ach dagè grage wen ſo weider geht ſech ich X... nicht mehr das iſt aller

ſchönen Tages wieder nach Hauſe komme. Du mußt dich aber nicht darauf verlaſſen, und du kannſt dich auch nicht verlaſſen darauf. Ich will dir aber nur ſchreiben, wie die Sache iſt. Ich habe mir das Atteſt ſchicken laſſen, und der Doktor hat mich unterſucht. Er hat es aber noch nicht richtig gefunden. Jetzt komme ich in das Spital. Dann werde ich geröntgt. Dann kann ich vielleicht das Glück haben, daß ich nach Hauſe komme. Das wäre mir lieber als tauſend Würſte. Und verzeih mir, daß ich nicht gekommen bin, abzuholen. Bei Michel und Lina und bei dem kleinen Raymond-Stumpen war ich geweſen abzuholen. Die ſchönſten Tage ſind bei den Soldaten, nach Hauſe zu fahren und nie wiederkommen. Ich habe aber viel Kameraden bei mir. Karl ... von Philippsburg iſt bei mir auf der Stube, und wir ſind 9 Elſäſſer auf meiner Stube. Und Heinrich G. iſt in der 5. Batterie und ich in der 2. Batterie. Und mein Kamerad, da ſteht man am Anfang wie ein Ochs am Berge. Nun, das wäre es für heute. Seid gegrüßt und geküßt von H. Auguſt. Gruß an Vater und Mutter.

Gruß an Michel, Lina, Raymond. Ich will ihnen auch ſchreiben. Aber ich muß mir zuerſt Briefpapier holen laſſen."

hant was die mite uns an Sdèllen mir haben ſtrenjer Dients allen dagen wirt W. der Dients ſtrenjer wir haben das ſchnellih Wetter wir hir haben ein chewer Gewitter kehabete ja ich decht kenr helfen wen ich zu huns wer an Pfingſten ckib 48 Stunden für die Blauwen im Juni gehen mir in manöver wir ckommen allawei durch X. wir ckommen auf biche (Bitſch d. R.) oder auf howerhofen A. P. iſt wieder heimgekommen der reihe hunte der nur fregen dèht der komment heime unt ich mus dah bleiben D. M. hate mir chon geſchriben fon Tunis ſie haben auch ſtrenjer Dients wie mir auch ich habe gemeint ich kan kommen auf Haumach aber es alletwej nicht zu mahen aber hèdetwas wirt doch geresgirt jetzt haben wir zaltage ckemacht ſo einen zaltag habe ich noch nicht ckemacht ein 1 fr. 25 und hab ir ckon mit A. P. cheredet was ſachter den der mohel ja ich will Schlißen mein ſchreiben will in Bett ich müte viele Grüße von mir"[1])

Auch wenn man annehmen will, daß der Schreiber nicht zu den beſten Schülern ſeiner Klaſſe gehörte, ſo muß es doch als einfach erſchütternd bezeichnet werden, wenn ein junger, zwanzigjähriger Mann mit einer ſolch mangelhaften Ausrüſtung in den Lebenskampf geſtellt wird. Einzelne Worte ſind nur zu erraten, weil ſie an Ausdrücken an den elſäſſiſchen Dialekt anklingen. Dazu kommt dann, daß dieſe deutſchen Dialektworte nach franzöſiſcher Schreibweiſe geſchrieben ſind! Was dabei herauskommt, zeigt unſer Dokument!

Und dann gibt es noch Leute, die nicht verſtehen können, daß die deutſchſprachigen Elſäſſer und Lothringer mit dem heutigen Schulſyſtem nicht zufrieden ſind, Leute, die ſogar die Gegner dieſes verhängnisvollen Schulſyſtems, das unſerer deutſchen Mutterſprache nur eine Aſchenbrödelrolle einräumt, verleumden und verfolgen laſſen wollen!

[1]) „Ich habe das Päckel erhalten nnd ich bedanke mich vielmals für das Päckel. Es geht mir gut. Das iſt etwas anders. Ich habe immer noch Zeitlang nach X .... Es geht gar nicht gut bei mir. Ich bin ſchon acht Tage krank. Wenn es ſo weiter geht, ſehe ich X .... nicht mehr. Das iſt allerhand, was die mit uns anſtellen. Wir haben ſtrengen Dienſt. Alle Tage wird der Dienſt ſtrenger. Wir haben ſchlechtes Wetter. Wir hier haben ein ſchweres Gewitter gehabt. Ja, ich täte gern helfen, wenn ich bei uns wäre (?). An Pfingſten gibt es 48 Stunden (Urlaub) für die Blauen (= Rekruten). Im Juni gehen wir ins Manöver. Wir kommen wahrſcheinlich durch X. Wir kommen nach Bitſch oder nach Oberhofen. A. P. iſt wieder heimgekommen. Der reiche Hund, (wenn) der nur verrecken würde! Der kommt heim, und ich muß dableiben. D. M. hat mir ſchon geſchrieben von Tunis. Sie haben auch ſtrengen Dienſt, wie wir auch. Ich habe gemeint, ich kann kommen auf Heumachet. Aber es (iſt) wahrſcheinlich nichts zu machen. Aber etwas wird doch riskiert. Jetzt haben wir Zahltag gemacht. So einen Zahltag habe ich noch nicht gemacht, einen Franken 25. Und habt ihr ſchon mit A. P. geredet? Was ſagt denn der Bulle? Ja, ich will ſchließen mein Schreiben, will ins Bett, ich (bin) müde. Viele Grüße von mir."

Fürwahr, welche Bevölkerung wäre nicht aufgebracht gegen derartige Methoden, die, ohne dem zentraliſtiſchen Staat auch nur das geringſte zu nützen, unſerem Volke und beſonders unſerer Jugend nur den allergrößten Schaden zufügten!

Mehr denn je muß daher unſere Forderung ſein: Gleichberechtigung unſerer deutſchen Volksſprache mit der franzöſiſchen Staatsſprache! In unſeren Schulen muß ſich der Unterricht, wie das überall, wo die Vernunft regiert, gehandhabt wird, auf der Mutterſprache aufbauen!

Hier geht es um das Koſtbarſte, was wir beſitzen: um die Zukunft, ja um die Seele unſerer Kinder!

(„Frei Volk" — 22. April 1939)

---

4. Außenpolitik Deutſchland — Frankreich

Das richtige Wort

Am 4. November hat der oberſte Führer der arabiſchen Freiſchärler in Paläſtina, Arif Abdul Razik, einen offenen Brief an den amerikaniſchen Präſidenten Rooſevelt geſchickt, in dem es u. a. heißt:

„Unwiſſenheit, Grauſamkeit oder Gefügigkeit gegenüber dem Zionismus ſind die Urſache dafür, daß verantwortliche amerikaniſche Perſönlichkeiten ſich unter das Joch jüdiſcher Propaganda beugen und Reden wie in der letzten Zeit halten.

Paläſtina iſt zu klein, um das Judenproblem zu löſen, Amerika aber iſt groß genug dazu. Wenn Sie aufrichtig wären und ein Gewiſſen hätten, würden Sie niemals das blutige Vorgehen der Engländer zulaſſen, wie es täglich im Lande Jeſu Chriſti zu verzeichnen iſt. Wir wollen nicht Ihre Hilfe, aber wir erſuchen Sie, die Einmiſchung in eine Angelegenheit zu unterlaſſen, die Sie nichts angeht.

Wenn das nicht geſchieht, werde ich Ihnen einen neuen Weg zur Gerechtigkeit zeigen: Wir werden allen arabiſchen Studenten befehlen, die amerikaniſchen Schulen und Univerſitäten zu verlaſſen, amerikaniſche Waren zu boykottieren, alle amerikaniſchen Bauten in Paläſtina zerſtören und alles amerikaniſche bewegliche Gut beſchlagnahmen."

Ohne irgendwie in der paläſtinenſiſchen Angelegenheit Partei ergreifen zu wollen, kann man zu dieſem Brief des Araberführers nur Bravo ſagen! Es war höchſte Zeit, daß einmal mit dieſer herzerfriſchenden Deutlichkeit den amerikaniſchen Phariſäern die Meinung geſagt wurde. In einigen kurzen Worten hat Arif Abdul Razik alles zuſammengefaßt, was anderen ehrlichen Leuten ſchon längſt auf der Zunge lag, wenn ſie das ſcheinheilige Gebaren der ſogenannten Demokraten aus dem angeblich ziviliſierteſten Land jenſeits des großen Teiches mit anſahen.

Miſter Rooſevelt und ſeine Landsleute finden es ſelbſtverſtändlich, daß ſich das Ausland nicht um die amerikaniſchen Dinge bekümmert. Bei jeder Gelegenheit und Ungelegenheit fuchteln dieſe Biedermänner mit ihrer bekannten Monroe-Doktrin in der Welt herum. Sie ſelbſt aber ſind fortwährend zur Stelle, um ſelber, ohne gefragt zu ſein, ihren Senf zu allem zu geben, was ſonſtwo in der Welt paſſiert.

Mit einer Schnoddrigkeit, die ſchwer zu überbieten iſt, erteilen dieſe amerikaniſchen Moralprediger anderen Völkern ſalbungsvoll Lektionen. Miſter Rooſevelt wettert gegen die Rüſtungen anderer Staaten, läßt

aber eine Milliarde nach der anderen für die amerikaniſche Armee vom Kongreß genehmigen. Ohne ſich zu genieren, teilt er die Welt in kultivierte und barbariſche Nationen ein, wobei die Vereinigten Staaten natürlich an der Spitze der Kulturnationen marſchieren. Darauf haben ſie ſchließlich auch einen unbeſtreitbaren Anſpruch. Denn was gibt es doch alles in U.S.A.? Da gehören die Wahlmacher des Präſidenten zu den Gangſtern. Da werden Wetten abgeſchloſſen, ob ein Narr nach zehn Stunden tatſächlich vom dreißigſten Stockwerk in die Straße ſpringen wird oder nicht. Da werden Unterſuchungsgefangene bei lebendigem Leibe gebrüht. Da reißen Hunderttauſende wie wahnſinnig aus, weil der Rundfunk gemeldet hat, der Planet Mars werde demnächſt auf Amerika fallen. Da wird alles prämiiert: die fetteſten Hämmel, die ſchönſten Beine, die komiſchſte Naſe und der Mann, der am beſten ſpucken kann. Da gibt es alles: Ringer, die ſich die Zehen ausdrehen, die Schulter auskugeln und den Schiedsrichter unter begeiſterter Mitwirkung der Zuſchauer totſchlagen. Da ſperren die Einwohner ganzer Städte das Maul auf, um den Augenblick zu erleben, wo zwei Autler in voller Geſchwindigkeit aufeinanderraſen oder ſich ein anderer in ſeinem Wagen anzünden läßt. Da läßt man ſich in zwei Tagen ſechsmal ſcheiden und heiratet dazwiſchen womöglich in Badehoſen oder in einem Luftballon. Das alles und noch viel mehr iſt in dieſer kultivierteſten Nation der Welt zu ſehen.

Und ihre Wortführer ſind wie keine andere befugt, ſich über den „Raſſenwahn" gewiſſer Staaten in Europa zu erboſen: dürfen doch bei ihnen Neger nicht einmal im ſelben Straßenbahnabteil wie die weißen (?) Amerikaner (oder was ſich unter Einſchluß der Juden ſo nennt) fahren.

Amerikaniſche Prediger, Keifweiber und „Profeſſoren" ſind wie niemand ſonſt berechtigt, gegen die Geſetze der Länder Zeter und Mordio zu ſchreien, die eine Ehe zwiſchen Juden und Chriſten verbieten — wo doch bei ihnen jeder Neger, der nur eine ihrer Damen mit den trainierten Waden und dem hohlen Kopfe anzuſchauen wagt, unweigerlich und ohne langen Prozeß an den nächſten Baum gehängt wird ...

Das alles geſchieht im Namen der Moral, der Religion und der Kultur von Menſchen, die ſich ſelbſt nur durch die Hautfarbe von den ſchwarzen Negern unterſcheiden. Wenn man dieſe nicht beleidigen wollte, müßte man ſagen: ſie gleichen ihnen aufs Haar. Das alles geſchieht in der frechſten und zyniſchſten Weiſe mit dem Propagandaapparat einer jüdiſchen Schicht, die alle Mittel reſtlos beherrſcht, mit denen die öffentliche Meinung in dieſem Lande der Glasperlen- und Hemdärmelkultur noch viel leichter als überall ſonſt gemacht wird. Wenn man weiß, daß allein in New-York an die zwei Millionen Juden wohnen und „arbeiten", daß der Bürgermeiſter dieſer Stadt, La Guardia (der längſt

ſchon als der prächtigſte Gorilla auf einem Bürgermeiſterſeſſel hätte prämiiert werden ſollen), auch zu den Juden gehört; wenn man weiß, daß die Juden die Zeitungen kommandieren, daß ſie den Rundfunk beherrſchen, daß ſie den ganzen Film in der Hand haben, daß ſie alles und jedes bis zu dem Schmuggel des Rabbiners Iſaak Leifer kontrollieren, der ſein Rauſchgift in den Deckeln der Gebetsbücher hinüberſchafft, dann wundert man ſich ſchließlich über gar nichts mehr. Dann verſteht man erſt in ihrem vollen Umfang die trockenen Sätze des Araberführers, der endlich einmal dem honorablen, ehr- und tugendfeſten Miſter Rooſevelt unter die Naſe gerieben hat, was ſchon längſt fällig war. Noch einmal: Bravo!

Und mit dem Miſter Rooſevelt ſollten ſich noch etliche andere, die dieſe ekelhafte, widerliche Heuchelei mitmachen, bis in den Boden ſchämen, daß ihnen ein arabiſcher Freiſcharführer, der vermutlich heute nicht weiß, wo er morgen kampieren wird, ſo unbarmherzig die Wahrheit ſagen konnte!

(„Frei Volk" — 12. Nov. 1938)

So geht es nicht

Nach einer Meldung des bolſchewiſtiſchen Blattes „Ce soir" ſoll der franzöſiſche Marſchall Franchet d'Eſperey einem Berichterſtatter des „Journal de Roubaix" im Hinblick auf den nun vollzogenen franzöſiſch-deutſchen Friedenspakt folgendes erklärt haben:

„Die Deutſchen haben eine angeborene Gewohnheit zu lügen. Wenn ein Franzoſe gelogen hat, ſo ſchämt er ſich deſſen. Ein Deutſcher dagegen lügt mit ganz ruhigem Gewiſſen. Damit will ich Ihnen ſagen, daß ich kein Vertrauen in die Verſicherungen habe, die uns die Deutſchen geben können."

Wir geben dieſe Meldung mit allem Vorbehalt wieder. Kommuniſtiſche Blätter erſticken bekanntlich nicht an der erſten Lüge.

Wenn aber der Marſchall dieſe Worte tatſächlich ausgeſprochen hätte, wären ſie ein Zeichen dafür, welche große Arbeit an den Seelen noch zu verrichten iſt, bevor das, was in Paris auf dem Papier unterzeichnet wurde, auch lebendige Wirklichkeit im Volke wird.

Franchet d'Eſperey iſt ein Greis mit einer gewiß reichen Erfahrung. Als Marſchall von Frankreich iſt er ſchließlich nicht der erſte beſte. Wie kann dieſer Mann dann derart kindiſche Behauptungen, um nicht mehr zu ſagen, über ein Nachbarvolk äußern?

Ganz beſonders bedauerlich iſt, wenn ſie von einem ehemaligen Frontkämpfer kommen.

Wenn man ſo eingeſtellt iſt, wird man allerdings nichts von einer deutſch-franzöſiſchen Annäherung halten.

So geht es wirklich nicht!

(„Frei Volk" — 10. Dezember 1938)

Totengräber

Im Zeichen der deutſch-franzöſiſchen Verſtändigung...

Soeben hat der berüchtigte Abgeordnete de Kerillis im Namen ſeines „Propagandazentrums der nationalen Republikaner" wieder ein Rundſchreiben verſchickt, in dem er um Unterſtützung für ſeine Zeitung „L'Epoque" bettelt. Der Aufruf weiſt empfehlend darauf hin, daß die Zeitung der deutſchfeindlichen Tradition der Maurice Barrès und Paul Déroulède treu ſei.

Das geſchieht zu Anfang des Jahres 1939!

Und einem ſolchen Aufruf ſind die zuſtimmenden Zuſchriften von nicht weniger als fünfzehn Generalen, zahlreichen Oberſten und vielen bekannten Männern aus dem diplomatiſchen, politiſchen und geiſtigen Leben Frankreichs beigefügt. So drücken z. B. die beiden Schriftſteller und Mitglieder der franzöſiſchen Akademie, Georges Duhamel und François Mauriac, de Kérillis für ſeine politiſche Linie mit Beifall ihre volle Bewunderung aus.

Kérillis iſt ja in Elſaß-Lothringen längſt bekannt. Er hat ſich ſchon in den erſten Tagen der „Zukunft"-Bewegung (1925) in ſeiner damaligen Zeitung „Echo de Paris" durch unglaubliche Hetzartikel gegen elſaß-lothringiſche Heimatrechtler hervorgetan. Noch beſſer kennzeichnet dieſen Mann, daß er im Kriege als Bombenflieger jenen Angriff auf Karlsruhe ausführte, bei dem an einem Fronleichnamstag zahlreiche Kinder ums Leben kamen! Kérillis hat ſich ſpäter ſelbſt gerühmt, daß die Bomben damals mit Abſicht in die dicht gedrängte Kindermenge hineingeworfen wurden ...

Seitdem iſt dieſer Mann dieſer ſchönen Linie treu geblieben. Wenn es zu hetzen gibt, ſteht er immer in vorderſter Front. Von Haus aus zur Rechten gehörig und bei ſeiner erſten Kandidatur in Paris von den Kommuniſten auf das heftigſte bekämpft (die Kommuniſten warfen Kérillis vor, er habe ſich von Flugzeugfirmen ſchmieren laſſen), marſchiert er heute Arm in Arm mit den Kommuniſten, wenn es gegen den Frieden und für den Krieg zu arbeiten gilt. Dieſer Mann ſchluckt alles. Er geht heute mit den Bolſchewiſten und morgen mit den Hottentotten, wenn er dabei nur ſeinen Haß gegen Deutſchland abreagieren kann.

So war Kérillis natürlich auch gegen das Abkommen von München und hat in dieſen Tagen wieder angekündigt, daß er gegen die „Regierung von München" ſtimmen wird, auch wenn er allein gegen die 600 anderen Abgeordneten bliebe.

Und ſo verſchickt er auch Rundſchreiben, in denen er ſich etwas darauf einbildet, der „deutſch-feindlichen Tradition" der Barrès und Déroulède treu zu bleiben.

Dieſe beiden haben vor dem Krieg immer die Revanche gepredigt, immer wieder darauf hingewieſen, daß Elſaß-Lothringen wieder zurückgeholt werden müſſe. Das iſt unterdeſſen geſchehen ... Kérillis aber macht ruhig weiter ... Man muß ſich fragen, was ein ſolcher Mann heute eigentlich noch will. Und was heißt überhaupt eine antideutſche Politik? Iſt das überhaupt eine Politik, die „anti", das heißt gegen etwas iſt? Hat Frankreich nicht zwanzig Jahre lang eine ſolche negative „Anti"-Politik getrieben, und ſehen wir nicht heute, wie weit es damit gekommen iſt?

Es iſt traurig und beſchämend, daß ein franzöſiſcher Politiker heute noch ſo offen mit dem alten Erzfeind-Argument arbeiten kann. Und es iſt geradezu niederſchmetternd, daß er nicht allein ſteht, ſondern zahlreiche Leute in hohen Stellungen und mit bekannten Namen findet, die dieſes Treiben fanatiſch mitmachen! —

Hier gebietet die Gerechtigkeit und die Wahrheit — und nur auf dieſe kann ſich ein wahrer Friede gründen — einmal einen Vergleich mit Deutſchland zu ziehen. Man ſtelle ſich einen Augenblick vor, im Reich preiſe ſich eine von weiten Kreiſen des Heeres, der Diplomatie und des Geiſteslebens unterſtützte Zeitung als „antifranzöſiſch" an. Wie würde man ſich in Frankreich darüber aufregen! Und würde nicht eine ganze Weltpropaganda einſetzen, um entrüſtet feſtzuſtellen, Deutſchland habe nun wieder einmal „ſein wahres Geſicht" enthüllt? Ein Schritt des franzöſiſchen Botſchafters würde gewiß nicht ausbleiben.

Doch das iſt nicht notwendig. Im deutſchen Reich wird tatſächlich nicht gegen Frankreich gehetzt. Ja, ſogar ſachliche Kritik an franzöſiſchen Zuſtänden und Maßnahmen unterſagt man ſich dort. Im Gegenteil, man ſtreckt Frankreich die Hand zur Verſöhnung hin. Franzöſiſche Reiter werden in Berlin glänzend empfangen. Franzöſiſche Muſiker werden in der Reichshauptſtadt gefeiert. Franzöſiſche Gelehrte ſprechen in deutſchen Städten vor einer erleſenen und ſympathieerfüllten Zuhörerſchaft. In Paris nimmt der franzöſiſche Außenminiſter im Dezember eine Erklärung ſeines deutſchen Kollegen entgegen, wie ſie in vierundvierzig Jahren nicht ein einziger Franzoſe abgegeben hätte ...

Und das iſt die Antwort der Kérillis und anderer, die ſich für große Patrioten halten. Iſt es nicht ein Wahnſinn und ein Verbrechen am Frieden wie an Frankreich ſelbſt, durch ſolche troſtloſen Äußerungen

den Glauben zu erwecken, daß das die Antwort Frankreichs überhaupt iſt?

Wenn es Totengräber des Friedens und Totengräber Frankreichs gibt, dann muß man ſie in dieſen Klüngeln ſuchen!

(„Frei Volk" — 18. Jänner 1939)

Nach dem Anſchluß der Oſtmark

Volksabſtimmungen.

Seit dem Kriege iſt noch nie ſoviel gelogen worden, wie um Öſterreich herum. Und das will ſchon etwas heißen. Aber der Schwindel und die Heuchelei mit dem „Selbſtbeſtimmungsrecht" der Öſterreicher, die in den letzten Wochen und beſonders nach der Ankündigung der Schuſchnigg-Abſtimmung einſetzten, überſteigen alle Grenzen. Wir wollen hier im einzelnen nicht wiederholen, inwiefern es ganz und gar unmöglich war, innerhalb von drei Tagen in einem Lande, das ſeit langen Jahren überhaupt keine Wahlen gekannt hatte, eine wirkliche Volksabſtimmung zu organiſieren. Wenn man z. B. hörte, daß ein einfacher Ausweis genügte, um zur Abſtimmung zugelaſſen zu werden, dann kann man ſich ausmalen, wie jeder der vierhunderttauſend Juden in Wien und Umgebung mit allen möglichen Ausweiſen fünfzehn Mal und den ganzen Tag über für ein chriſtliches Öſterreich geſtimmt hätte. Hören wir doch nur, was tſchechiſche Zeitungen, alſo unverdächtige Zeugen, über dieſe Abſtimmungsfarce offen ſchrieben: „Die Rede Schuſchniggs (in der er die Abſtimmung ankündigte) iſt zweifellos das größte Ereignis in der mitteleuropäiſchen Politik, das ſeit 20 Jahren zu verzeichnen war". („Bohemia", vom 10. 3.) Noch deutlicher: „Seine (Schuſchniggs) Tat zeugt wiederum von rechtzeitiger energiſcher Entſcheidung, Kühnheit und Gewandtheit. Nicht nur, daß ſich die Nazi-Agitation in den verbleibenden drei, vier Tagen nicht entfalten kann, iſt auch die Frage ſo geſtellt, daß die Anhänger des Anſchluſſes ihren Standpunkt nicht gut werden entwickeln können." (!) („Narodni Liſty" vom 10. 3.) Und ganz deutlich: „Die Nazi rekrutieren ſich hauptſächlich aus denjenigen, die kein Stimmrecht beſitzen." („Ceske Slovo", vom 10. 3.) Es iſt alſo nicht wahr, ſondern gelogen, wenn behauptet wird, Herr Schuſchnigg wollte den Öſterreichern plötzlich Gelegenheit geben, ihr Selbſtbeſtimmungsrecht auszuüben. Warum hat er das denn nicht ſchon früher und in aller Muße getan?

Haben alſo gerade die Leute, welche ſich hierzulande und ſonſtwo ſo auf die Abſtimmung des Herrn Schuſchnigg freuten, heute ein Recht,

Abb. 27:
„Sie gefallen mir! Mit Ihrem Krieg wegen der Tschechen. Ich komme nämlich zur Infanterie, und Sie?" — „Ich? Ich mache Geschäfte". („Frei Volk" 17. 9. 38)

Abb. 28:
„Ich bin schwarz, aber ich bin schön"... schrieb die Pariser Zeitung „Paris-Soir" unter dieses Bild der von der Insel Guadeloupe stammenden „Königin von Frankreich", der eine „Elsässerin" als Ehrendame dienen darf. („Frei Volk" 9. 4. 38.)

(Siehe auch Seite 135 ff.)

Abb. 29:
Karl Matt, Gründungsmitglied der Jungmannschaft

Abb. 30:
Wilhelm Christian, Ortsgr. 22, Wolfskirchen

Abb. 31:
Fritz Bauer, Mitglied des Rates der Leitung, Führer der Ortsgruppe 8, Kirweiler

Abb. 33:
Georg Jung, Führer der Ortsgruppe 117, Engweiler

Abb. 32:
Georg Becker, Mitglied des Rates der Leitung, Führer der Ortsgruppe 40, Ingolsheim

ſo laut gegen die andere Abſtimmung zu ſchreien, welche am 10. April Hitler in Öſterreich veranſtalten will?

Es iſt durchaus denkbar, aber gar nicht ſicher, daß ſich unter den heutigen Umſtänden mehr Leute für den Anſchluß erklären, als bei einer Abſtimmung, die vielleicht ähnlich wie im Saargebiet organiſiert worden wäre. Aber das iſt nicht das entſcheidende. Entſcheidend iſt, daß die Mehrheit des öſterreichiſchen Volkes tatſächlich den Anſchluß wollte, und zwar aus Gründen, die in der vorletzten Nummer von „Frei Volk" deutlich genug gegen einen Rieſenchor von Hetzern und Lügnern dargelegt wurden. Eben weil das wohl bekannt war, organiſierte man ja keine Völkerbundsabſtimmung, wurde das öſterreichiſche Volk zwanzig Jahre lang daran verhindert, ſeinen Willen zu äußern! Welche Stimmung in weiten Bevölkerungsſchichten geherrſcht haben muß, zeigt allein der jubelnde Empfang, der den einmarſchierenden deutſchen Truppen bereitet wurde. Es iſt erſtaunlich, daß gerade von gewiſſen Stellen in Elſaß-Lothringen ſolche Kundgebungen totgeſchwiegen, verächtlich gemacht oder in ihrem Wert herabgeſetzt werden, wo doch bis auf den heutigen Tag die franzöſiſche Herrſchaft in unſerem Lande als einzigen moraliſchen Unterbau den Empfang der Alliierten im November 1918 aufzuweiſen hat. Wir haben überhaupt nie abſtimmen dürfen. Bei uns hat ein franzöſiſcher Staatsmann unter dem Eindruck dieſes Empfangs die Formel geprägt: „Le plesbiscite est fait." (Die Volksabſtimmung iſt vollzogen). Logiſcherweiſe müßten daher die Leute, welche bei uns heute ſo laut gegen die angeblich unechte Abſtimmung vom 10. April wettern, ſchön den Mund halten, denn nach einer Theorie, die ſtets die ihrige, aber niemals die unſrige war, würde auch jetzt bereits für Öſterreich das Wort ihres Poincaré gelten: „Le plesbiscite est fait." Und ſie ſollen ja nicht kommen und Vergleiche ziehen wollen — denn dabei würden ſie noch ſchlechter abſchneiden. Wir wiederholen: wir Elſaß-Lothringer haben überhaupt nicht abſtimmen dürfen.

In dieſem Zuſammenhang iſt es auch beluſtigend, wenn ſich bei uns die patentierten Vertreter der Aſſimilierung, lies Gleichſchaltung der Elſaß-Lothringer durch Paris, plötzlich ſo bitter über die angebliche Gleichſchaltung der Öſterreicher durch Berlin beſchweren. Nicht wir verlaſſen unſere Linie, ſondern ſie tun es in geradezu lächerlicher Weiſe. Wir ſind überall für das Selbſtbeſtimmungsrecht der Völker. Sie aber treten nur dann für dieſes Recht ein, wenn ſie damit ihrer egoiſtiſchen und ſo unglaublich engſtirnigen Politik zu nützen glauben. Dabei gehen ihnen allerdings manchmal die Kanonen nach hinten los. Aber daran ſind nicht wir ſchuld, ſondern ſie, welche ſo ſchlecht laden. Wenn nämlich dieſe „aufrechten" Vorkämpfer der internationalen Gerechtigkeit 1919 gewußt hätten, wie ſie ſich 1935 blamieren würden, wäre im Verſailler Vertrag keine Volksabſtimmung im Saargebiet vorgeſchrie-

ben worden. Und weil dieſe „aufrechten" Helden wußten, was die Mehrheit der Öſterreicher wollte, hatten ſie nur Freude an der Volksabſtimmung des — Herrn Schuſchnigg. Die war denn auch danach!

Hetzer und Angſthaſen.

Wir ſagten ſchon, daß eine Reaktion des Reiches erwartet werden mußte, nachdem Schuſchnigg eine derartige Volksabſtimmung loslaſſen wollte. Und ſie kam ſo, daß den bisherigen Machthabern in Öſterreich und ihren Ratgebern dabei Hören und Sehen vergangen ſein mag. Denn eines iſt wohl hier klar geworden, nämlich daß ſich Hitler bei dieſem Spiel, bei dem es Zug um Zug um hohe Einſätze ging, ſeinen Gegnern haushoch überlegen zeigte. Das ſollten gerade die Feinde Deutſchlands und des nationalſozialiſtiſchen Regimes am eheſten einſehen und anerkennen. Denn es iſt ein Beweis weder von eigenem großen perſönlichen Format noch von politiſcher Klugheit, wenn man ſich darin erſchöpft, den Gegner herunterzureißen.

In unſerem Grenzlande leiden wir allerdings mehr als ſonſtwo an einer derartigen Vergiftung der öffentlichen Meinung. Bei uns iſt das Niveau der politiſchen Diskuſſion ſo tief geſunken, daß eine ſachliche und realpolitiſche Betrachtung der Dinge faſt ungewöhnlich geworden iſt. Das zeigte ſich in ganz kraſſer Weiſe wieder im Falle Öſterreich. Es iſt doch einfach blödſinnig anzukündigen, daß nun die Zeiten des Mongolenfürſten Dſchingis Khan wieder angebrochen ſeien, der vor 700 Jahren ganze Erdteile ſchlimmer noch als Attila verheerte und leermordete (ſiehe „Der Elſäſſer" vom 15. 3. 38). Und es iſt auch nicht geſcheiter, in jämmerlichem Ton immer wieder zu verkündigen, die Schlacht, die 1683 gegen die ſchrecklichen Türken vor Wien noch im letzten Augenblick zum Heile Europas und der Chriſtenheit gewonnen werden konnte, ſei nun doch zum Unheil Europas und dieſer ſelben Chriſtenheit in dieſen Tagen verloren gegangen ... Solche Vergleiche verraten einen völligen Mangel an Maß. Im übrigen ſollten ſich Blätter, die ſich auf ihren franzöſiſchen Patriotismus etwas zu gute tun, vor ihnen hüten: denn die Chriſtenheit und das Abendland waren 1683 tatſächlich ſchwer bedroht, aber die heidniſchen Türken waren nur deshalb bis nach Wien gekommen, weil ſich Ludwig XIV., der allerchriſtlichſte König von Frankreich, mit dieſen Feinden der Chriſtenheit des Abendlandes und unſerer Kultur verbündet und ſie gerufen hatte. Die Sache mit dem Ruſſenpakt iſt alſo nicht ſo neu: vor ihm gab es ſchon einen Türkenpakt! ...

Es iſt mit Recht geſagt worden, daß ſich manche elſaß-lothringiſchen Zeitungen ein Beiſpiel an der tſchechiſchen Preſſe hätten nehmen können. Wenn die dort nervös geworden wären, hätte man es noch verſtehen können. Aber für unſere Maulaufreißer und patriotiſchen Gänſeriche

lag doch keine Veranlaſſung vor, ihr bißchen Gehirn noch zu verlieren und in die Hoſen zu machen.

Tatſache iſt, daß der Anſchluß Öſterreichs an das deutſche Reich heute vollzogen iſt. Tatſache iſt, daß dieſer Anſchluß ein Ereignis von größter politiſcher Tragweite darſtellt. Tatſache iſt auch, daß ſeit 1919 die Mehrheit der öſterreichiſchen Bevölkerung für dieſen Anſchluß war. Tatſache iſt, daß diejenigen, welche ſich heute am lauteſten über dieſen Anſchluß erboſen, ihn durch ihre kurzſichtige Politik herbeigeführt haben. Alles andere iſt leeres Geſchwätz, das über die Tatſachen hinwegtäuſchen will.

(„Frei Volk" — 26. März 1938)

Die ſudetendeutſche Frage

... Die ſauberſte Löſung wäre wohl, daß man die Sudetendeutſchen durch eine freie und ungehinderte Abſtimmung bekunden ließe, was ſie ſein wollen. Gerade die Leute, die ſo gejammert haben, weil die Öſterreicher angeblich ihren Willen nicht äußern konnten, müßten ſich am wärmſten für dieſen Vorſchlag einſetzen. Aber — dieſes Mal werden ſie ſtumm bleiben. Darauf kann man Gift nehmen.

(„Frei Volk" — 7. Mai 1938)

Warum wird in der ganzen Welt ſoviel um die ganze Sache herumgeredet, geſchrieben und gelogen? Man laſſe die Sudetendeutſchen ihr Selbſtbeſtimmungsrecht ausüben, das ihnen ſeit zwanzig Jahren mit Gewalt vorenthalten wird!

(„Frei Volk" — 3. September 1938)

Frieden durch Recht!

(Auszug)

(Dieſer Aufſatz wurde bereits am 13. September abgeſchloſſen. Aus den ſpäteren Ereigniſſen ergab ſich keine Veranlaſſung, an ſeiner Faſſung etwas zu ändern.)

I.

In der letzten Nummer dieſer Zeitung wurde an Hand unwiderlegbarer Tatſachen gezeigt, wie ſich die Lage in der Tſchecho-Slowakei im Laufe der Zeit entwickelte. Es ſteht feſt, daß die dreieinhalb Millionen Sudetendeutſchen im Jahre 1919 gegen ihren Willen und mit Gewalt in den neuen tſchecho-ſlowakiſchen Staat hineingezwungen wur-

den. Es ſteht feſt, daß dieſe dreieinhalb Millionen Menſchen bis auf den heutigen Tag innerlich noch nicht für dieſen tſchecho-ſlowakiſchen Staat gewonnen werden konnten. Es ſteht feſt, daß ſie dort ſeit zwanzig Jahren auf allen Gebieten zurückgeſetzt und als Bürger zweiter Klaſſe behandelt wurden.

Wenn man die tſchecho-ſlowakiſche Frage vom Standpunkte des Rechts betrachtet — und gerade in Frankreich und England berufen ſich die Politiker ja immer zuerſt auf das Recht — ſind dieſe Tatſachen entſcheidend und grundlegend. Daran können auch die ärgſten Lügen einer verkauften Preſſe, das lauteſte Geſchrei belogener und verhetzter Menſchen und die boshafteſten Tricks jüdiſcher Drahtzieher nichts ändern.

Der letzte Krieg wurde von Frankreich, England und Amerika im Namen des Selbſtbeſtimmungsrechtes aller Völker geführt. Dieſes Selbſtbeſtimmungsrecht kann man heute auch den Sudetendeutſchen nicht vorenthalten wollen. Frankreich ſelbſt nennt ſich eine Demokratie und beruft ſich ſtets auf die Menſchenrechte. Es kann daher auch den Sudetendeutſchen nicht zumuten, daß ſie einer Herrſchaft unterworfen bleiben, von der ſie nichts wiſſen wollen, und auf die Menſchenrechte verzichten ſollen, deren Genuß jedem Franzoſen ſelbſtverſtändlich iſt.

Moraliſch und rechtlich kann kein ehrlicher Menſch etwas dagegen einwenden, wenn die Sudetendeutſchen über ihr Schickſal ſelbſt beſtimmen wollen.

(„Frei Volk" — 17. September 1938)

Wo ſind die Kriegshetzer?

Unſer Volk durchlebt Tage der Spannung und Kriegsangſt, wie ſeit 1914 nicht mehr.

Über die Notwendigkeit der militäriſchen Maßnahmen urteilen wir nicht. Dafür trägt die Pariſer Regierung die Verantwortung. Die dadurch hervorgerufene Beunruhigung im Grenzland wird jedoch maßlos geſteigert durch die Hetzer und Angſthaſen, welche die ganze Bevölkerung durcheinanderbringen. Welchen wirtſchaftlichen Schaden bereits jetzt ſchon Elſaß-Lothringen erlitten hat, läßt ſich nicht ermeſſen!

Die Kriegshetzer entlarven ſich dieſes Mal wie nie zuvor. Kommuniſtiſche und ſozialiſtiſche Bonzen toben wie beſeſſen. Früher trompeteten ſie in die Verſammlungen: „Kein Krieg für die Kapitaliſten und die Aufrechterhaltung der Raubverträge von Verſailles. Es wären doch nur Proleten, die auf allen Seiten die Köpfe hinhalten müßten." Heute aber würden ſie am liebſten die Arbeiter ſofort in die Schützengräben peitſchen, um dasſelbe kapitaliſtiſche Syſtem zu verteidigen und die unmöglichſte Konſtruktion dieſer Verſailler Verträge, die Tſchechoſlowakei,

deren heutige Form kein Menſch mehr zu rechtfertigen wagt, zu verteidigen!

Sie ſelbſt jedoch, die Bonzen der roten Parteien und Gewerkſchaften, würden ebenſowenig in den neuen Krieg gehen, wie ſie nach Spanien gingen. Auch dort laſſen ſie die Proleten in die Maſchinengewehre rennen und ermuntern — weit vom Geſchütz zum glorreichen Durchhalten!

So ſtehen heute ſogenannte Arbeitervertreter neben bürgerlichen Chauviniſten, die politiſch ſo dumm und ſo verblendet ſind, als ob ſie ſeit zwanzig Jahren auf dem Mond gelebt hätten, und deren Geſchrei um ſo ſtärker iſt, als ſie ſich in dem Alter oder in der unabkömmlichen Stellung wiſſen, wo man nicht mehr in den Schützengraben zu gehen braucht.

Am tollſten aber treiben es in der letzten Zeit zahlreiche Juden. Oder vielmehr ſie trieben es ſo, denn unterdeſſen ſind ſie bereits — verreiſt! Manche rieben ſich die Hände und verbargen ihre Freude darüber gar nicht mehr, daß nun die große „Stunde der Abrechnung" bald ſchlagen würde. Die kriegsluſtigen Herren ſelbſt aber ſind heute über alle Berge. Und wenn viele von ihnen in Taſchen und Koffern eine ſchwere Laſt mitſchleppten, ſo waren das keine — Papierfranken!

Das hetzeriſche und bodenlos feige Gebaren dieſer Juden in den letzten zwei Wochen hat den Antiſemitismus in Elſaß-Lothringen ſtärker gefördert als die zwanzig letzten Jahre. Überall breitet ſich die Überzeugung in unſerem Volke aus: die Juden treiben zum Krieg! Aber hineingehen, das wollen ſie nicht, wie man ſieht!

Es iſt eine Schande, daß gerade die Leute, welche am lauteſten ſchrien: „Jetzt müſſen dem Adolf endlich einmal andere Saiten aufgezogen werden!" beim erſten Alarm ausriſſen wie Schafleder. Warum bleiben ſie denn nicht hier, an der Grenze, wo ſie „dank" ihrer Hetze nächſtens vielleicht Gelegenheit bekämen, dem „Adolf" an den Kragen zu gehen?

Wo ſind die Hetzer? Dieſe Frage iſt in doppeltem Sinn berechtigt. Zum erſten, weil es nun die feſtzunageln gilt, welche auf den Krieg hinarbeiten. Zum zweiten, weil man ſich tatſächlich erkundigen muß: wo ſind denn die Brüder hingerannt?

Aber ſchließlich, was kann uns auch daran liegen ... Wenn ſie nicht mehr wiederkommen, hat der ganze Rummel auch ein Gutes gehabt.

Wie wenig manche Elemente an unſerem Lande hängen, in dem ſie doch ſo gerne Geld verdienten und große Bogen ſpuckten, hat unſer ganzes Volk jetzt ſehen können. Haben wir nicht immer geſagt, daß wir zu viel Zugvögel in unſerem ehrbaren, fetten elſaß-lothringiſchen Hanfſamen ſitzen haben!?

Wir meinen, vom Krieg ſollten vor allem zwei Sorten von Leuten zu reden haben: die, welche das letzte Mal dabei waren, und die, welche

das nächſte Mal marſchieren müßten ... Sollten nicht alle anderen eher den Mund halten?

Ein Krieg, und beſonders ein Krieg von dem Ausmaß, wie er ſich dieſes Mal abzuzeichnen droht, iſt eine bitter ernſte Sache. Die verantwortlichen Staatsmänner haben eine ungeheuer ſchwere Verantwortung. Deren wird man ſich hoffentlich auch in Paris bewußt ſein. Wir wenden uns dorthin, denn dort ſind die Miniſter, die auch für das Geſchick Elſaß-Lothringens verantwortlich ſind, das heißt für das Geſchick des Landes, das uns unendlich lieb und wert iſt.

Der Frieden muß erhalten bleiben. Man laſſe die Sudetendeutſchen über ihr Schickſal frei entſcheiden!

(„Frei Volk" — 17. September 1938)

Das bittere Ende

Hinter uns liegen Wochen von weltgeſchichtlicher Bedeutung. Jeder Tag war ſo von Ereigniſſen angefüllt, daß ein Berichterſtatter keine leichte Aufgabe hat. In den wenigen Zeilen, die uns zur Verfügung ſtehen, kann daher nur verſucht werden, das Wichtigſte hervorzuheben. Dabei ſoll auch heute, wie immer in den politiſchen Berichten von „Frei Volk", die Wirklichkeit kühl und nüchtern geſehen und ausgeſprochen werden.

An anderer Stelle dieſer Zeitung wird darauf hingewieſen, daß wir ſchon vor Monaten die Löſung vorſchlugen, die ſchließlich nach viel unnötigem Lärm und böſen Stunden für ganz Europa auch dem Frieden von München zugrunde gelegt wurde. Eine Grundtatſache beherrſchte die ganze Angelegenheit: nämlich die, daß die Sudetendeutſchen mit Gewalt der Tſchecho-Slowakei 1919 einverleibt wurden, und daß vom Standpunkte des Rechts und der ſogenannten internationalen Moral nichts dagegen eingewendet werden konnte, wenn dieſe Leute ihr Selbſtbeſtimmungsrecht ausüben wollten. Vom Standpunkt der Machtpolitik mußte es auch allen klar ſein, daß die Sudetendeutſchen ſich nicht mehr länger von den Tſchechen beugen laſſen würden, wenn das Reich wieder eine Macht hinter ſie ſtellen konnte. Und erwartet mußte ebenſo beſtimmt werden, daß ein erſtarktes Deutſchland nicht weiterhin die Unterdrückung von dreieinhalb Millionen Deutſchen in der Tſchecho-Slowakei dulden würde.

Wenn wir dieſe Dinge heute wiederholen, dann antworten viele Leſer: natürlich, das iſt alles klar. In Wirklichkeit war dies aber den meiſten Leuten und anſcheinend auch verſchiedenen Staatsmännern gar nicht klar, und es gehörte Mut dazu, dieſe Binſenwahrheiten gerade in unſerem Lande auszuſprechen, wo bis auf den heutigen Tag die Lügner und die Hetzer alle Rekorde ſchlagen.

Man muß ſich nämlich heute fragen: ja, warum wurde denn das ganze Theater gemacht? Warum marſchierte Frankreich auf? Warum wurde unſere ganze Mannſchaft aufgeboten, ganz Elſaß-Lothringen in Kriegszuſtand verſetzt? Warum? Da doch Hitler genau das, nicht mehr, aber auch nicht weniger, erreicht hat, was er von Anfang an forderte.

Es wäre ungeheuer lehrreich und intereſſant, würde aber hier zu weit führen, an Hand der Preſſe in der Tſchechei, in Frankreich und nicht zuletzt an Hand unſerer kreuzdummen Hetzpreſſe im Lande ſelbſt (man denke nur an das Intelligenzblatt „Straßburger Neueſte Nachrichten"!) nachzuweiſen, was da als „unannehmbar", „undenkbar" und „unvorſtellbar" erklärt wurde. Heute iſt das alles nicht nur angenommen, denkbar und vorſtellbar geworden, ſondern viel mehr iſt bereits verwirklicht!

Die franzöſiſche Außenpolitik hat eine ungeheuer ſchwere Niederlage erlitten.

Denn in München hat ſie das zugeben müſſen, wogegen ſie ſich ſeit zwanzig Jahren mit aller Kraft geſtemmt hat. Und heute iſt eine vollzogene Tatſache, was ſich die franzöſiſche Regierung noch vor 14 Tagen mit Waffengewalt zu verhindern anſchickte: nämlich der Einmarſch deutſcher Truppen am 1. Oktober in die bisherige Tſchecho-Slowakei, und vor allem, daß die Tſchecho-Slowakei als Ausfalltor der Achſe Moskau-Paris in das Herz des Reiches nicht mehr vorhanden iſt.

In dieſen Tagen wurde viel von den unabſehbaren Folgen eines neuen Krieges für ganz Europa geſprochen. Wie aber hätte insbeſondere Frankreich dieſen neuen Krieg an zwei oder drei Fronten beſtanden? Man muß ſich wundern, daß gerade dieſe Frage in den letzten Wochen nicht öffentlich von den Leuten hierzulande geſtellt wurde, denen angeblich das Wohl Frankreichs vor allem am Herzen liegt. Wie hätte Frankreich dieſen Krieg zu führen gehabt? War England fertig gerüſtet? Es ſteht auch heute noch nicht feſt, daß es marſchiert wäre. Deutſchland hätte im Weſten beſtimmt nicht angegriffen. Frankreich hätte alſo das Reich angreifen müſſen. Auch wenn man kein Generalſtäbler iſt, und auch wenn man annimmt, daß Frankreich vollkommen gerüſtet und ſchnellſtens ſchlagfertig war, darf man ſich fragen, ob Deutſchland ſo ſchnell aufgerollt geweſen wäre, daß den Tſchechen rechtzeitig Hilfe hätte gebracht werden können.

Konnte man eine Armee und ein Volk, das, wie das franzöſiſche, ſeit zwanzig Jahren immer wieder auf die Defenſive dreſſiert war, von einem Tag zum andern auf die Offenſive umſtellen? Hatte Frankreich überhaupt bei dieſer ganzen Sache ein populäres Kriegsziel? Es wollte angeblich kein Stück von Deutſchland. Nur Deutſchland angreifen, um zur Verteidigung Frankreichs den Tſchechen zu helfen? Das war kein Kriegsziel für die breiten Maſſen.

Warum alſo trotzdem den ganzen Rummel? Wollte man ſich gegenſeitig verblüffen? Hitler hat auch dieſes Mal nicht den Eindruck gemacht, als ob er zuerſt die Nerven verloren hätte.

Dieſe Erwägungen ließen einen auch in der höchſten Spannung die Lage mit einem Reſt von Optimismus betrachten — obſchon leider auch die Kopfloſigkeit, der Wahnſinn und die boshafte Hetze dunkler Mächte, denen am Heil Frankreichs ebenſo wenig gelegen iſt wie an dem Deutſchlands, einen Zuſammenſtoß herbeiführen konnten.

Die Folgen des Münchener Abkommens ſind heute noch gar nicht abzuſehen. Die franzöſiſche Politik ſelbſt aber muß ſich heute umorientieren. Noch einmal, wenn auch unter weniger günſtigen Bedingungen — das darf man ſich nicht verbergen — hat ſie ſich zu entſcheiden: für die Anbahnung eines beſſeren Verhältniſſes zum Dritten Reich oder für die Beibehaltung der bisherigen Linie ...

(„Frei Volk" — 8. Oktober 1938)

Wendezeit

Es iſt an der Jahreswende Brauch, Rück- und Ausſchau zu halten. In dieſen letzten Tagen des Dezember 1938 haben wir allen Anlaß, dies mit beſonderem Ernſt zu tun. Denn hinter uns liegt ein Jahr, das wie keines der Nachkriegszeit und wie wenige vielleicht der Geſchichte mit ſchwerwiegenden Ereigniſſen angefüllt war. Schlag auf Schlag folgten ſie aufeinander, änderten ſie die europäiſchen Verhältniſſe von Grund auf und bereiteten ſie eine neue Entwicklung in der Welt vor.

Das Jahr 1938 hat allen gezeigt, was die klarſehenden Männer aller Völker ſchon ſeit Jahren erkannt hatten: daß der ſogenannte Weltkrieg, den man beſſer den „erſten" Weltkrieg nennt, daß dieſe große Auseinanderſetzung, in deſſen Strudel nach und nach alle Staaten des Erdballs hineingeriſſen wurden, eine Epoche der menſchlichen Geſchichte abſchloß und einen neuen Zeitabſchnitt eröffnete. 1918 iſt das neunzehnte Jahrhundert und vermutlich mehr als dies zu Ende gegangen. Der Frontkämpfergeneration, die ſelbſt noch in der Vorkriegszeit aufwuchs und gebildet wurde, iſt die Aufgabe geworden, in die neue Zeit überzuleiten. Dies vollzieht ſich gegenwärtig, wo es überall mehr und mehr die Frontſoldaten ſind, welche die Geſchicke der Staaten in den Händen halten. An den jüngeren Nachkriegsgenerationen wird es ſein, die neue Zeit ſelbſt aufzubauen, das heißt, eine Arbeit zu unternehmen, deren Ende und Ziel noch niemand abzuſehen vermag.

Das Jahr 1938 war ein Jahr harter Enthüllungen. Gewiß hatte ſich ſchon vorher die Welt bewegt. Aber die letzten neun Monate waren

ſo, daß niemand ſich und anderen mehr vormachen kann, alles ſei beim Alten geblieben. Das Jahr 1938 war ſo ſchonungslos, daß ſich die Menſchen noch nicht von ihm erholt haben. In dieſem Jahr iſt nicht nur an einer Stelle der politiſchen Arbeit und dem zähen Streben von Jahrhunderten ausdrücklich ein Ende gemacht worden. So iſt die franzöſiſche Politik nach Mittel- und Oſteuropa in ihrer bisherigen Form, die auf Richelieu und noch weiter zurückgeht, als endgültig abgeſchloſſen zu betrachten. Macht man ſich klar, was das bedeutet?

Das Jahr 1938 hat offenbart, daß es tatſächlich einmal eine gute alte Zeit gegeben haben muß, und daß es mit dieſer für eine lange Weile aus ſein wird. Mit dieſer Erkenntnis ſtehen die Menſchen an der Schwelle von 1939. Sie ſpüren deutlich, daß auch weiterhin ein kalter Wind über die Völker gehen wird.

So gibt es manche Unruhe und viel Sorge unter den Menſchen unſeres Volkes, das an der Grenze ſitzt. Denn dieſe Grenze iſt die ſcharfe Linie, wo ſich die Schneiden zweier Stahlklingen berühren.

Niemand wird über dieſe Bangigkeit und dieſe Ängſte der Herzen zu lächeln oder zu ſpötteln wagen. Aber an den Tapferen iſt es, aus dieſer Sorge nicht ratlos und untätig, ſondern doppelt entſchloſſen und tätig zu werden. Denn, wenn auch die Zeit hart iſt, ſo iſt ſie doch von einem lohenden, heißen Leben erfüllt. Dieſem Leben, und nicht der leeren Stille, der matten Ruhe, der dumpfen Verzweiflung wollen wir gehören.

Wer ſeit langem mit unſerer Bewegung nicht nur durch eine äußere Zuſtimmung, ſondern durch eine innere Mitgliedſchaft verbunden iſt, konnte durch das Jahr 1938 nicht ſonderlich überraſcht werden. Denn, wie könnten wir ſelbſt eine Bewegung ſein, wenn wir von der Bewegung unſerer Zeit nichts bemerkt hätten?

Wir haben uns nie etwas vorgemacht, ſondern immer die Dinge zu ſehen verſucht, wie ſie ſind. Aber wir haben auch immer gedacht, daß jemand ungeachtet aller Dinge um ihn und ungeachtet aller Teufel, die es tatſächlich in dieſer Welt und in dieſen Tagen zahlreicher gibt als Ziegeln auf den Dächern, ſeine Schuldigkeit zu tun hat. Unſere Schuldigkeit iſt, dieſes Land und Volk zwiſchen Rhein und Vogeſen, an der Saar und Deutſchlothringen ſo zu wahren und zu halten, wie es in fünfzehn Jahrhunderten geworden iſt. Sonſt haben wir gar nichts zu tun. Aber das iſt genug. Es iſt ſoviel, daß es das Leben eines Mannes ausfüllen kann.

Und weil wir glauben, daß wir nicht durch einen blinden Zufall, ſondern durch göttliche Fügung in dieſe Zeit und in dieſes Land geſtellt wurden, widerſpricht für uns dieſe Erfüllung unſerer Schuldigkeit hinieden nicht dem, was wir Gott ſchuldig ſind, ſondern eins liegt im andern.

So kommt es denn, daß wir wohl mit Ernſt an der Jahreswende ſtehen, aber mit Ruhe weiterarbeiten wollen.

Trachten wir ſtets danach, unſere Pflicht ganz zu tun! Dann iſt alles gut. Dann iſt, was auch kommen mag, auch 1939 ſchließlich ein gutes Jahr.

In dieſem Sinne: verhelfe uns Gott zu einem guten, neuen Jahr!

(„Frei Volk" — 31. Dezember 1938)

---

5. Auseinanderſetzung mit Paris

Schöne Worte . . .[1])

Auf ſeiner kürzlichen Reiſe nach Nordafrika machte Daladier bekanntlich auch auf der Inſel Korſika Halt. Dabei hielt er auf dem Rathauſe in Ajaccio eine Rede, in der die Worte vorkamen:

„Es erfüllt uns mit Genugtuung, daß Sie Ihre Überlieferungen und Gebräuche beibehalten, denn die regionalen Eigenſchaften verſtärken die Einheit Frankreichs."

Wir brauchen wohl nicht zu betonen, daß wir dieſe Worte ſehr erfreulich finden. Sie haben gerade in Korſika einen beſonderen Sinn, denn, ſo wie im Elſaß und in Deutſchlothringen deutſche Dialekte geſprochen werden, ſprechen die Korſen auf ihrer Inſel einen italieniſchen Dialekt. Dieſer Satz des gegenwärtigen Miniſterpräſidenten erinnert an ähnliche Ausſprüche, die andere maßgebliche Wortführer Frankreichs bei ähnlichen Gelegenheiten getan haben. Wem kommen z. B. nicht die bekannten Worte Marſchall Joffre's in den Sinn, mit denen er ebenfalls auf einem Rathaus — in Thann — am 24. November 1914 feierlich erklärte:

„. . . Frankreich bringt euch mit den Freiheiten, die es immer vertreten hat, die Achtung euerer eigenen Freiheiten, der elſäſſiſchen Freiheiten, euerer Überlieferungen, euerer Überzeugungen, euerer Sitten . . ."

Dieſes Verſprechen wurde vom Präſidenten Poincaré bei einem Beſuch im beſetzten St. Amarin am 11. Februar 1915 feierlich beſtätigt. (S. Bericht des „Temps" vom 14. Februar 1915.)

Unter dem ſtarken Beifall der ganzen Kammer rief ſpäter, am 14. November 1918, Kammerpräſident Deſchanel aus:

„. . . Es iſt ganz Frankreich, das Frankreich aller Zeiten, euer altes Frankreich wie das Frankreich der Revolution und der triumphierenden Republik, das euch in der Achtung euerer Überlieferungen, euerer Bräuche, euerer Freiheiten und eueres Glaubens ſeinen ganzen Ruhm bringt . . ."

Und die Generale ſelbſt waren nicht weniger deutlich. Mangin verkündete am 19. November 1918 beim Einzug in Metz:

„Die Armee der Republik bringt auf den lothringiſchen Boden die Freiheit und die Gerechtigkeit: euere Familien, euere Vermögen wer-

[1]) Siehe Abb. 34.

den geſchützt, euere Einrichtungen, euere Überlieferungen geachtet werden."

Gouraud proklamierte am 24. November 1918 in Straßburg:

„Frankreich kommt zu euch, Straßburger, wie eine Mutter zu einem geliebten, verloren geweſenen und wiedergefundenen Kind. Es wird nicht nur euere Bräuche, euere örtlichen Überlieferungen, eueren religiöſen Glauben, euere wirtſchaftlichen Intereſſen wahren, ſondern auch euere Wunden heilen ..."

Einige Tage ſpäter (am 19. November 1918 vor der „Univerſité des Annales" in Lyon) hat der ſpätere Miniſterpräſident und derzeitige Kammerpräſident Herriot ausdrücklich beſtätigt, daß dieſes Verſprechen, das Gouraud im Namen Frankreichs gab, gehalten werden müſſe. In ähnlich kategoriſcher Form äußerten ſich ſpäter andere franzöſiſche Miniſter, wie z. B. Barthou und Millerand zu dieſer Frage. Daladier bleibt alſo nur in der Linie, wenn er den Korſen ähnliche Worte ſagt wie ſeine Vorgänger ſie ſo oft den Elſaß-Lothringern ſagten. Noch einmal: es ſind treffliche Worte!

Aber wie ſind die Taten?

Iſt es nicht etwas peinlich, daß dieſe Worte immer dann mit großer Freigebigkeit von den verantwortlichen Männern Frankreichs ausgeſprochen werden, wenn es gilt, wie jetzt wieder in Korſika, die betreffende Bevölkerung in ihrer Treue zu Frankreich zu befeſtigen, daß dieſe ſchönen Worte aber ſo ſchnell wieder vergeſſen werden, wenn es gilt, ſie in die Tat umzuſetzen?

Denn, wer wagte es ernſtlich zu behaupten, daß die franzöſiſchen Miniſter der letzten zwanzig Jahre jemals nach dieſem vortrefflichen Rezept bei uns regiert haben, das ſie klar und ſchön zu verkünden verſtanden? Sind nicht unſere Überlieferungen und vorab die deutſche Sprache unſeres Volkes, die doch vor allen anderen unſere koſtbarſte Überlieferung darſtellt, ununterbrochen offen und insgeheim mit der letzten Erbitterung bekämpft worden? Sind nicht unſere Einrichtungen, die ſich bewährt hatten, eine nach der andern abgebaut worden? Wird nicht gegen die religiöſe Überzeugung, gegen den Glauben unſerer Volksmehrheit ein Vernichtungskrieg geführt, der um ſo gefährlicher iſt, als er unter der Decke vor ſich geht und Tag für Tag böſe Erfolge erzielt, auch wenn das leider gerade viele der Leute, deren Beruf es wäre, hier die Turmwächter zu ſein, nicht mehr wahr haben wollen? Und wie wurden unſere wirtſchaftlichen Intereſſen gewahrt, wo heute kein Menſch mehr zu beſtreiten wagt, daß unſer Land von einer völligen Ausblutung bedroht iſt?

Die Worte, die der verantwortliche Leiter der franzöſiſchen Politik am 2. Jänner 1939 in Ajaccio für die Korſen gefunden hat, klingen gut.

Aber die, welche er am 16. Dezember 1925 als Unterrichtsminiſter gegenüber Prof. Dr. Müller in der Kammer gefunden hat, klingen weniger gut. Als damals der elſäſſiſche Abgeordnete auch den Unterricht des Deutſchen verlangte, gab ihm Daladier ſchroff zurück:

„Ich bin dagegen! Ich kann Ihnen über dieſe Frage nur ſagen, was ich denke: wir dürfen keine Maßnahme ergreifen, die eines Tages für die Einheit des Vaterlandes verderblich ſein könnte."

In Ajaccio hat Daladier genau das Gegenteil von dem geſagt, was er damals Prof. Müller in der Kammer ſagte.

Was iſt nun wahr?

Das heißt, was denkt der Miniſterpräſident nun wirklich? Wir fürchten, er denkt in Wirklichkeit ſo, wie er es in der Kammer ſagte. Denn damals erhielt er von einem anderen Abgeordneten eine geradezu zyniſche Beſtätigung. Ein Herr Lefac rief nämlich dazwiſchen: „Wir denken wie Sie, Herr Miniſter, aber Ihre Sprache iſt unvorſichtig!" Muß man da nicht ſchließen, daß der inzwiſchen zum Miniſterpräſident emporgeſtiegene Daladier ſich die zyniſche Warnung ſeines Kollegen Lefac zu Herzen nahm und in Ajaccio, wo es ſchließlich drauf ankam, etwas — vorſichtiger wurde?

Und wird dieſe Annahme nicht von den Erfahrungen einer zwanzigjährigen Politik beſtätigt?

Die Worte ſind ſchön, aber die Taten?

Und wer kann es den Elſaß-Lothringern, die weder verkauft ſind, noch Waſſer im Hirn haben, danach verübeln, wenn ſie etwas mißtrauiſch geworden ſind? Die Botſchaft hör' ich wohl ...

Wer kann es uns verdenken, wenn wir der Meinung ſind, daß wir uns zuerſt auf uns ſelber verlaſſen müſſen, und daß, wenn es endlich auf allen Gebieten unſeres Volkslebens beſſer kommen ſoll, dieſe Beſſerung von uns bewirkt werden muß.

Dann können wir uns noch viel mehr über die ſchönen Worte freuen. Wenn nur wir die Taten beſorgen!

(„Frei Volk" — 14. Jänner 1939)

Die Separatiſten ſitzen in Paris

Der derzeitige Miniſter für Elſaß-Lothringen, Chautemps, behauptet bekanntlich, daß es keine beſonderen elſaß-lothringiſchen Fragen gibt. In ähnlicher Weiſe ſuchte kürzlich der Chefredakteur des „Matin", Stephane Lauzanne (Nummer vom 16. Jänner), einen Standpunkt zu vertreten, der für eine ſeit ſehr langer Zeit betriebene Politik ſo bezeichnend iſt, daß wir ſeine Ausführungen in wörtlicher Überſetzung wiedergeben. Lauzanne ſchreibt über das Thema „L'unité nationale et l'union nationale" (Nationale Einheit und nationale Eintracht) folgendes:

„Und vor allem, verwechseln wir nationale Einheit nicht mit nationaler Eintracht!

Die Einheit einer Nation wird gebildet durch die Gesamtheit eines Volkes von gleicher Rasse, gleichem Blut, gleicher Sprache und gleicher Kultur, das innerhalb derselben Grenzen lebt und für das eine Veränderung dieses Zustandes nicht in Betracht kommt. Die Eintracht einer Nation besteht dann, wenn sich dasselbe Volk nicht über politische, religiöse und soziale Fragen spaltet.

Ohne nationale Einheit kann eine Nation überhaupt nicht bestehen. Die Länder, die sich aus verschiedenen Rassen zusammensetzen und völkische Minderheiten haben, sind fast zwangsläufig der Zerstückelung geweiht, es sei denn, sie verschmelzen ihre verschiedenen Rassen und saugen ihre Minderheiten auf ...

Frankreich ist das vollendete Beispiel eines Landes mit nationaler Einheit. Seine Könige haben sie vor Jahrhunderten geschmiedet, und nichts konnte sie antasten. Seine völkische, sprachliche und geographische Einheit ist fest wie Erz ..."

Diese Behauptungen stehen mit den offenkundigen Tatsachen in einem derart krassen Widerspruch, daß man sich wundern muß, wie ein Mann, der schließlich nicht der erste beste ist, sie mit dieser Unbekümmertheit, um nicht zu sagen Unverfrorenheit, in die Welt setzen kann. Lauzanne muß als politischer Zeitungsschreiber genügend bewandert sein, um sich darüber klar zu sein, daß er anderen Leuten, von denen er offenbar annimmt, daß sie weniger gut Bescheid wissen, grobe Unwahrheiten erzählen will. Wenn es richtig ist, daß er zugleich als „Vincent Vignon" regelmäßig in den „Dernières Nouvelles de Strasbourg" schreibt, erscheinen seine Äußerungen in einem noch eigenartigeren Lichte.

Aber sein Vorgehen ist typisch: als echter Romane geht er von der logischen Konstruktion eines vollendeten Einheitsstaates aus, um ohne Rücksicht auf die Wirklichkeit feierlich zu verkünden: „Frankreich ist ein solcher vollendeter Staat, denn in ihm gibt es keine Unterschiede der Rasse, des Blutes, der Kultur, der Sprache" ...

Auch wenn man von der Frage der gemeinsamen „Rasse" absieht, die sich übrigens im Munde von Leuten, die sonst nicht erhaben genug über den „Rassenwahn" und die unmögliche „Blutmystik" der Nazi und anderer „Barbaren" tun können, eigentümlich ausmacht, selbst wenn man davon absieht, bleibt immer noch, daß auch das Frankreich von heute keineswegs ein Land einheitlicher Sprache und Kultur ist. Tatsache ist, daß mehrere Millionen Menschen innerhalb des französischen Staates das Französische nicht als Muttersprache haben und daß vielen unter ihnen das Französische sogar so gut wie unbekannt ist. In Elsaß-Lothringen wohnen mindestens anderthalb Millionen mit deutscher Muttersprache, in der Bretagne redet über eine Million eine vom Französi-

ſchen ebenfalls völlig verſchiedene keltiſche Sprache, das Bretoniſche. Im Süden und Südweſten gibt es zahlreiche Leute, die italieniſch, provenzaliſch, katalaniſch und baskiſch ſprechen. Wie kann Herr Lauzanne dann behaupten, daß Frankreich der „vollendete Typ eines Landes mit nationaler Einheit iſt", in dem die „ſprachliche Einheit ... feſt wie Erz" iſt? Wo eine ſolche Einheit noch nie beſtanden hat und trotz einer brutalen und zähen Gleichſchaltungspolitik, die ſich nun ſeit Jahrhunderten gegen alle andersartigen Volksteile und Minderheiten innerhalb des franzöſiſchen Staates richtet, bis heute auch nicht verwirklicht werden konnte?

Wenn Lauzanne behauptet, daß ohne dieſe unbedingte nationale Einheit eine Nation überhaupt nicht beſtehen kann, und die aus verſchiedenen Raſſen zuſammengeſetzten Länder oder ſolche, die Minderheiten in ſich ſchließen, faſt zwangsläufig der Zerſtückelung geweiht ſind, ſtellt er eine für Frankreich ſehr gefährliche Theſe auf. Da nämlich, wie es die Tatſachen beweiſen, und entgegen den unwahren Behauptungen dieſes Pariſer Zeitungsſchreibers, Frankreich tatſächlich Minderheiten in ſich ſchließt und volkstumsmäßig nicht einheitlich iſt, wäre es alſo der Zerſtückelung geweiht?! Aber Lauzanne gibt ſelbſt den Ausweg an, und auch dieſer iſt bezeichnend für ihn und alle ſeine Geſinnungsgenoſſen: dieſe Zerſtückelung kann vermieden werden, wenn man die Raſſen verſchmilzt und die Minderheiten aufſaugt! Und das iſt tatſächlich auch, da die Einheit nie vorhanden war, ſeit Jahrhunderten die franzöſiſche Politik aller Regime gegenüber allen andersraſſigen (um mit Lauzanne zu reden) und andersſprachigen Menſchen innerhalb des Staatsgebietes geweſen. Die Konſtruktion des Gehirns ſagt: ein Staat kann nur beſtehen, wenn alle Bürger gleich ausſehen, gleiche Sitten haben, gleiche Auffaſſungen vertreten, dieſelbe Sprache reden. Da dieſer Zuſtand in der Wirklichkeit nicht beſteht, muß er herbeigeführt werden. Das könnte dadurch geſchehen, daß man alle, die nicht in die einheitsfranzöſiſche — lies Pariſer Schablone paſſen — ſie wohnen ja an den Rändern — einfach laufen ließe. Dann wäre man unter ſich und ſeinesgleichen. Aber von einem ſolchen Verzicht will man natürlich nichts wiſſen. Und daher muß allen Staatsangehörigen, die anders ſind, anders reden, ſich anders benehmen, und die man ſo, wie ſie von Natur ſind, einfach nicht ertragen kann, anderſeits aber auch um keinen Preis hergeben will, ihre Eigenart zerſtört, ihre Sprache genommen werden, kurz, müſſen ſie in der allein gültigen Pariſer Einheitsform umgegoſſen werden. Und weil dieſe ſture, unſinnige und widernatürliche Auffaſſung nicht nur im Gehirn des Herrn Stéphane Lauzanne, ſondern auch im Gehirn all derer ſpukt, die regieren und etwas zu ſagen haben, erleben wir z. B. in Elſaß-Lothringen wieder ſeit zwanzig Jahren die ſogenannte Aſſimilierungs- oder Gleichſchaltungspolitik. Dieſe ſoll den Idealzuſtand Lau-

zanne's herbeiführen und hat bis jetzt nichts als eine Unmenge von Scherben anzuhäufen vermocht.

Man greift ſich an den Kopf, wenn man Theorien, wie die oben abgedruckten, lieſt. Sie erinnern in fataler Weiſe an das Verhalten des franzöſiſchen Delegierten Legoyt auf dem internationalen Kongreß für Statiſtik in London im Jahre 1865, der einen Antrag zahlreicher Gelehrter, eine allgemeine Sprachenſtatiſtik aufſtellen zu laſſen, zu Fall brachte, weil er fürchtete, die Welt könnte dadurch erfahren, daß innerhalb des franzöſiſchen Staates und beſonders in Elſaß-Lothringen andersſprachige Minderheiten wohnten! Das iſt Vogelſtraußpolitik und ſinnlos.

In Wirklichkeit ſteht nirgends geſchrieben, daß ein Staat nur leben kann, wenn alle ſeine Bürger über den gleichen Leiſten geſchlagen ſind. Wenn von Natur nun einmal Verſchiedenheiten des Volkstums, der geſchichtlichen Vergangenheit, der Sprache und Sitten vorhanden ſind, muß der Staat dieſe achten. Dann werden alle andersgearteten Volksteile im Genuß dieſer wahren Freiheit gerne und zufrieden in dieſem Staat wohnen. Tut ein Staat das nicht, dann ſtellt er dieſe andersgearteten Volksteile, das heißt alle Leute, die eine andere Sprache reden und von der Pariſer Schablone verſchieden ſind, vor die bittere Wahl, ſich entweder ſelbſt aufzugeben oder als „ſchlechte Bürger", als „unzuverläſſige Bevölkerung" hinauswerfen zu laſſen. Hier liegt der tragiſche Konflikt, auf den auch wir ſeit Jahren hinweiſen, und den auf der anderen Seite, ſcheint es faſt, niemand ſehen und verſtehen will.

Wenn die Lauzanne und alle die anderen, die in Paris und ſonſtwo in Frankreich den Ton angeben und gerade in letzter Zeit ſo oft über „ſeparatiſtiſche Umtriebe" jammern, nur einmal einſehen wollten, daß ſie ſelbſt die ſchlimmſte und gefährlichſte Separatiſtenpolitik treiben.

Die eigentlichen Separatiſten ſitzen in Paris!

(„Frei Volk" — 4. März 1939)

Unſer Kali

oder

das Märchen vom Hansmichel

Wir haben vor einiger Zeit ſchon in „Frei Volk" auf die unerhörte Art und Weiſe hingewieſen, mit der ſeit 1918 unſer Kalireichtum für die Pariſer Kaſſen „verwertet" wurde.

Nun ermächtigt ein Dekret vom 8. Juli 1937 den Finanzminiſter, 186 Millionen Franken aus den Reſerven der ſtaatlichen Kaligruben noch vor dem 31. Dezember 1937 einzuſacken! Wie wir früher ſchon

darlegten, hat der franzöſiſche Staat unſer Kali, deſſen Wert auf mindeſtens 30 Milliarden geſchätzt wird, ſeiner Zeit „gekauft", ſo etwa wie die Firma Wendel in Lothringen unſer Eiſenerz „gekauft" hat. Bis jetzt bezahlte der Staat für dieſes rieſige Wertobjekt ſage und ſchreibe 208 Millionen!! Und heute kommt derſelbe Staat und nimmt den von ihm gezahlten Kaufpreis, der ſowieſo ſchon ein „Knepfel un e Behnel" war, wieder zurück!!

Verſtehſt du dieſen Vorgang genau, guter Leſer und ewig geſchorener Elſaß-Lothringer?

Wenn nicht, wollen wir dir ein Märchen erzählen:

Es war einmal ein Bauer namens Hansmichel. Der hatte ſchöne Äcker, die mindeſtens 30 000 gute Goldfranken wert waren. Eines Tages kam ein freundlicher Mann zu ihm. Der hieß Monſieur Jean. Dieſer Jean kündigte dem Hansmichel an, daß er gekommen ſei, um ihn zu befreien. Damit der Hansmichel auch von ſeinen ſchönen Äckern „befreit" werden könne, bot ihm Monſieur Jean dafür — 200 (in Worten: zweihundert) Franken aus Papier an. Er nahm dem Hansmichel auch die Äcker ab, legte die 200 Fränklein aber nicht auf deſſen Tiſch, ſondern tat ſie in einen großen Topf, den er bei ſich zu Hauſe behielt, damit ſie nicht am Ende dem Hansmichel noch geſtohlen oder von den Ratten zerfreſſen würden.

Bald darauf zeigte ſich, daß Monſieur Jean, der zuerſt den Eindruck eines ſehr reichen Mannes gemacht hatte, nicht mehr ſo gut ſtand, wie man zu ſagen pflegt. Obwohl er von früher her allerlei Vermögen geerbt und durch freundlich durchgeführte „Befreiungen" noch ziemlich vermehrt hatte, war es eines Tages nicht mehr zu verbergen, daß die „Mittel knapp wurden". Monſieur Jean hatte wahrſcheinlich ein etwas leichtes Leben geführt, und, wie der Hansmichel, dem es mit der Zeit etwas unheimlich wurde, auch zu bemerken glaubte, auf ſeinem großen Hof keine ſonderliche Ordnung.

Kurz, dieſer Monſieur Jean hatte am Ende den Buckel voller Schulden und ſuchte, wie das in ſolchen Fällen immer geht, ein Loch aufzureißen, um ein anderes damit zu ſtopfen. Er holte in ſeinem Druck das Geld, wo er es bekam ... So ging er auch an den Topf, in dem er in ſeinem Hauſe das Geld des guten Hansmichel aufbewahrte, und teilte dieſem mit, er habe „ſich erlaubt", von den 200 Franken ſo an die 180 wieder an ſich zu nehmen. Er brauche im Augenblick das Geld nötig, um einen neuen Flobert zu kaufen. Vollends hatte ſich Monſieur Jean im Laufe der Zeit noch dadurch hineingeritten, daß er, was vorher zu erzählen vergeſſen wurde, ein leidenſchaftlicher Spatzenjäger war und Monat für Monat und Jahr für Jahr Unſummen zum Fenſter hinauswarf, um immer neue Patronen und immer neue Flinten gegen die Spatzen zu kaufen, die ihm auf die Nerven gingen, wenn er ſie nur

ſchon auf den Kaſtanienbäumen auf der anderen Seite der Straße ſitzen ſah.

„Ja, was ſagte denn der Hansmichel zu den 180 Franken?" wirſt du fragen, lieber Leſer?

Der Hansmichel ſaß zu Hauſe und machte mit einer Saumut eine Fauſt im Sack.

„Und der Monſieur Jean?"

Der Monſieur Jean! Wenn er unterdeſſen nicht geſtorben iſt, wurſtelt er heute noch ſo weiter ...

Das war das Märchen vom braven Hansmichel und vom freundlichen Monſieur Jean.

Denke darüber nach, du — gutmütiger, geduldiger Hansmichel, du!

(„Frei Volk" — 31. Juli 1937)

Revolutionäre Entwicklung

Wer bisher immer noch nicht glauben wollte, daß die Bolſchewiſierung Frankreichs jeden Tag Fortſchritte macht, wird ſeine Meinung ändern müſſen, wenn er die Berichte über den Ernteſtreik in der Gegend von St. Quentin geleſen hat.

Dort entſtanden Differenzen zwiſchen landwirtſchaftlichen Arbeitern und Bauern. Ein Teil der landwirtſchaftlichen Arbeiter trat in den Streik, um ſeine Forderungen durchzuſetzen. Damit übten dieſe Arbeiter nach den Geſetzen des heutigen Regimes ihr Recht aus, und ſoweit wäre alles in Ordnung geweſen, wenn man in dem Regime, das uns regiert, überhaupt von Ordnung reden kann. Da die Bauern die Anſprüche der Arbeiter, die durch Delegierte der C.G.T.[1]) vorgetragen wurden, nicht anerkennen wollten, ſuchten ſie ſich andere Hilfskräfte oder wollten allein auf das Feld, um die Ernte einzubringen. Damit hätten die Bauern, ebenfalls nach den beſtehenden Geſetzen, ihr Recht ausgeübt. Denn, wenn ein Mann die Arbeit niederlegen darf, wenn es ihm paßt, muß ein anderer Mann arbeiten dürfen, wenn es ihm paßt.

Und hier ſetzen die Ereigniſſe ein, die nicht nur mehr als bedenklich genannt werden müſſen, ſondern, was die Haltung der Polizeiorgane angeht, ſich zu einem ſchreienden Skandal auswuchſen.

Als die arbeitswilligen Landarbeiter und die Bauern auf den Feldern von den Streikenden bedroht und mißhandelt wurden — ſchritten die Behörden — gegen die Arbeitswilligen und die Bauern ein! Sie verhinderten den Zuzug arbeitswilliger Hilfskräfte, und die Garde mobile

[1]) Abkürzung von „Confédération générale du Travail", auf deutſch etwa Freie Gewerkſchaften.

ſperrte ſogar die Bauern in ihre Höfe ein und ließ ſie nicht mehr ihre eigenen Felder betreten!

Stellen ſich in unſerem Lande tatſächlich alle Leute vor, was das bedeutet?

Über den Streik ſelbſt ſoll hier überhaupt nicht geurteilt werden. Es mag ohne weiteres ſein, daß die Arbeiter berechtigte Forderungen zu vertreten hatten. Dann wäre es Aufgabe einer unparteiiſchen Regierung geweſen, innerhalb kürzeſter Friſt einen für beide Teile, Arbeitgeber wie Arbeitnehmer, bindenden Schiedsſpruch zu fällen. So wäre jeder landwirtſchaftliche Streik im Erntemonat, der vom Standpunkt der Allgemeinheit aus ein Unding iſt, überhaupt unnötig geweſen. Die Allgemeinheit nämlich kann es ſich nicht leiſten, daß ſauer und mit viel Koſten und Mühe gebautes Getreide reif auf dem Felde verfault. Da die Regierung aber trotz allem Geſchrei von ſozialen Reformen offenbar nicht dazu fähig iſt, die ihr zukommende Rolle zu ſpielen, ließ ſie auch hier die Dinge gehen. Das heißt, ſie erklärte auch hier ihren Bankrott. Sie erklärte ihn erſtens, weil ſie durch eine für beide Parteien gerechte Regelung den Streik nicht zu verhindern vermochte. Sie erklärte ihn zweitens, weil ſie nach Ausbruch des Streiks den arbeitswilligen Bauern nicht die Möglichkeit ſicherte zu arbeiten. Und drittens, was unendlich viel ſchlimmer iſt als jede Bankrotterklärung, machte ſich die Regierung ſelbſt zum Helfershelfer der Unordnung, indem ſie gegen jedes Geſetz eine Partei an der Ausübung ihrer elementarſten Bürgerrechte verhinderte. Wo kommen wir hin, oder wohin ſind wir bereits gekommen, wenn die Gendarmerie Bauern verbietet, auf ihren eigenen Feldern zu arbeiten?

Dichte Ketten von Mobilgardiſten ſtanden um manche Höfe und ließen niemanden heraus mit der Begründung, das Erſcheinen der Bauern auf ihren Feldern könnte die Streikenden „provozieren" und deshalb müßten die Bauern zu ihrem eigenen Schutze in den Höfen eingeſperrt bleiben!

Noch einmal, ermißt jeder ganz, welche geradezu ungeheuerliche Abdankung in dieſem Verhalten der „Hüter der Ordnung" liegt? Es wird nächſtens logiſcherweiſe geſchehen, daß die Polizei die Leute in ihren Häuſern gefangen hält, um zu verhindern, daß ſie auf der Straße irgendwelche Kerls „provozieren" und von dieſen dann angerempelt und ausgeplündert werden!

Das alles aber trägt ſich im Namen der Freiheit zu, die wir ja angeblich neu erobert haben. Im Namen dieſer Freiheit hat es geſchehen können, daß in Frankreich Bauern ihre Felder im Monat Juli nicht betreten durften, um ihre ſchweren Garben in die Scheunen zu bringen. Unter einem Regime, das für das Brot kämpfen will, mußten Bauern in Frankreich an heißen Wochentagen im Sommer zuſehen, wie die

Körner ausfielen, weil ihnen die Polizei verbot, die reife Frucht zu mähen.

Und der Frieden ſelbſt, dieſe letzte Parole der ſogenannten Volksfront, iſt ſoweit gediehen, daß man ein Teil des Volkes in die Häuſer einſchließen muß, um es vor dem anderen Teil zu ſchützen!

Seit Jahren und beſonders ſeit Monaten ſchreitet eine Entwicklung vorwärts, die revolutionär iſt, eine Entwicklung, welche die Bolſchewiſierung Frankreichs bedeutet. Die Ereigniſſe beim Ernteſtreik im Departement Aisne laſſen darüber wirklich keinen Zweifel mehr aufkommen.

Als wir in dieſen Tagen mit einem weiſen, über 80jährigen Bauern über dieſe Ereigniſſe ſprachen, ſagte er: „Das würden ſich die Elſäſſer nicht gefallen laſſen!" Möge ſein Wort, das nicht die Redensart eines Hitzkopfs iſt, wahr ſein. Mögen dann aber alle bedenken, daß die Entwicklung ſchon weit gediehen iſt und daß wir in Elſaß-Lothringen nur dann mit Erfolg den Mächten der öden Gleichſchalterei, des Wahnſinns und der Bolſchewiſierung Halt gebieten können, wenn wir geſchloſſen wie eine Mauer unſer elſaß-lothringiſches Recht verteidigen.

(„Frei Volk" — 14. Auguſt 1937)

Das alte Spiel

In dieſen Tagen iſt wieder eine Regierung in Paris geſtürzt und eine neue gebildet worden. Die wievielte ſeitdem wir franzöſiſch geworden ſind? Wer weiß es noch? Wen kümmert es eigentlich? Es kommt Blum mit Chautemps, dann Chautemps mit Blum, dann wieder Chautemps und Blum ... Obſchon das Volk nicht hinter die Kuliſſen ſieht, fühlt es wohl, daß hier immer dasſelbe Spiel geſpielt wird, das mit jeder Runde nur etwas verdorbener und etwas verlogener wird. Das Volk ſagt ſich: warum das Theater, wo doch alles beim alten bleibt?!

Die Haltung der alten Parteien und politiſchen Gruppen, von den Kommuniſten bis zu den Feuerkreuzlern, angeſichts dieſer Lage iſt niederſchmetternd.

Es iſt heute offenbar, daß die Kommuniſten das Volk reſtlos verraten haben. Sie ſind keine Arbeiterpartei, ſondern die blinden Vollſtrecker einer fremden Außenpolitik. Dieſe Außenpolitik wird in Moskau für Rußland gemacht und hat gar nichts mit den Intereſſen unſerer werktätigen Schichten gemein. Die kommuniſtiſche Partei iſt keine Organiſation für die Werktätigen, ſondern eine Fremdenlegion auf unſerem Boden, die nur für Stalin und die heutigen Gewalthaber in Rußland arbeitet. Weil die ruſſiſche Außenpolitik es fordert, hat dieſe Partei jeden Punkt ihres Programms aufgegeben, war ſie vor einigen Tagen bereit, ſich an einer Regierung der Nationalen Union zu beteiligen, will ſie heute das Volk von Elſaß-Lothringen mit dem franzöſiſchen Volk

„verſchmelzen", von dem ſie es geſtern lostrennen wollte, hat ſie unſer ganzes Land an den Kapitalismus und Militarismus in Paris verkauft, treibt die kommuniſtiſche Führung ſeit mehreren Jahren bewußt und planmäßig zum Krieg.

Die Sozialiſten blieben was ſie ſchon lange ſind: „Revolutionäre im Haſenpelz", wie ihr Kumpan Herriot, der ſie kennen muß, ſie vor Jahren ſchon nannte. Eine Minderheit, die es mit dem Programm ernſt nimmt, wird auf ihren Kongreſſen regelmäßig niedergeſtimmt. Die anderen reden wild, fürchten ſich aber vor Taten, deren Auswirkungen ihnen regelmäßig über den Kopf wachſen. Die franzöſiſchen Sozialiſten ſind um kein Jota anders als die Sozialdemokraten der ganzen Welt, die ſich überall entweder mauſerten oder kläglich zuſammenbrachen. Es wird ihnen am Ende genau wie ihren Genoſſen in Rußland, Deutſchland, Italien, Öſterreich, Ungarn, Polen, England und Spanien ergehen. Wenn man ihre „Führer" ſieht, iſt man im Bilde. Obenan ſteht Blum (Léon) (das Buch „Du mariage", das neunte Schuljahr und anderes), der ſoeben mit Paul Reynaud die „Nationale Union" fingern wollte und ſie vermutlich demnächſt unter Zuzug des Herrn Marin auch fingern wird. Wir haben Weill, Grumbach und Herrn Imbs mit Nägelen. Sie ſind alle ſo bekannt, daß man ſie nicht weiter zu beſchreiben braucht, und ihre „Union Nationale" bis zu den Feuerzeuglern funktionierte bereits ebenſo gut bei den letzten Generalratswahlen, wie ſie ſich ſeit Jahr und Tag auf dem Straßburger Stadthaus „bewährt", wo Eugène Imbs, Charles Frey, Michel Walter, Edmond Nägelen und Abbé Schies im Zeichen der politiſchen Sauberkeit und als kleiner Abklatſch deſſen, was in Paris hinter den Kuliſſen ebenfalls Tatſache iſt, „zuſammenarbeiten".

Die Radikalen, jener Tragbalken der dritten Republik, ſind wie immer kleinbürgerlich und engſtirnig. In Jahrzehnten haben ſie eine Kunſt bis zur letzten Vollendung getrieben: mit hohlen Phraſen auf der Stelle zu treten. Ihr Urtyp iſt Herriot. Sie ſchwören auf den Fortſchritt und ahnen nicht, daß ſie immer hinter dem Monde zu Hauſe ſind. Sie treten für die Freiheit ein und haben keine Ahnung, was wahre Freiheit, nämlich Freiheit des Dienens und Freiheit der Verantwortung iſt. Sie lehnen den Militarismus entrüſtet ab und bewilligen die wahnſinnigſten Rüſtungskredite. Sie blaſen ſich demokratiſch auf und rühren keinen Finger, um aus Frankreich endlich eine wirkliche Demokratie zu machen. Sie reden immer vom Frieden, von der Ziviliſation und der Menſchheit, machen aber jeden außenpolitiſchen Krampf mit und ſehen nicht weiter als ihre Naſe reicht. Sie tuen wild antiklerikal und nehmen vom Papſte höchſte Orden freudig in Empfang. Sie wettern gegen den Kapitalismus und ſind auf das engſte mit ihm verfilzt. Unter vielen trüben Ereigniſſen iſt es bezeichnend, daß dieſe typiſchſte aller Pariſer Gruppen in

Elſaß-Lothringen bis heute nicht die geringſte Bedeutung erlangen konnte.

Und die Rechtsparteien?

Was braucht über ſie noch geſagt zu werden? Was für die Radikalen gilt, trifft meiſtens auch für ſie zu, wie überhaupt der Übergang von den Radikalen zu ihnen unmerklich vor ſich geht. Von der Rechten kann man wirklich ſagen: ſie vergißt nichts und lernt nichts! Sie iſt reaktionär und volksfeindlich. Wenn das Volk dann aufbegehrt, erſchrickt ſie. Sie proklamiert die Notwendigkeit des Sparens und hat in den franzöſiſchen Sparſtrumpf das Loch geriſſen, durch das alles Gold unaufhaltſam hindurchrinnt und verſchwindet: das Loch eines unmöglichen und auf die Dauer abſolut unerträglichen Rüſtungsetats. Sie ſcheint ſeit der Zeit des alten Napoleon geſchlafen zu haben, denn ihr ſchwebt immer noch ſo etwas wie deſſen europäiſche Machtpolitik vor. Um dieſen Wahngebilden nachzurennen, begeht ſie die tollſten Streiche: ſie verbündet ſich mit dem Bolſchewismus in Rußland, den ſie tödlich haßt und nimmt ihn ſo ins eigene Land. Sie iſt ebenſo angefault wie die Linke. Dieſe hat Staviſky und viele andere, die Rechte hat Duſtric und viele andere. Tardieu und La Rocque haben ſich gegenſeitig beleuchtet. Die Rechte ſteht unter der Herrſchaft der Geldmächte, wie die Radikalen und die Mehrheit der Sozialiſten unter der Herrſchaft der Geldmächte ſtehen.

Es iſt ſchlimm, daß große elſäſſiſche und lothringiſche Parteien immer wieder in Paris nur Rechtspolitik trieben. Sie ſchimpfen gegen Blum, aber ſie loben Bonnet. Wiſſen ſie nicht, daß beide eines Stammes ſind und beide von der Hochfinanz geſtützt ſind? Unſere Rechtsparteien loben Bonnet, der „die Finanzen wieder in Ordnung bringt", aber in Wirklichkeit herrſcht mit ihm die Bank Lazard u. Cie. Was kann es uns ſcheren, ob Bonnet, Vincent Auriol oder Duclos unſere Groſchen abnimmt und verpulvert?

Der Kommunismus verkauft uns an Moskau und deſſen Kriegspolitik. Was geht uns Moskau an? Die gemäßigte Linke bis zur äußerſten Rechten iſt dem Kapitalismus und der Herrſchaft des Goldes, dieſer Wurzel allen Übels, untertänig. Wer eine Politik für das Volk, für Bauern und Arbeiter will, muß dem kapitaliſtiſchen Syſtem, dem Syſtem des Teufels Gold, Todfeindſchaft geſchworen haben.

Keine einzige Gruppe in Paris, von links bis rechts, gibt uns heute Gewähr, dieſe Einſtellung mit uns gemeinſam zu haben. Dort wird immer wieder ein altes Spiel weiter geſpielt. Das Syſtem bleibt unverändert. In der letzten Zeit wechſeln ſie nicht einmal die Köpfe.

Wir haben die Wahl zwiſchen Moskau und den Banken. Wir lehnen beide ab!

Unſer Volk fühlt immer deutlicher, daß ihm ſo nicht wirklich geholfen werden kann. Das ſpüren die Bauern, das ſpüren die Arbeiter,

das ſpürt der Mittelſtand, das ſpürt die breite Maſſe, wie es die Gebildeten ſpüren. Dieſes Gefühl geht heute durch das ganze Volk und einigt es. Und dieſes Gefühl wird zur klaren Erkenntnis, aus dem die heilſame Tat entſpringt, wenn unſer Ruf einmal durch alle Reihen geht: Gegen das alte Spiel für eine neue, wahre elſaß-lothringiſche Volkspolitik!

(„Frei Volk" — 21. Jänner 1938)

Eingeborene aller Länder, vereinigt euch!

Gegenwärtig betreiben viele der Regierung Blum und den Kommuniſten naheſtehende Politiker die Einführung des allgemeinen Wahlrechts bei den Eingeborenen von Algerien.

In der Kammer erklärte der kommuniſtiſche Deputierte Ramette, als ſich einige gegen dieſen Plan wandten, er ſehe nicht ein, warum man den Eingeborenen von Algerien das allgemeine Wahlrecht vorenthalten ſolle, da man es ja auch gleich nach dem Kriege den Leuten, das heißt den Eingeborenen von Elſaß-Lothringen gegeben habe!

Man ſcheint ſich überhaupt merkwürdige Gedanken über die ganze Geſchichte in den betreffenden Kreiſen zu machen.

Der Plan ſieht nämlich vor, daß man in Afrika wählen kann, auch ohne die bisher für jeden franzöſiſchen Bürger ſelbſtverſtändlichen Pflichten zu erfüllen. Die Araber können alſo dort nächſtens in die Kammer wählen, ohne tatſächlich franzöſiſche Bürger im bisherigen Sinne dieſes Wortes zu ſein. Bisher mußten ſie vorher ihre beſonderen Gebräuche aufgeben und ſo leben wie die weißen Franzoſen, um deren Rechte zu erlangen ...

In Zukunft behalten die Leute dort einfach ihre drei oder vier Weiber, die ſie ſich je nach ihrem Geſchmack oder nach dem Umfang ihres Geldbeutels zuſammengekauft haben, ſie verſteigern ihre Töchter oder ſie verſtoßen einfach die Frauen, die ihnen nicht mehr paſſen, aber ſie wählen oder werden nichtsdeſtotrotz ruhig in das franzöſiſche Parlament gewählt.

Demnächſt werden im Parlament alſo nicht nur ſolche ſitzen, die heimlich mehr als eine Frau haben, ſondern auch ſolche, die in aller Ordnung und ganz und gar unheimlich ihren Harem behalten. Dann wird im hohen Hauſe natürlich auch nicht ſelten über Geſetze beraten und entſchieden, die als die Grundlagen der europäiſchen Geſellſchaft angeſehen werden müſſen, als da ſind: Eherecht, Erbrecht und ſo fort. Die Paſchas geben natürlich auch ihren Senf und ihre Stimme dazu, und jedermann kann ſich vorſtellen, wie es da bald kreuzkürkenmäßig zugehen wird.

Umgekehrt wird man logiſcherweiſe auch keinen weißen Franzoſen mehr vor den Richter zerren können, wenn er der Vielweiberei in aller

Öffentlichkeit huldigt oder ſeine Töchter gegen ſo und ſoviel in bar bei dem Meiſtbietenden „an den Mann" bringt. Iſt die Republik nicht ein- und unteilbar? Und ſind nicht alle Bürger vor dem Geſetz gleich, wie es in der berühmten Erklärung der Menſchenrechte heißt?

So verſteht man dann auch das ſchon erwähnte Wort des Kozi-Abgeordneten Ramette erſt in ſeiner ganzen Tiefe, als er den Vergleich zwiſchen den Eingeborenen von Straßburg und den umliegenden Ortſchaften zog; wenn ſie heute ſich noch nicht alle als Eingeborene fühlen, ſo werden ſie es ſchon noch inne werden!

Die alten Gallier müſſen ſich im Grabe zufrieden ihre langen, roten Schnurrbärte zwirbeln. Ihre Nachfahren, die Herren Blum, Blümel, Moch, Mohammed Abd el Kadr und Wumba-Wumba ſind nämlich drauf und dran, das franzöſiſche Volk mit derlei neuen „Geſetzen" einer glänzenden Zukunft entgegenzuführen.

(„Frei Volk" — 10. April 1937)

Edelzucht

(Métissage aristocratique[1])

Die Eine und Unteilbare hat nicht nur „wiedergefundene Provinzen", ſie hat auch Kolonien. Dieſe drei Sachen zuſammen dann geben das „Empire Français", das „franzöſiſche Reich" oder ſchöner noch „la plus grande France", wie ſchwärmeriſch veranlagte Leute ſich gerne ausdrücken.

In dieſen Kolonien wohnt nun allerhand farbiges Volk, vom Pechſchwarz bis zum Zitronengelb, das das große Mutterland zu betreuen und zu ziviliſieren hat, um es dann auf die Höhen der allein ſeligmachenden Pariſer Ziviliſation zu führen.

Zwar fängt die politiſche Bildung der kleinen Araber, Sudaneſen, Madagaſſen, Annamiten uſw. ſchon in der Schule an, und zwar wie bei uns mit dem Auswendiglernen des Satzes: „Nos ancêtres étaient les Gaulois" („Unſere Vorfahren waren die Gallier"). Das alles hat aber doch ſeine Schwierigkeiten.

Wir wiſſen das ſeit nun bald 19 Jahren, aber beſonders eindringlich wurde es uns ins Gedächtnis gerufen durch eine kleine Feier auf der Ausſtellung in Paris. Die Sache war in der offiziöſen Kolonialzeitung „France-Outre Mer" folgendermaßen angekündigt worden:

„Der Hauptſchlager der kolonialen Beteiligung an der Ausſtellung von 1937. Die ſchönſten Mädchen des Reiches auf der ‚Schwaneninſel'."

Die Feier, die von einem Monſieur de Waleffe organiſiert war, fand

[1]) Siehe Abb. 28.

unter dem Vorſitz des farbigen Unterſtaatsſekretärs Monnerville ſtatt und nahm einen glänzenden Verlauf. Die Kandidatinnen defilierten mehr oder weniger ausgezogen vor den bewundernden Triefaugen der ſchon etwas baufälligen Luſtgreiſe, die das Sachverſtändigen-Jury zuſammenſetzten, und flugs war ſchon wieder eine neue „Reine“ [1]) gewählt. Warum auch nicht?

In der Zeitung „Le Courrier Colonial“ erfährt man nun noch einige Einzelheiten über dieſen farbigen Schönheitswettbewerb, der die kleine Summe von 130 bis 140000 Franken gekoſtet hat. Die Kandidatinnen wurden nicht, wie man glauben möchte, nach demokratiſchem Prinzip in demokratiſchem Lande von den Kolonien gewählt, ſondern der beneidenswerte Monſieur de Waleffe ging gewiſſermaßen auf die „Brautſchau“, reiſte wie ein Vertreter von Hagenbeck von einem Harem zum andern, um ſich die ſchönſten Exemplare an Evastöchtern der verſchiedenen Raſſen zuſammenzuſuchen. (Mit Mädchenhandel hat das aber nichts zu tun.) Er konnte das um ſo beſſer machen, da er nicht mit leeren Händen auf die „Freierei“ ging, ſondern ein monatliches Gehalt von 20000 (zwanzigtauſend) Franken hatte, dazu die bezahlte Reiſe.

Viel intereſſanter für die Allgemeinheit iſt jedoch die Rede, die er bei dieſer Feier hielt, und in der er, wie er ſich großſpurig ausdrückte, „ein für alle Mal die franzöſiſche Kolonialanſchauung feſtlegen wolle“.

„Mit Ausnahme der Miß Réunion“, ſagte er „ſind alle gemiſchten Blutes, von weißem Vater und farbiger Mutter. So erhebt ſich hinter dieſer unſchuldigen Augenfreude (!?) das ſchwere Problem der „Kreuzung“ „du métissage“, ein Problem, durch das ſich die wirkliche Zuſammenarbeit (Nicht ſchlecht! Die Red.) der Koloniſatoren und der Koloniſierten erkennen läßt.“

Monſieur de Waleffe zerbricht ſich nicht lange den Kopf über die politiſchen oder wirtſchaftlichen Fragen der franzöſiſchen Kolonien, er ſieht die Frage vom menſchlichen, wenn auch etwas „äſthetiſchen“ Standpunkt an, vom Standpunkt „à la française“ möchte ich ſagen. Er bedauert ſchon faſt, daß eine Konkurrentin dazu kam, die kein Miſchling iſt. Ja dieſe Raſſenkreuzung oder dieſe „Zuſammenarbeit“, wie er ſo ſchön ſagt, beſchäftigt ihn ſchwer, und er preiſt ſie als die allein richtige Löſung des Kolonialproblems. Es iſt für ihn die einzige Möglichkeit, die Farbigen an das Mutterland zu binden und ſo die Kolonien auf die Dauer zu halten. Aber es muß ein „métissage aristocratique“, eine „ariſtokratiſche Kreuzung“ ſein!

„Dieſer Zuſtand iſt ſehr wünſchenswert“, ſagt Waleffe, „denn ein gut erzogener Miſchling hat an Stelle der Fehler ſeiner Eltern nur ihre guten Eigenſchaften. Er ſtellt gewiſſermaßen eine Brücke dar,

[1]) „Königin“.

die zwei Kanäle verbindet." (Wer greift ſich da nicht an den Kopf?) „Die Mädchen, die wir ausgeſucht haben, ſind übrigens aus ehrbaren Familien hervorgegangen und ſind berufen, ein Familienleben zu führen." (Natürlich!) „Wir haben vor allen Dingen den Standpunkt der Raſſenhygiene im Auge." ...

Für eine ſolche Raſſenhygiene bedanken wir uns, meine Herren! Wenn das die letzte Rettung Frankreichs ſein ſoll? Man könnte über ſolche Sätze lachen, wenn ſie vereinzelt wären. Leider entſprechen ſie nur zu genau den Anſichten heute maßgebender Kreiſe. Iſt doch die Auflöſung jeder natürlichen Ordnung und das Aufgehen in einem formloſen Völkermiſchmaſch das Endziel der Liberaliſten und hinter ihnen ſtehenden Kommuniſten aller Schattierungen, die aus einem falſch verſtandenen Menſchheitsgefühl jedes Volkstum und jede Eigenart verleugnen und zu vernichten ſuchen.

Vergeſſen wir auch nicht, daß ſchon Farbige Miniſter werden in Frankreich. 1931 wurde gleichzeitig mit Charles Frey ein Neger Unterſtaatsſekretär und ſaß mitbeſtimmend über unſere elſaß-lothringiſchen Angelegenheiten im franzöſiſchen Miniſterrat. Heute ſitzt mit denſelben Rechten der obenerwähnte milchkaffeefarbene Monnerville darin.

Soll der franzöſiſche Staat mit der Zeit zur afrikaniſchen Einfallspforte in Europa werden? Damit würde Frankreich eine ungeheuere Verantwortung vor der Geſchichte auf ſich laden und die andern europäiſchen Nationen und unſre gemeinſame abendländiſche Kultur verraten.

„Unſere Vorfahren waren die Gallier und unſre Nachkommen ſind die „métis aristocratiques".

N'est-ce pas, Monsieur de Waleffe?

(Rudolf Lang — „Frei Volk" — 23. Oktober 1937)

Der Stand der elſaß-lothringiſchen Bewegung

(Auszug; aus dem Franzöſiſchen überſetzt)

Dieſe Abhandlung in der erſten Nummer der bretoniſchen Zeitſchrift „Stur" (Juli 1934) gab Gelegenheit, nicht nur der keltiſchen Minderheit im äußerſten Weſten Frankreichs, mit deren Vorkämpfern uns ſeit 1926 eine herzliche Kameradſchaft verband, ſondern auch einem breiteren franzöſiſchen Publikum mit einem kurzen Abriß über den geſchichtlichen Verlauf der Heimatbewegung einige Grundgedanken unſerer Politik nahezubringen. Dieſer zweite Abſchnitt des Aufſatzes iſt nachſtehend wiedergegeben.

... Gegenwärtig iſt eine neue Gruppierung der politiſchen Kräfte unter dem Einfluß von hauptſächlich drei Faktoren wahrſcheinlich:

1. Der Stillſtand der Parteien bedingt notwendigerweiſe die Suche nach einer neuen Formel des Widerſtandes.
2. Die Kriſis des franzöſiſchen parlamentariſchen Syſtems zeitigt in Elſaß-Lothringen um ſo ſchärfere Folgen, als dieſe Provinzen in der franzöſiſchen Einheit innerlich noch nicht aufgegangen ſind.
3. Elſaß-Lothringen liegt an der Grenze eine großen Landes, das ſich in ſeinem ganzen nationalen und ſozialen Leben von Grund auf zu wandeln im Begriffe iſt.

Es ſoll hier kein Urteil über die Ausſichten einer Bewegung abgegeben werden, die das gegenwärtige Regime Frankreichs verändern wollte, aber es darf behauptet werden, daß dieſes Regime in den 1918 erworbenen Provinzen keinerlei Kredit mehr hat. Die Elſaß-Lothringer konnten die Einrichtungen der dritten Republik mit denen des deutſchen Kaiſerreiches vergleichen und waren daher ſehr kritiſch. Erſtaunt über das kleinliche politiſche Ränkeſpiel, das ein gut Teil ſowohl des öffentlichen wie des privaten Lebens in Frankreich beherrſcht, mußten ſie ſich über ein politiſches Syſtem entſetzen, in dem ſich hinter den Phraſen von Freiheit und Gleichheit ganz einfach der entſcheidende Einfluß geheimer Mächte verbarg, der bis in die kleinſten Handlungen einer ſchlechten und rückſtändigen Verwaltung reichte. Heute beſteht für keinen unſerer Landsleute mehr auch nur der geringſte Zweifel, daß das franzöſiſche Regime faul iſt. Die einzige Frage, über die noch diskutiert werden kann, iſt, ob das franzöſiſche Volk mit dieſem korrupten Syſtem gleichzuſetzen iſt oder ob es dieſes noch durch ein anderes zu erſetzen vermag, das ſauberer und geſunder wäre, und ob, falls dieſe Möglichkeit beſtünde, Elſaß-Lothringen in dieſem neuen Rahmen ſein Eigenleben freier geſtalten könnte.

An der Schwelle Elſaß-Lothringens rollt die deutſche Revolution ab, deren Tragweite ungeheuer ſein wird. Die franzöſiſchen Oſtprovinzen, die mit dem deutſchen Kulturleben auf das engſte verbunden ſind, ſpürten die erſten Stöße dieſer Revolution mit beſonderer Empfindlichkeit. Gerade die Zeitungsſchreiber und Politiker, die, obſchon ſelber deutſchſprachig, ſich in Elſaß-Lothringen als wütende Agenten der Zwangsverwelſchung gebärden und dank der geldlichen Zuwendungen, die ſie mehr oder minder unmittelbar von Seiten der jakobiniſchen Regierung und ihrer Polizeiorgane erhalten, fanatiſche Feinde alles Deutſchen ſind, haben wahrſcheinlich gar nicht gemerkt, daß gerade ſie durch ihre tägliche und rege Anteilnahme an allen Vorgängen im Reich dieſe innere Verflechtung, die nach wie vor und trotz allem zwiſchen Elſaß-Lothringen und dem rechtsrheiniſchen Gebiet beſteht, bewieſen haben.

Tatſache iſt — und das wurde auch mit viel Geſchrei betont — daß ſich Elſaß-Lothringen in den erſten Monaten nach der Machtübernahme

gegen Deutſchland zu etwas abkapſelte. Die Regierungspreſſe trug dazu mit einem wahren Trommelfeuer von Tendenzmeldungen bei, ſo daß ſich mancher Elſäſſer und Lothringer, der bis dahin eher deutſchfreundlich geweſen war, aber als überzeugter Demokrat fühlte, auf die Seite derer ſchlagen zu müſſen glaubte, die allein nur für die „deutſche Freiheit" gegen die „völkiſche Barbarei" zu kämpfen vorgaben. Dieſe ehrlichen Elſäſſer und Lothringer merkten gar nicht, daß ſie um ein Haar ſo das Spiel von Leuten gemacht hätten, die ſelbſt Anhänger von Methoden ſind, die auch der härteſte Nationalſozialiſt nicht überbieten könnte. Dieſe Leute freuten ſich ſehr, daß Hitler oder vielmehr die Erregung, welche ſein Regierungsantritt — übrigens größtenteils infolge ihrer eigenen Treibereien — hervorrief, ihrer ſchlechten Sache wunderbar dienen würde, indem die Elſaß-Lothringer dieſes Mal nach einer totalen inneren Abdankung ſich unwillkürlich enger denn je dem „Mutterland" in die Arme werfen müßten. Unſere Chauviniſten frohlockten über die Ereigniſſe in Deutſchland und hätten ſie ungeachtet ihres Proteſtgeſchreies gegen den „Naziterror" und die „Unterdrückung der armen Juden" recht grauſam und blutig gewünſcht. Sie hofften nämlich durch dieſe Ereigniſſe ihren Haß gegen Deutſchland an ſich und gegen das Elſaß, inſofern dieſes ſich noch nicht der jakobiniſchen Gleichmacherei unterworfen hat, d. h. gegen ein Elſaß-Lothringen, das ſich ſelbſt treu geblieben iſt, voll befriedigen zu können. Sie rühmten ſich laut, gegen das Dritte Reich zu kämpfen und ſchlugen dabei zyniſch auf das Elſaß, unter deſſen Verteidigern einige verwirrt zu werden begannen. Kaum ein politiſches Unternehmen iſt je von einer ſchamloſeren Lüge ausgegangen.

Infolgedeſſen kann man ſich auch nur ſchwer vorſtellen, mit welchen Mitteln in Elſaß-Lothringen in den Jahren 1933/34 gearbeitet wurde, um dieſe „endgültige moraliſche Trennung" der zurückerworbenen Provinzen vom deutſchen Reich zu vollenden. Kein Mittel war dazu zu niedrig, und die Rolle, die dabei zahlreiche Emigranten ſpielten, gehört zu den peinlichſten Kapiteln der politiſchen Geſchichte unſeres Landes. Wer dieſe Flüchtlinge am Werk geſehen hat, verſteht, daß das Deutſchland von heute ſie unbarmherzig ausgeſpien hat.

Ohne Zweifel war die Zeit für diejenigen kritiſch, die unerſchütterlich auf ihrem Poſten gegen die Hauptſtadt an der Seine Wache hielten, von wo heute und bis auf weiteres allein eine Gefahr für den Beſtand des Elſaß' droht. Sie hatten vom erſten Augenblick einer unerhörten Hetzkampagne an erkannt, daß hier Diebe nach dem Spitzbuben ſchrien, um ihre eigene Beute um ſo leichter in Sicherheit bringen zu können.

Aber dieſe Zeit iſt nun vorbei, und ſeit Monaten vollzieht ſich eine, von der Regierungspreſſe dieſes Mal viel weniger geprieſene Wandlung der Geiſter in Elſaß-Lothringen, wo genügend klare Köpfe ein-

ſehen, daß es von höchſtem Intereſſe iſt, das gigantiſche Experiment des neuen Deutſchlands aufmerkſam zu verfolgen. Und, was die Aſſimilierer ein Jahr früher nicht vorausgeſehen hatten: es wird wieder im Elſaß zwiſchen zwei Staatsformen verglichen, zwiſchen der einen, wo die Freiheit des Individuums wohl, aber zugunſten der Allgemeinheit beſchnitten iſt, und der anderen, wo die Freiheit gewiſſer Individuen zum Schaden der Allgemeinheit unbegrenzt zu ſein ſcheint. Wer wird ſich darüber wundern, daß der Vergleich nicht immer zugunſten der Freiheit und Brüderlichkeit der Stavisky[1]) ausfällt?

An den Jungen iſt es, die Lücken aufzufüllen, die in den Reihen der Verteidiger des Elſaß entſtehen können, bis ſie ſelbſt aus eigener Kraft die Stoßtruppe bilden, welche nicht allein gegen die immer erneuten Verſuche der Verwelſchung vorgehen, ſondern in hartem Kampf dem Gegner auch den Boden entreißen wird, den er im unantaſtbarſten Bereich unſerer volksdeutſchen Exiſtenz bereits in Beſchlag genommen hat.

Dieſe Jungen müſſen feſt zum unveränderlichen Grundprinzip unſeres Kampfes zurückfinden: daß nämlich irgendeine Aſſimilierung überhaupt nicht annehmbar iſt, weil ſie ſich nur auf Koſten unſeres wertvollſten Gutes vollziehen könnte. Sie müſſen wiſſen und danach handeln, daß es hier keinen Kompromiß geben kann.

Das franzöſiſche Syſtem erwartet alles von der Jugend. Es verwandte keine beſondere Mühe auf die Generationen, die durch die deutſchen Schulen gingen, und entſchloß ſich ziemlich raſch, ſie einfach zu „opfern", nachdem es einmal ihre andersartige geiſtige Bildung erkannt hatte.

Das jakobiniſche Syſtem vermag natürlich junge Menſchen zu erziehen, die ihm um ſo gründlicher und rabiater dienen werden, als ſie Deutſche ſind und bewußt oder unbewußt als Renegaten gegen ihr eigenes Volk wirken.

Daneben wird es die große Herde der mehr oder minder Gleichgültigen geben, die danach trachten, möglichſt ſchnell eine „ſichere Lebensſtellung" zu ergattern. Dieſe Leute werden für das Syſtem, das ſie nicht einmal aus der Nähe ſtudieren, nicht mit Begeiſterung kämpfen, werden aber auch für es nicht gefährlich werden.

Das Aſſimilierungsſyſtem ſieht aber ſchon jetzt und nicht ohne Unruhe, wie eine dritte Gruppe heraufſteigt: das ſind die Jungen, die für es wahrſcheinlich zähere und zweifellos gefährlichere Gegner werden, als es die Älteren waren. Denn ſie haben ſich nicht nach der bequemſten

[1]) Stavisky war ein Oſtjude, der in Paris ſchnell zu ungeheuerem Reichtum und bedeutendem Einfluß kam. Um die Wende 1933/34 platzte dieſe Korruptionsaffäre, in welche die bekannteſten Politiker verwickelt waren, und hätte faſt eine Revolution ausgelöſt (6. Hornung 1934).

Anſchauung oder gemäß dem offiziellen Programm zuſammengefunden. Dieſe Jungen müſſen mit ganzer Willenskraft die Fühlung mit den breiten Volksſchichten wieder herſtellen, welche die welſche Schule zu unterbinden trachtet, und ſich aus eigenem Entſchluß und gegen alle amtlichen Einflüſſe den Weg zur deutſchen Kultur öffnen. Aus eigener Kraft ſchmieden ſie ſich eine Überzeugung, die ſich auf keinen Vorteil ſtützt, aber durch tauſend Schwierigkeiten immer unerſchütterlicher geworden iſt. Dieſe Jungen beſitzen nichts, was ſie nicht hart erworben haben.

Ihre genaue Kenntnis der romaniſchen Ziviliſation, deren hohe Werte ſie ſchätzen, macht ſie noch in einer andern Hinſicht gefährlich: mit den franzöſiſchen Werten nämlich lernen ſie auch die franzöſiſchen Methoden kennen, die ſie dann ſachlich, aber in genauer Kenntnis der Dinge, zu beurteilen vermögen. Sie dringen genügend in die Eleganz, die ſcheinbar glänzende Geiſteswelt und die alte diplomatiſche Geriſſenheit jener Rhetoren ein, die ihre Älteren ſo oft und vollſtändig über den Löffel balbiert haben, weil dieſe Älteren viel zu langſam ſind und zu ſehr in einer anderen geiſtigen Welt erzogen wurden, um dieſer geſchickten und raffinierten Handhabung der Form gewachſen zu ſein. Man kann ſchon heute annehmen, daß ein elſaß-lothringiſcher Volksführer dieſer neuen Schule, der im rechten Augenblick ſein klar deutſches Weſen, d. h. ſein irrationales, aber unermeßlich tiefes und reiches Weſen, ſeine Gründlichkeit, den klaren und ſcharfen Formen des romaniſchen Denkens anzupaſſen vermag, ein Gegner von anderem Format ſein wird als die, welche heute nur im Parlament zu ſitzen ſcheinen, um ſich nach kleinlichen Jeremiaden von Eintagsminiſtern mit Fußtritten in beſchämender Weiſe zur Ruhe weiſen zu laſſen.

Wenn bei den letzten Debatten in der Pariſer Deputiertenkammer über den elſaß-lothringiſchen Haushalt die Vertretung unſeres Landes durch Spitzbuben, Angſt- und Heulmeier zu einer vollendeten Groteske wurde, ſo ſind an dieſer unmöglichen Situation nur zum Teil die Volksvertreter ſchuld. Sie wird zum anderen durch den Mechanismus der franzöſiſchen Plutokratendemokratie bedingt, von der für Elſaß-Lothringen niemals ein Heil kommen kann. Im Zentralparlament zu ſitzen, kann für dieſe Jungen kein Ziel, ſondern höchſtens ein Mittel unter vielen anderen ſein, um das totale Leben des elſäſſiſchen Volkstums zu ſichern. Die Heimat, welche die Älteren ſich 1918 aus den Händen haben winden laſſen, werden die Jungen nur im Lande ſelbſt wieder erobern, wo ſich der Entſcheidungskampf vollziehen muß, der, wenn auch immer legal, doch nur zu einem ſehr geringen Teil parlamentariſch ſein wird.

Es iſt hier und vor Leuten, die uns nicht Freund ſind, nicht der Ort, um dieſen Kampf im einzelnen zu kennzeichnen, aber man darf immer-

hin ſagen, daß er ſich nicht hauptſächlich auf Wahlkämpfe und Debatten in gewählten Körperſchaften konzentrieren wird. In einer Zeit, wo ein Mandat nicht nur vergeben, ſondern auch angeſtrebt wird, um ganz offen Einzelintereſſen anſtatt dem Gemeinwohl zu dienen, hat der oppoſitionelle Abgeordnete nur die Wahl, auf wirkliche Oppoſition zu verzichten oder aber bei nächſter Gelegenheit von einer Mehrheit von Wählern hinweggefegt zu werden. Denn auf die Dauer ſind alle Mehrheiten lau und verfallen zwangsläufig den Machthabern, welche über die Subventionskaſſe oder das Ordensband verfügen, das, obſchon billiger, nicht minder wirkſam iſt.

So handelt es ſich alſo darum, eine moraliſche und politiſche Elite auf einer ganz neuen Grundlage zu bilden. Dieſe Elite ſtellt eine Minderheit von Aktiviſten dar, die einmal klar nationaliſtiſch eingeſtellt, zum anderen dem großen ſozialen Problem zugewandt ſind, das nicht der Klaſſenkampf, ſondern nur der Dienſt jedes einzelnen in und an der Volksgemeinſchaft löſen kann. Dieſer Nationalismus iſt nicht imperialiſtiſch, denn er will das, was ihm völkiſch fremd iſt, nicht abſorbieren. Mit entſchloſſener Zähigkeit aber wird er die eigene volksdeutſche Subſtanz verteidigen und hier um keinen Finger breit nachgeben. Dieſe aktiviſtiſche Minderheit, die zum Vorbild für das ganze Volk in ihren eigenen Reihen die ſozialen Unterſchiede mehr und mehr verringert, hat auch für konfeſſionelle Gegenſetze keinen Raum mehr. Das Problem der ſogenannten Laiengeſetze iſt nicht das elſaß-lothringiſche Problem. Die Abwehr ihrer brutalen Einführung — denn in Wirklichkeit ſickern ſie jeden Tag durch tauſend Kanäle ein — ſtellt nur eine Seite der Verteidigung gegen die Aſſimilierung dar. Unſere Sprache iſt Ausdruck und Sinnbild unſeres Volkstums. Wäre unſere Sprache einmal ausgerottet, brauchten die Franzoſen die Laiengeſetze nicht mehr ausdrücklich einzuführen.

Die Jungen erkennen die entſcheidende Wichtigkeit des Kampfes um die Sprache. Jeder von ihnen hat perſönlich einen ſchmerzlichen Abſchnitt davon miterlebt, denn diejenigen, welche die franzöſiſche Schule geiſtig verkrüppeln wollte, bekehrt dieſer Kampf ganz anders als ihre Väter.

Dieſe aktiviſtiſche Minderheit, die ſogar auf feſte Rahmen und Organiſationsformen verzichten könnte, iſt zur Stunde bereits vorhanden. Sie wird ſich am eheſten in einer entſchloſſenen, klaren Geſinnung äußern.

An dem Tag, wo dieſe Geſinnung genügend tief und völlig alle diejenigen erfaßt und durchdrungen haben wird, die in jedem Volk, das dieſes Namens würdig iſt, zu der virtuellen Elite gehören, wird die Löſung der elſaß-lothringiſchen Frage nur noch eine Frage der Zeit ſein.

Rundfrage über den Stand der elſäſſiſchen Jugend

(„Enquête sur la jeunesse alsacienne“,
aus dem Franzöſiſchen überſetzt)

Ende 1935 veranſtaltete das Organ der franzöſiſchen Studentenſchaft in Straßburg, „L'Appel“, eine Umfrage bei verſchiedenen jüngeren Vertretern der einzelnen politiſchen Gruppen. So wurde auch die elſaß-lothringiſche Jungmannſchaft zur Stellungnahme aufgefordert. Meine Antwort, die in einem ſolchen Rahmen naturgemäß ſehr ſchwer zu behandeln war, lautete, aus dem franzöſiſchen Original ins Deutſche überſetzt, wie folgt:

Bevor ich zu der Umfrage des „Appel“ Stellung nehme, muß wohl der Begriff „Elſäſſiſche Jugend“ geklärt werden. Ich nehme an, daß Sie die ſtudentiſche Jugend meinen. Aber ſelbſt wenn man ſich auf dieſe Gruppe beſchränkt, iſt es ſchwer, eine allgemein gültige Antwort zu geben, denn dieſe Jugend iſt alles andere als einheitlich.

Infolgedeſſen, und damit komme ich zweifellos dem Zweck Ihrer Frageſtellung näher, die ſich ja an politiſch ſehr verſchieden eingeſtellte Leute wendet, will ich darzulegen verſuchen, was die Jungen denken, welche Sie gemeinhin die „Autonomiſten“ nennen. Dabei will ich jede Polemik vermeiden, wiewohl es mir klar iſt, daß meine Zeilen im Rahmen dieſer ſtudentiſchen Zeitſchrift eigenartig ſcheinen und, um objektiv und ruhig beurteilt zu werden, eine Geduld vorausſetzen, welche junge und begeiſterte Menſchen nicht immer aufbringen. Außerdem möchte ich mich nicht zu ausſchließlich auf die Studenten beſchränken, denn wir ſtellen uns die jungen Intellektuellen nur als auf das engſte mit dem Leben und dem Kampf ihres elſäſſiſchen und lothringiſchen Volkes verbunden vor.

Im übrigen muß ich um die Nachſicht des Appel bitten: mein Stil iſt vielleicht ungelenk, da ich nicht gewöhnt bin, die Gedanken, die uns bei dieſer Unterſuchung beſchäftigen, in franzöſiſcher Sprache auszudrücken.

Die ſeeliſche und geiſtige Ausrichtung einer gebildeten Jugend muß notwendigerweiſe entſprechend dem ſeeliſchen und geiſtigen Zuſtand des Volkes geſchehen, aus dem dieſe Jugend hervorgeht. Die elſäſſiſche und oſtlothringiſche Bevölkerung, welche ich hier elſaß-lothringiſche oder ganz kurz elſäſſiſche Bevölkerung nenne, hat, verglichen mit der Bevölkerung des franzöſiſchen Staatsgebietes von vor 1918, einen beſonderen und eigenen Charakter. Dieſe Eigenart offenbart ſich in tauſend Zügen und nach unſerer Meinung am deutlichſten in der Sprache des Volkes. Es ſpricht kein beſonderes Idiom oder eine franzöſiſch-deutſche Miſch-

ſprache, ſondern deutſche Mundarten, deren Hochſprache das Hochdeutſche, d. h. die Sprache iſt, wie ſie im Reich, in Öſterreich, in der Schweiz und in anderen Ländern von faſt 100 Millionen Menſchen gebraucht wird. Mit Abſicht ziehe ich den Rahmen ſo weit, obſchon dies vielleicht überraſchend, ja manchem Leſer ſogar unannehmbar ſcheinen wird. Aber hier handelt es ſich um eine Tatſache, die man einfach nicht überſehen kann und die wir unter dem volklichen und nicht, wie aus der Aufſtellung hervorgeht, unter dem politiſchen Blickwinkel ſehen müſſen.

Eine wahre Bildung der elſäſſiſchen Jugend kann nur auf dieſer geiſtigen Grundlage unſeres kleinen Volkes geſchehen, das, wenn es auch durch ſeine geographiſche Lage, ſeine Geſchichte und die Wechſelfälle ſeines politiſchen Schickſals gegenüber anderen Volksſtämmen deutſcher Sprache manche Eigenart aufweiſt, nichtsdeſtotrotz deutſch iſt. Wiewohl ſich natürlich vom Weſten her beträchtliche Einflüſſe auswirkten, ſo iſt doch dieſe deutſche Grundlage in ihrem Weſen nicht verändert worden.

Nun will aber ſeit ihrer Wiederaufrichtung die franzöſiſche Herrſchaft und beſonders ihr Unterrichtsapparat dieſer Sonderlage keine Rechnung tragen. Wir werden genau wie die Bewohner der anderen Departemente der Republik behandelt, und die Praxis der Unterrichtsverwaltung in Straßburg unterſcheidet ſich nicht von derjenigen anderer Unterrichtsbezirke in Frankreich.

Damit zwingt uns das Syſtem notgedrungen ungeeignete Methoden auf, denn das, was z. B. auf dem Gebiet des Schulunterrichts für franzöſiſch ſprechende Kinder paßt, kann unmöglich dem entſprechen, was deutſch ſprechende Kinder brauchen, und, wer ermißt, welche ausſchlaggebende Rolle, ganz allgemein geſehen, die Sprache im geiſtigen und ſeeliſchen Leben eines jeden Volkes ſpielt — eine Rolle übrigens, welche die franzöſiſch ſprechenden Menſchen für ſie ſelbſt in Frankreich, in der Schweiz, in Belgien oder in Kanada niemals verkannt haben — der weiß auch, daß die fortgeſetzte Anwendung derart unorganiſcher Methoden die normale geiſtige Entwicklung eines Volkes auf das gefährlichſte beeinträchtigen muß.

Aber iſt eine ſolche Beweisführung nicht überflüſſig? Überall in der Welt — und das Vorbild der obenerwähnten franzöſiſchſprachigen Volksgruppen, die unter eigener oder fremder Herrſchaft leben, iſt beſonders eindrucksvoll — denken die Menſchen nicht einmal daran, ſich über ihre Sprache und die Pflichten ihr gegenüber in eine Auseinanderſetzung einzulaſſen, und überall, wo die Machthaber unklug genug ſind, um gegen einen von der Natur ſelbſt geſchaffenen Zuſtand anzugehen, ſtoßen ſie auf den entſchloſſenſten Widerſtand. Ich habe mich hierüber nur deshalb verbreitet, weil ich mich an Leſer wende, die innerlich wahrſcheinlich wenig darauf vorbereitet ſind, mir bei meinen Feſtſtel-

lungen zu folgen. Wir ſelbſt nämlich haben ſeit langem aufgehört, uns über die Frage zu unterhalten, ob wir ein Recht auf unſere Sprache haben, ob dieſe oder jene Methoden geeignet ſind, ſie neben dem Franzöſiſchen oder nach dem Franzöſiſchen zu lehren, ob der Gebrauch des Deutſchen mehr oder minder vorübergehend ſein ſoll uſf. Derartige Erörterungen ſind ebenſo unſinnig wie unfruchtbar. Wenn es ebenſo geriſſenen wie gewiſſenloſen und feigen Politikern bis jetzt gelungen iſt, alles zu verwirren, was ſie in ihrem Geſchwätz die „Sprachenfrage" nennen, ſo halte ich daran feſtzuſtellen, daß es eine ſolche „Frage" für uns überhaupt nicht gibt. Wir ſtellen lediglich Tatſachen feſt und, wenn es ſein muß, kämpfen wir für die Verteidigung unſerer Sprache und unſeres geſamten geſchichtlichen, ſeeliſchen und kulturellen Erbgutes, unſeres Volkstumes, das man nur ſehr unvollkommen mit Nationalität überſetzen kann.

Die jungen Elſäſſer aber, welche für eine geiſtige Bildung, die dieſen Namen verdient, das vorausſetzen, was ich eben zu ſkizzieren ſuchte, und im Grunde nur die Einrichtung eines Regimes und die Anwendung von Methoden fordern, die in der ganzen Welt als vernünftig anerkannt werden, ſind heute zwangsläufig in die Oppoſition gedrängt.

Dazu kommt, daß ſich zu dem kulturellen Problem ein ſoziales Problem geſellt. Wenn Sie die Entwicklung aus der Nähe betrachten, wird es klar, daß die Menſchen mit einer ausſchließlich franzöſiſchen Bildung ſich geiſtig von der breiten Maſſe des Volkes trennen und entfernen. Die franzöſiſche Sprache wird dieſes Volk niemals genügend durchdringen, um ſpäter zwiſchen ihm und jener oft mit einer ſehr künſtlichen und ſtets andersartigen Bildung ausgeſtatteten Jugend die Fühlung wiederherzuſtellen. So entſteht eine geiſtige und natürlich auch ſeeliſche Kluft zwiſchen dem Volk und denen, die dazu berufen wären, es zu führen. Wie könnten dieſe Jungen ihre ſchöne Aufgabe erfüllen, Sprecher ihres Volkes zu ſein, wenn ſie nicht mehr wie dieſes Volk zu ſprechen vermögen?

Das Unterrichtsweſen und alle offiziellen oder halboffiziellen Einflüſſe trachten alſo danach, einen Zuſtand zu verallgemeinern, welcher ſeit langem dem Großteil der elſäſſiſchen Bourgeoiſie eigen iſt. Sie zog ſich in der Erinnerung an Frankreich und durch deſſen verlockende Ziviliſation gewonnen ganz auf ſich zurück und verlor ſo die Fühlung mit dem Volk. Wir haben dieſe Haltung nicht zu bewerten. Vielleicht mochte ſie ihren Trägern unter der deutſchen Herrſchaft und in einer Zeit mit anderen ſozialen Auffaſſungen gerechtfertigt erſcheinen. Wir ſtellen lediglich feſt, daß unſere gebildete Jugend Gefahr läuft, zu verbourgeoiſieren.

Und gerade das wollen wir nicht. Wir ſind bourgeoisfeindlich im elſäſſiſchen und im allgemeinen Sinne des Wortes. Unſere Jungen

müſſen feſt im Volke verwurzelt bleiben, in dem ſie nicht Herden von dummen Bauern und Maſſen verächtlicher Proletarier ſehen ſollen. Sie kommen aus dem Volk und müſſen ihm immer gehören. Wenn ſie mit ihm geiſtig und ſeeliſch eins ſein wollen, dürfen ſie nicht vergeſſen, daß dieſes Volk deutſch geſprochen hat, ſeitdem es eine deutſche Sprache gibt. Ihre Bildung muß durch dieſe Grundtatſache beſtimmt ſein, welche vor allem anderen geht. In tauſend Jahren hat Elſaß-Lothringen leider oft das politiſche Regime wechſeln ſehen, aber ſeine Bevölkerung hat niemals die Sprache gewechſelt. Dieſe Feſtſtellung beſtimmt unſere Haltung und müßte jedem jungen Elſäſſer, der ſein Volk liebt, der die Wirklichkeit ſieht und mutig genug iſt, danach zu leben, ſeinen Weg vorzeichnen.

Dieſe Begründung unſerer Haltung, die aus dem Unrationalen oder auch ganz einfach dem Realen kommt, läßt natürlich keine Diskuſſion zu. Sie genügt an ſich. Trotzdem möchte ich noch ein weiteres hinzufügen: Kultur muß ſchöpferiſch ſein. Wird man ſich daher nicht fragen müſſen, ob die fortſchreitende und mehr oder minder vollſtändige „Aſſimilierung" des Großteils der elſäſſiſchen Bourgeoiſie ſeit der großen Revolution dieſe ſchöpferiſche Fähigkeit unſeres Volkes nicht ſtärkſtens behindert hat, indem dieſe „Aſſimilierung" die Oberſchicht, welche ſich der franzöſiſchen Ziviliſation ganz geöffnet und hingegeben hat, von ihrem eigenen, kulturell deutſch gebliebenen Volk abſchnitt? Und liegt nicht ſogar die größte Gefahr der „Aſſimilierung", welche erſt 1850 oder 1860 radikal wurde und ſeit 1919 mit verdoppeltem Eifer wieder aufgenommen wurde, darin beſchloſſen, daß ſie, würde ſie zu ihrem Ziele gelangen, dieſe innere Harmonie ſtören würde, welche unſer Volk mehr als jedes andere dringend braucht?

Wir ſind bourgeoisfeindlich im allgemeinen Sinne dieſes Wortes. Unſere Jungen wiſſen, daß mit dem Weltkrieg ein Zeitalter zu Ende ging und eine neue Epoche begann, deren genaue Umriſſe wir vielleicht noch nicht beſtimmen können, aber von der wir eins mit Sicherheit wiſſen: nämlich daß ſie nicht bürgerlich ſein wird. Sie wiſſen, daß dieſer neue Zeitabſchnitt mit größten Spannungen geladen ſein wird, und daß das Leben „ohne Riſiko", wo man vielleicht Muße genug hatte, um die gaſtronomiſchen Reize einer gut gebratenen Gans zu beſingen, endgültig vorbei iſt. Es wäre mehr als kindlich zu meinen, daß unſer kleines Land abſeits der großen geiſtigen Strömungen bleiben kann, welche durch die Welt gehen und ganz Europa erſchüttern. Im Gegenteil, wir müſſen ſogar in unſerer kleinen Heimat und in dem uns vom Schickſal gegebenen Leben unſere Stellung beziehen und unſere Verantwortung übernehmen. An uns iſt es, die wir aus dieſer Heimat ſtammen, dem Elſaß in der großen Revolution unſerer Zeit, welche der Gemeinſchaft vor dem einzelnen den Vorrang geben wird, ſeinen Platz zuzuweiſen.

So wird die elſäſſiſche Jugend, wiewohl ſie ſich leidenſchaftlich an ihren Boden und an ihr Volk klammert, davor behütet, ſich in Kirchturmsſtreitigkeiten und kleinlichen Tüfteleien zu verlieren, denn ſie bleibt den großen Ideen der Welt weit geöffnet.

Ja, und wo bleibt dabei Frankreich? wird nicht nur Ihre Unterſuchung, ſondern auch, denke ich, der Leſer vorſtehender Zeilen fragen.

Auf dieſe Frage möchte ich mit einer Gegenfrage antworten: können das Elſaß und Deutſch-Lothringen, ſo wie wir ſie wollen, oder beſſer, ſo wie ſie immer geweſen ſind, tatſächlich im Frankreich von heute nicht leben und im Frankreich von morgen nicht beſtehen? Wir ſtellen dieſe Frage und haben deshalb auch nicht darauf zu antworten.

Unſer Land war ſehr lange in den franzöſiſchen Staat einbezogen, ohne daß die kulturelle und ſogar ſeeliſche Eigenart unſeres Volksſtammes verändert worden wäre. Es iſt wohl richtig, daß wir nicht mehr im Jahre 1690 oder 1750 leben, aber ſind wir denn noch in der Zeit von 1789, deren Geiſt uns heute noch ſeine jakobiniſche Einförmigkeit aufzwingen will?

Ich glaube, daß junge Leſer das ganze Intereſſe dieſer Seite des Problems eher begreifen werden.

Ich habe nur verſucht, eine Meinung zu äußern. Ich habe gewiß in ſehr ungenügender Weiſe auf Ihre Fragen geantwortet, und ich ſorge mich, ob ich genügend klar und genau geweſen bin. Bevor ich ſchließe und im vollen Bewußtſein, daß es mir im notgedrungen enggeſteckten Rahmen dieſer Umfrage nur möglich iſt, an einige Gedanken zu rühren, welche keineswegs einen Geſamtüberblick oder eine völlige Erklärung des auch heute noch unendlich komplizierten elſäſſiſchen Problems zu geben vermöchten, will ich doch unterſtreichen, daß ich in dieſer Zeitſchrift für Junge auch als ein Junger geſchrieben und die Auffaſſung von Jungen wiedergegeben habe. Dieſe Tatſache allein müßte genügen, um von vornherein eine ganze Reihe von Einwänden zu beſeitigen, die jahrelang immer wieder gegen die elſäſſiſche Heimatbewegung ins Feld geführt worden ſind. Uns treibt kein Haß. Wir verſpüren viel weniger als die breiten Volksſchichten die nachteiligen Folgen der Aſſimilierungspolitik. Wir ſind zu jung, um zu haſſen, aber jung genug, um dieſes Volk im Elſaß und in Lothringen, deſſen Fehler und Vorzüge wir kennen, deſſen Sorgen und Freuden, Sehnſucht und Hoffnung wir teilen, innig zu lieben. Wir glauben zu wiſſen, was für dieſes verſtändige und fleißige Volk gut oder ſchlecht iſt. Wenn heute Studenten junge elſäſſiſche Bauern und Arbeiter Kameraden nennen, drückt dieſe Anrede eine lebendige und ſtarke Wirklichkeit aus. Wir halten uns nicht für Verirrte. Wir ſind ohne Vorurteile und mit gutem Willen, den wir nie

aufgeben möchten, dem Mannesalter nähergerückt. Wir gingen nicht durch die deutſchen, ſondern durch die franzöſiſchen Schulen.

Wir ſind in unſerem Ehrgeiz nicht gekränkt worden. Die dritte Republik bietet den Elſäſſern eine ſchöne Laufbahn, die ſich ihrem Staatsbegriff und ihrer Auffaſſung von der nationalen Einheit mit Leib und Seele verſchreiben und bereit ſind, ihr gegen alle und alles, ja gegen ihr eigenes elſäſſiſches Volk, wenn man das von ihnen verlangt, zu dienen. Einige unter unſeren Jungen haben auf dieſe Vorteile verzichtet oder doch ziemlich teuer bezahlt, daß ſie einer Überzeugung treu geblieben ſind, die ſie ſich oft ſelbſt erſt in ſchmerzvollem, innerem Kampf errungen haben.

Es mag peinlich erſcheinen, daß ich eine innere Haltung betone, die man bei Männern eigentlich vorausſetzt. Aber leider iſt es notwendig, im Elſaß zu betonen, daß es zu beiden Seiten der Barrikade ehrliche und vernünftige Männer geben kann. Was wäre im Intereſſe einer guten Ausſprache nicht ſchon gewonnen, wenn dieſe an ſich ſo beſcheidene Feſtſtellung anerkannt würde.

Und ſo muß die elſäſſiſche Löſung durch den guten Willen der Menſchen gefunden werden, denen wir unendlich viel mehr zutrauen als den ſtaatlichen Formen und Einrichtungen. Dieſe ſind nur das, was die Menſchen daraus machen.

Darf ich Sie nach dieſen Ausführungen noch ein letztes fragen? Iſt es nicht möglich, daß die Jugend zweier großer Staaten nebeneinander lebt? Müſſen ſich nicht Männer finden, um einen Frieden herzuſtellen, der wirklich und fruchtbar ſein wird, weil er den Rechten und den Bedürfniſſen aller entſpricht und nicht auf der Furcht, ſondern auf einem berechtigten Stolz und auf einem ſtrahlenden Glauben an das völkiſche Leben begründet iſt?

Die ganze elſäſſiſche Jugend, deſſen bin ich ſicher, wird ſich auf den Anruf dieſer Männer, den ſie erwartet, zur Stelle melden.

Weſen und Ziel der Elſaß-Lothringer Partei

(Rede auf dem Parteitag vom 22. 5. 1938 zu Straßburg)

Anhänger der Heimatbewegung!
Kameraden!

Dieſer Parteitag unſerer Bewegung hat einmal den Zweck, Ihnen zu zeigen, was in den letzten Jahren durch die geduldige und unermüdliche Arbeit zahlreicher Mitglieder organiſatoriſch aufgebaut wurde.

Er ſoll Ihnen ſodann bekanntgeben, wie ſich die Elſaß-Lothringer Partei und ihre Jungmannſchaft zu einigen großen Fragen ſtellt, die gegenwärtig auch in unſerem Lande zur Diskuſſion ſtehen.

Wenn Ihnen unſer Straßburger Ortsgruppenführer unſere Entwicklung beſchrieb, ſoweit man die Arbeit und das Leben von einigen Jahren in einem kurzen Bericht überhaupt zuſammenfaſſen kann, ſo möchte ich, bevor ich zu der Stellungnahme unſerer Bewegung komme, Ihnen in knappen Strichen ein Bild der Lage zeichnen, wie wir ſie ſehen.

Mißerfolg einer falſchen Politik.

In einen Satz gedrängt, kann man ſagen: „Die Politik, die wir ſeit Jahren ablehnten, hat auf allen Gebieten einen ſchweren Mißerfolg erlitten." Einen Mißerfolg in wirtſchaftlicher Hinſicht, einen Mißerfolg auf ſozialem Gebiet, einen Mißerfolg im Innern des Staates, einen Mißerfolg auf dem großen Schachbrett, das die internationalen Beziehungen darſtellen. Dieſe Tatſachen ſind heute aller Welt ſo offenbar geworden, daß niemand mehr ernſtlich daran denken kann, ſie in Abrede zu ſtellen. Und aus dieſen Mißerfolgen heraus erklärt ſich die allgemeine Nervoſität bei den verantwortlichen Stellen, die wir nicht zuletzt in Elſaß-Lothringen in der jüngſten Zeit zu ſpüren bekamen.

Über den Stand der franzöſiſchen Wirtſchaft nach einer zweijährigen Herrſchaft der „Front Populaire"[1]) können wir ſelbſt uns heute ein Urteil ſparen. Kein geringerer als der jetzige Miniſterpräſident Daladier hat erſt vor einigen Wochen rund heraus vor der ganzen Nation erklärt: „Die franzöſiſche Wirtſchaft iſt erſchüttert, ſo kann es nicht mehr weiter gehen!" Dieſes Urteil iſt ſo hart, daß ihm nichts mehr hinzugefügt zu werden braucht, und dieſes Urteil iſt auch maßgeblich, da Herr Daladier heute an der Spitze ſteht und geſtern ja ſelbſt dabei war. Hier ſprechen die Zahlen ihre kalte und grauſame Sprache: von 1935 bis 1938 iſt der jährliche Fehlbetrag im Staatshaushalt von 10 auf 40 Milliarden geſtiegen. Die Staatsſchuld iſt von 430 Milliarden auf 520 Milliarden angeſchwollen, die Handelsbilanz iſt allein für das Jahr 1937, d. h. in der Zeit, wo ſich die ſozialiſtiſche „Wirtſchaftsankurbelung" des Herrn Léon Blum bereits „auszuwirken" begann, wenn man ſo ſagen kann, mit über 18 Milliarden defizitär geweſen. Frankreich hat alſo in dieſem einzigen Jahre 1937 für über 18 Milliarden Franken mehr Waren eingeführt als ausgeführt. Der Goldſchatz der Bank von Frankreich fiel von früher etwa 5000 Tonnen Gold auf 2,1 Tauſend Tonnen, d. h. dieſer Goldvorrat iſt heute um 30 Prozent unter die Grenze gefallen, die von den militäriſchen Fachleuten als unerläßlich für den Kriegsfall angeſehen wird. Vier Abwertungen haben den Franken, der ehemals eine der ſicherſten Währungen der Welt darſtellte, ſehr dünn werden laſſen. Während der Poincaré-Franken noch 20 Vorkriegscentimes wert war, ſank der Blum-Franken auf

[1]) Volksfront.

15 Centimes, der Chautemps-Franken auf 13 Centimes, und ist der heutige Daladier-Franken noch 8 Centimes wert. Nicht ohne Wehmut werden die alten Rentner, die anständigen Sparer, diese so rücksichtslos geopferten Schichten, an die Zeit zurückdenken, wo der Franken noch keine Beinamen hatte.

Über 40% des gesamten Volkseinkommens werden vom Steuerfiskus weggefressen, und der schlimmste Posten auf dem schweren Schuldkonto der „Front Populaire", die Arbeitslosigkeit, hat wieder den Umfang von 1936 erreicht, die Zahl der Teilarbeitslosen sogar jene von vor zwei Jahren übertroffen!

Aus diesen wenigen Zahlen erhellt, daß sich hier eine Entwicklung vollzog, die unmöglich so weiter gehen kann. Das hat auch die heutige Regierung selbst zugegeben, wiewohl wir nicht vergessen dürfen, daß mit Rüstungsaufträgen allein kein Staat hochgebracht werden kann, ja, daß im Gegenteil, auch das muß in aller Offenheit festgestellt werden, es nicht zuletzt die ungeheuren Militär-Ausgaben waren, welche die Staatsfinanzen bereits lange vor dem Regierungsantritt der Volksfront schwer belasteten.

Wenn wir in Elsaß-Lothringen uns heute fragen, wie es eigentlich so weit kommen konnte, dann ist die Antwort verhältnismäßig leicht. Frankreich hat jahrelang über seine Verhältnisse gelebt! Frankreich ist, wenn man die zerstörten Gebiete ausnimmt, deren Industrie nach dem Kriege modern wieder aufgebaut wurde, zum großen Teil auch noch in den letzten Jahren nicht so ausgerüstet gewesen, daß es eine harte Konkurrenz mit dem Ausland überall hätte durchhalten können. Frankreich ist zweitens, und das bestreiten heute nur noch Leute, die wirklich gar nichts wissen oder sich nicht belehren lassen wollen, ein sozial verhältnismäßig rückständiges Land gewesen. Wie konnte dies auch anders sein in einem Lande, das seit langen Jahrzehnten bis in unsere Tage hinein von der radikalen Partei regiert und verwaltet wird. Die radikale Partei nämlich, die bezeichnenderweise im Elsaß-Lothringen so gut wie unbekannt ist, stellt diese einzigartige Gesellschaft von Kleinbürgern dar, die unausgesetzt von Freiheit und Fortschritt reden, aber noch nicht gemerkt haben, daß sie seit etwa 40 oder 50 Jahren den Gang der Welt verschlafen haben. Diese im allgemeinen gutmütigen, aber unglaublich ahnungslosen Leute sind auch heute noch ganz im Banne der individualistischen Schlagworte, jener Revolution von 1789, die sie für so groß, so einmalig und so endgültig halten, daß nach ihr die Erde sich nicht mehr weiter zu drehen braucht. Diese Auffassung, die im Grunde und in erster Linie nur die Individuen d. h. die einzelnen Bürger kennt, die sich vertragsmäßig zu einem Staate zusammenschließen, wobei jedoch jeder einzelne daran hält, möglichst in Ruhe gelassen zu werden, diese Auffassung ist nicht im Stande, die großen Probleme unserer Zeit zu lösen. Und aus

dieſer Auffaſſung heraus, die weit über die Radikalen hinaus, von der Rechten bis in die kommuniſtiſchen Reihen hinein herrſcht, hat ſich auch in Frankreich das große Übel entwickelt, das heute in einem Maße, wie man es nie für möglich gehalten hätte, am Leben der Nation frißt, nämlich das Übel der Klaſſenſpaltung. Während auf der einen Seite bis heute ein Patronat ſteht, das dem Arbeiter nie etwas freiwillig gewährt, ſondern dem jedes kleinſte Zugeſtändnis mit Gewalt entriſſen werden muß, ſteht auf der anderen Seite eine verbitterte Arbeiterſchaft, die davon überzeugt iſt, daß ſie jeden Vorteil auf Koſten der beſitzenden Klaſſen erzwingen muß.

Im Sommer 1936 haben ſich die großen franzöſiſchen Unternehmer vor der erſten Flut der „Front Populaire" geradezu troſtlos benommen. Die Arbeiterſchaft ihrerſeits, und das iſt ganz natürlich, wurde marxiſtiſch verſeucht und nahm gerade aus dem Marxismus das heraus, was ihrer individualiſtiſchen Einſtellung am meiſten entſprach, das heißt die negativen, zerſetzenden Beſtandteile dieſer verderblichen Lehre. Damit aber wurde dieſe Arbeiterſchaft von ihren Führern in eine Entwicklung hineingetrieben, die, auch wenn ſich dieſe Führer noch ſo laut Sozialiſten nennen, nichts mit einem wahren Sozialismus gemein hat, ſondern im Gegenteil jedem wahren Sozialismus ſtracks zuwider läuft. Denn: Sozialismus bedeutet nicht, daß der einzelne ſich ein Höchſtmaß von Genuß und ein Mindeſtmaß von Arbeit ſichert, ſondern wahrer Sozialismus kann immer nur eins bedeuten, nämlich größtmögliche Leiſtung des einzelnen für die Volksgemeinſchaft.

Nach dem Regime Laval, deſſen wirtſchaftliche Schrumpfungspolitik in vielem an das Regime Brüning in Deutſchland erinnert, war der Erfolg der „Front Populaire" bei den Wahlen 1936 verſtändlich; hier brach zweifellos eine echte Sehnſucht weiter Kreiſe des franzöſiſchen Volkes durch (wobei ich nur nebenher bemerken will, daß die damals ganz anders verlaufene Entwicklung in Elſaß-Lothringen wieder einmal deutlich zeigt, daß unſere Verhältniſſe mit denen jenſeits der Vogeſen gar nicht zu vergleichen ſind), und es iſt traurig, was Blum und ſeine Ratgeber nicht zuletzt unter dem unheilvollen Einfluß dieſer ruſſiſchen Fremdenlegion auf franzöſiſchem Boden, die man auch die kommuniſtiſche Partei nennt, aus einem Aufbruch gemacht haben, der manche Verheißung enthielt.

Beſſer als alles andere zeigt eine kleine Neuerung unter vielen von damals, wie grundfalſch das ſogenannte Experiment Blum angelegt war: dieſer Regierungschef hat als erſter ein „Ministère des Loisirs", das heißt auf deutſch, ein beſonderes Miniſterium für das Nichtstun geſchaffen! Soweit ich unterrichtet bin, hat es ſo etwas noch in keinem Staat und zu keiner Zeit gegeben. In dieſer kleinen Neuerung, die ſo überaus bezeichnend iſt für den Geiſt, der dieſe Leute beherrſcht, liegt

3. Jahrgang Nr. 2 14. Januar 1938 Einzelnummer 75 Centimes Erscheint jeden Samstag

Frei Volk

Elsaß-Lothringisches Kampfblatt

Organ der Elsass-Lothringer Partei

Bezugspreis vierteljährlich 10 Franken.
Abonnements-Annahme beim Verlag oder durch die Postanstalten des In- und Auslandes.

Abb. 34: Eine Seite des Kampfblattes „Frei Volk".

Abb. 35: Der Verfasser

chöne Worte...

Von H. Bickler.

en Reise nach Nord-
er bekanntlich auch
Halt. Dabei hielt er
Ajaccio eine Rede,
rkamen:
s mit Genugtuung,
eberlieferungen und
ehalten, denn die
schaften verstärken
kreichs.»
l nicht zu betonen,
rte sehr erfreulich
ide in Korsika einen
n, so wie im Elsass
ingen **deutsche** Dia-
rden, sprechen die
l einen **italienischen**
des gegenwärtigen
rinnert an ähnliche

Freiheit und die **Gerechtigkeit: Eure** Familien, **eure** Vermögen werden geschützt, **eure Einrichtungen, eure Ueberlieferungen geachtet werden.»**

Gouraud proklamierte am 24. November 1918 in Strassburg:

«Frankreich kommt zu euch, Strassburger, wie eine Mutter zu einem geliebten, verloren gewesenen und wiedergefundenen Kind. Es wird nicht nur **eure Bräuche, eure örtlichen Ueberlieferungen, eueren religiösen Glauben, eure wirtschaftlichen Interessen wahren, sondern auch eure Wunden heilen...»**

Einige Tage später (am 19. November 1918 vor der «Université des Annales» in Lyon) hat der spätere Ministerpräsident

Aber wie sind die Taten?

Ist es nicht etwas peinlich, dass diese Worte immer dann mit grosser Freigebigkeit von den verantwortlichen Männern Frankreichs ausgesprochen werden, wenn es gilt, wie jetzt wieder in Korsika, die betreffende Bevölkerung in ihrer Treue zu Frankreich zu befestigen, dass diese schönen Worte aber **so schnell wieder vergessen werden, wenn es gilt, sie in die Tat umzusetzen?**

Denn, wer wagte es ernstlich zu behaupten, dass die französischen Minister der letzten zwanzig Jahre jemals nach diesem vortrefflichen Rezept bei uns regiert haben, das sie klar und schön zu verkünden verstanden? **Sind nicht unsere Ueberlieferungen und vorab die deutsche**

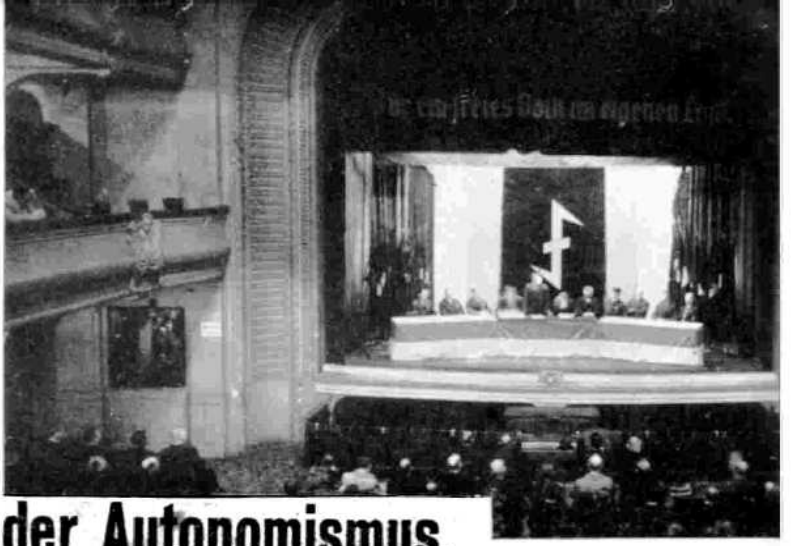
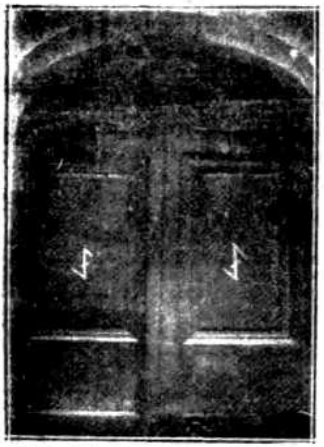


Abb. 36:
Tagung d. Gruppenführer u. Vertrauensleute auf dem Parteitag der „Elsaß-Lothringer Partei" am 22. 5. 38 in Straßburg
(Siehe S. 149)

Hitlernder Autonomismus.

Vielleicht ist dem oder jenem Bewohner der Stadt Strasbourg an seinem Hause in den letzten Tagen ein Kreidezeichen aufgefallen, das er zunächst für eine schulbubenmässige Besudelung hielt. Wir zeigen nachstehend im Bilde, wie dieses Zeichen, das wir an einem Hause in der Innenstadt photographiert haben, aussieht. An einer der Seitentüren des Strassburger Münsters prangt es in der Grösse von einem halben Meter. Da das seltsame Zeichen einem immer häufiger begegnet, so musste man schliesslich doch annehmen, dass es etwas bedeuten soll. Aber was?



Die Aufklärung kommt uns von einer kleinen Broschüre: **«Elsass-lothringische Jungmannschaft»**, auf deren Titelblatt das Zeichen prangt. Wir lesen dort:

«Unser Volkstum ist die besondere Art und das eigene Wesen unseres elsässischen und lothringischen Volkes, wie sie sich in leiblicher, geistiger und seelischer Hinsicht seit Urzeiten (!!!) im Laufe der Geschichte geformt haben. Diese Art und dieses Wesen, dieses besondere Volkstum verbinden uns Elsässer und Lothringer und unterscheiden uns von den andern Bewohnern des heutigen französischen Staates. Je enger wir so b'ut mässig durch unsere Vorfahren ... » usw.

Es ist eine ganz spezifisch völkische Note, die Volksgemeinschaft aus der

Abb. 37:
Ein Angriff des französisch-chauvinistisch-klerik. „Elsässer Bote" vom 23. 2. 33.
(Siehe S. 173)

Vielleicht ist dem oder jenem Bewohner der Stadt Strasbourg an seinem Hause in den letzten Tagen ein Kreidezeichen aufgefallen, das er zunächst für eine schulbubenmässige Besudelung hielt. Wir zeigen nachstehend im Bilde, wie dieses Zeichen, das wir an einem Hause in der Innenstadt photographiert haben, aussieht. An einer der Seitentüren des Strassburger Münsters prangt es in der Grösse von einem halben Meter. Da das seltsame Zeichen einem immer häufiger begegnet, so musste man schliesslich doch annehmen, dass es etwas bedeuten soll. Aber was?

Die Aufklärung kommt uns von einer kleinen Broschüre: **«Elsass-lothringische Jungmannschaft»**, auf deren Titelblatt das Zeichen prangt. Wir lesen dort:

«Unser Volkstum ist die besondere Art und das eigene Wesen unseres elsässischen und lothringischen Volkes, wie sie sich in leiblicher, geistiger und seelischer Hinsicht seit Urzeiten (!!!) im Laufe der Geschichte geformt haben. Diese Art und dieses Wesen, dieses besondere Volkstum verbinden uns Elsässer und Lothringer und unterscheiden uns von den andern Bewohnern des heutigen französischen Staates. Je enger wir so b'ut mässig durch unsere Vorfahren ... » usw.

Es ist eine ganz spezifisch völkische Note, die Volksgemeinschaft aus der

chen der Wolfsangel überfielen damals mit dem Schlachtruf: «Schlaa dot; schlaa dot!» die Bauern der Lüneburger Heide vereinzelte Gruppen von Schweden, um sie zu töten.

Nach dem Kriege ist das alte Zeichen von völkischen Kampforganisationen übernommen worden, u. a. war es das Abzeichen des **«Wehrwolf»** und auch die Hitleranhänger tragen es oft neben dem Hakenkreuz.

Dies ist also das «uralte Notzeichen», welches das Deckblatt der Broschüre der «elsass-lothringischen Jungmannschaft» ziert und mit dem zahlreiche Häuser und öffentliche Gebäude in Strasbourg beschmiert worden sind.

Man könnte vielleicht von grobem Unfug sprechen, wenn der aufreizende Einfluss Hitlerscher Gedankengänge auf junge unerfahrene Menschen nicht bekannt wäre, und wenn wir nicht wüssten, welch ein Rückfall in die Barbarei unter diesem Zeichen im Reiche um sich gegriffen hat.

Unter diesen Umständen wird man doch wohl gut daran tun, die Treibereien unter dem «uralten Notzeichen» in der Zeit der grassierenden Hitlerpest etwas näher zu beobachten. Dass Hitlersche und Völkische Gedankengänge die ganze Broschüre beherrschen, liegt nur zu sehr auf der Hand. Wir zitieren nur nachstehenden Satz:

bereits unweigerlich der Bankrott ihres unſeligen Syſtems in wirtſchaftlicher und ſozialer Hinſicht beſchloſſen. Und hier ſtoßen wir wieder auf den Marxismus, oder vielmehr auf das, was viele als das typiſch Jüdiſche im Marxismus kennzeichnen, nämlich auf den Grundirrtum, daß die Arbeit eine Laſt, eine Bürde, etwas unheilvolles, etwas übles ſei. Daß man alſo danach trachten müſſe, dieſes Übel möglichſt von ſich fernzuhalten. Und es ſtellt ſich die Frage, ob wir nicht gerade hier den entſcheidenden Punkt berühren, wo ſich die Geiſter ſcheiden müſſen. Denn dieſe Theorie, wonach die Arbeit ein Fluch ſei, zieht naturgemäß nach ſich, daß der einzelne das Leben, wie man ſo ſagt, möglichſt genießen müſſe. Dieſe Auffaſſung muß, wenn ſie ſich durchſetzt, jedes Gemeinweſen, angefangen von der Familie über die Gemeinde bis hinauf zum Staat, mit Sicherheit in mehr oder minder kurzer Zeit zerrütten und in den Untergang führen.

Unſer Sozialismus!

Dieſer falſchen Lehre ſtellen wir eine genau entgegengeſetzte Auffaſſung entgegen. Sie beruht auf dem Grundgedanken der Arbeit. Jeder ſoll nach ſeinen Fähigkeiten arbeiten, aber jeder ſoll auch, indem er durch ſeine Arbeit nicht nur ſein Leben ermöglicht, ſondern auch das Leben der großen Gemeinſchaft, die man Volk nennt, mittragen hilft, am Glück und an den Gütern dieſer Gemeinſchaft einen gerechten Anteil haben. Damit ſind wir notgedrungen Feinde jenes Individualismus, der den einzelnen in den Vordergrund ſchiebt, auch wenn die Gemeinſchaft darunter ſchweren Schaden erleidet, und treten dafür ein, daß das Heil der Gemeinſchaft vor dem Heil des einzelnen kommen muß, daß das Wohl des ganzen Volkes wichtiger iſt als das Wohl eines einzelnen Bürgers.

Damit betonen wir auch, daß der einzelne nicht nur und allein auf ſein Recht pochen kann, ſondern daß er zuerſt einmal Pflichten erfüllen muß gegenüber der Gemeinſchaft, gegenüber der Familie, gegenüber der Gemeinde, gegenüber der Landſchaft, gegenüber ſeiner Volksgruppe.

Damit lehnen wir den Marxismus total ab, der nicht umſonſt im Hirn eines Mannes ausgeklügelt wurde, der in ſeiner Umwelt fremd war, der insbeſondere nicht einmal eine Ahnung hatte von dem Jungbrunnen eines jeden wahren Volkes, vom bodenverwurzelten und echten Bauerntum. Wir lehnen, indem wir auf die natürlichen Zuſammenhänge und auf das Leben des Volkes zurückgreifen, wie es tatſächlich iſt, auch den marxiſtiſchen Begriff des Proletariats ab, denn auch die Maſſen der großen Städte dürfen nicht als Sand und losgelöſt von allen organiſchen Bindungen hin und her geweht werden, ſondern müſſen wieder wiſſen, daß auch ſie in die Gemeinſchaft gehören. Dem marxiſtiſchen Proletarier, der nichts zu verlieren hat als ſeine Ketten, ſtellen wir den

elſaß-lothringiſchen Arbeiter entgegen, der in genau dem Maße, wie er an den Leiſtungen der Geſamtheit beteiligt iſt, auch an den Gütern dieſer Geſamtheit beteiligt ſein muß.

Aber ſeien wir uns auch klar darüber, daß eine ſolche Einſtellung — und von ihr werden wir nie ablaſſen — zwangsläufig unſere Todfeindſchaft gegen das kapitaliſtiſche Syſtem ſelbſt bedingt. Wer den Marxismus ausrotten will, und dazu wollen wir helfen, muß auch das kapitaliſtiſche Syſtem ausrotten wollen. Eines iſt ohne das andere nicht denkbar, und ſolange der Kapitalismus, d. h. das Syſtem beſteht, das einem einzelnen erlaubt, ſich ohne Einſchränkung auf Koſten ſeiner Volksgenoſſen Geld und Macht zu erraffen, wird es auch den revolutionären Drang von entrechteten und ausgebeuteten Menſchen geben, ſich an die Stelle dieſes Reichen und Mächtigen zu ſetzen. Wenn ſo beide Syſteme, das kapitaliſtiſche wie das marxiſtiſche, aus einem Grund erwachſen und wir nach der gemeinſamen Wurzel des Übels ſuchen, ſtoßen wir auf das Geld, das in all dieſen Syſtemen von einem einfachen Tauſchmittel zu einem alles beherrſchenden Endzweck geworden iſt. Wir empfinden heute die Zuſtände überall als brüchig, angefault und zerrüttet. Wirklich gebeſſert werden können ſie nur, wenn die Bedeutung, die das Geld heute auf allen Gebieten des Lebens hat, entſcheidend herabgeſetzt wird. Nicht das Geld oder das Gold, ſondern ſeine Arbeitsfähigkeit und ſeine Tüchtigkeit machen den Wert eines Volkes aus, wobei wir immer wieder das Volk vor den einzelnen ſtellen und ſo in Wirklichkeit einen wahren Sozialismus gegen den Scheinſozialismus der Marxiſten ſetzen.

Es iſt kein Zufall und nicht nur durch unſere ſcharf elſaß-lothringiſche Einſtellung bedingt, daß wir als einzige Bewegung des Landes mit dieſer Schärfe und Kompromißloſigkeit z. B. die Forderung erheben, daß ſämtliche Bodenſchätze unſeres Landes in den Beſitz und Genuß der elſaß-lothringiſchen Volksgruppe überführt werden. Sie arbeitet ſeit Urzeiten auf dem Boden, der dieſe Schätze birgt, und deshalb gehören dieſe Schätze nicht einem elſäſſiſchen Privatkapitaliſten, geſchweige denn irgendeinem Pariſer oder internationalen Finanzmann.

Wenn wir ſo leidenſchaftlich für ſoziale Gerechtigkeit kämpfen, dann werden wir auch zugleich eine neue und wahre Ordnung errichten, wo jeder an dem Platz ſteht, der ihm gebührt, wo jeder das zu tun hat, was ſeinen Fähigkeiten entſpricht, und wo jeder voll verantwortlich iſt für das, was er zu leiſten hat. Damit aber verwirklichen wir am Ende auch eine wahre Freiheit. Eine wahre Freiheit lebt nur, wo Ordnung herrſcht. Eine wahre Freiheit bedeutet nicht Zügelloſigkeit des Schlaueſten, des Frechſten oder des Brutalſten, wahre Freiheit heißt ein geordnetes und glückliches Zuſammenleben, Zuſammenarbeiten und, wenn es ſein muß, auch Zuſammenopfern innerhalb der Volksgemeinſchaft. Hier bildet ſich

ein Sozialismus heraus, der nichts mehr zu tun hat mit den abgedroſchenen und verlogenen Phraſen irgendwelcher roter Bonzen, der ebenſo weit entfernt iſt von der reaktionären Verkalkung der alten Rechtsparteien wie von der fremden, zu unſerem Volk gar nicht paſſenden Theorie der Marx und Lenin. Dieſen Sozialismus erſehnen heute ſchon die Beſten unſeres Volkes, und wenn ſie ihn auch noch nicht bis ins letzte als fertiges Syſtem vor ſich ſehen, ſo ahnen ſie doch, daß er ihren Kindern eine neue, beſſere und ſchönere Zeit bringen wird.

Das werden auch unſere elſaß-lothringiſchen Arbeiter aus den Betrieben merken. Sie werden damit an die Seite jener Arbeiter der Scholle rücken, die heute bereits den feſten und unzerſtörbaren Kern unſerer Bewegung bilden. Wenn ich in dieſem Zuſammenhang von den Rechtsparteien noch nicht geſprochen habe, ſo liegt das daran, daß wir dieſe ſogenannte politiſche Rechte als endgültig zum Tode verurteilt anſehen. In Frankreich gibt es heute rechts überhaupt keine Macht mehr! Wer ſich im Elſaß in dieſer Hinſicht immer noch nicht von gewiſſen Träumen frei zu machen vermochte, wird ſich eines Tages mit dieſer Tatſache abfinden müſſen. Daß an ihr auch Herr La Rocque nichts ändern wird, beginnt ſo langſam in die Köpfe ſeiner letzten und geduldigſten Anhänger zu dringen. In Frankreich iſt die Rechte nicht mehr vorhanden!

Und in Elſaß-Lothringen iſt ſie nur ſcheinbar noch vorhanden. Wir wünſchen auch nicht, daß ſie wieder lebendig wird, denn ſie iſt reaktionär geweſen und hat das Volk verraten. Sie ſoll ruhig verſchwinden. Die wahrhaft konſervativen Kräfte, die man nicht mit den reaktionären Profiteuren verwechſeln darf, ſind heute ſchon bei uns und werden morgen weiter zu uns ſtoßen. Die Linke aber hat allgemein ihre ſozialiſtiſche Miſſion verfehlt und, was noch viel ſchlimmer iſt, neuerdings ebenfalls, wie das troſtloſe Beiſpiel der kommuniſtiſchen Partei beweiſt, unſer Volkstum verraten. Und hier kann es nie und nimmer einen Kompromiß geben. Wir haben nie den kommuniſtiſchen Arbeiter bekämpft, wir verſuchen ihn nur davon zu überzeugen, inſofern das die Ereigniſſe nicht ſelber beſorgen, daß ihm der Marxismus nicht helfen kann. Aber, was wir den kommuniſtiſchen Führern nie verzeihen werden, iſt, daß ſie in einer Weiſe, die an Schmählichkeit alles übertroffen hat, was wir bis jetzt in unſerem, an ſolchen Ereigniſſen leider nicht armen Lande jemals erlebt haben, das deutſchſprachige Volk von Elſaß-Lothringen verraten haben. Der Tag wird kommen, wo ſie ihren heutigen Anhängern, die ſie immer noch belügen, nicht mehr unter die Augen treten dürfen. Und das iſt ſchließlich zu allen Zeiten noch die härteſte Strafe eines jeden Verräters geweſen: daß er ſich vor der eiſigen Verachtung ſeiner eigenen Volksgenoſſen verkriechen mußte. —

Hier habe ich das berührt, was in der letzten Zeit in unserer Heimat wieder besonders akut geworden ist. Mit der neuen Hetze will ich mich nur kurz in dem Maße befassen, wie sie im besonderen gegen unsere Elsaß-Lothringer Partei und „Frei Volk" gerichtet ist. Sie werden mir erlauben, nicht auf das alberne Geschwätz einzugehen, das einige Pariser Asphaltliteraten über uns in die Welt gesetzt haben. Uns tuen die Leser leid, die solche Erzählungen glauben, obschon man doch den Berichten, die von Widersprüchen und Ungereimtheiten nur so wimmeln, schon von weitem ansehen sollte, daß sie eigentlich nicht ernst genommen werden können. Ich denke auch nicht daran, mit diesen Kaffeehausjournalisten auch nur im geringsten über unsere Verhältnisse zu diskutieren, und zwar ganz einfach, weil unsere Verhältnisse diese politischen Wochenendreisenden nichts angehen.

Wenn ich hier einige Feststellungen treffe, so geschieht das vielmehr an die Adresse von Instanzen, in Straßburg und in Paris, die wir durchaus ernst nehmen und die sich zu unserer Verwunderung offenbar von den Ammenmärchen einiger Presseklatschweiber in Röcken oder Hosen beeindrucken ließen. Wenn man allerdings als Uneingeweihter aufnahm, was die Zeilenschinder in den letzten Wochen zusammenschrieben, konnte man zu der Ansicht gelangen, daß in Elsaß-Lothringen ein nationalsozialistischer Aufstand kurz vor dem Losbrechen war, daß wir das Land mit einem dichten Netz von gefährlichen Organisationen überzogen hatten, daß ich mich gewissermaßen nicht nur zum Inhaber eines mächtigen Zeitungskonzerns entwickelt hatte, sondern auch jede Woche mindestens einmal mit dem deutschen Reichskanzler zu Mittag aß, daß wir an jeder Straßenecke einige Buchhandlungen mit fürchterlicher deutscher Literatur, angefangen von den Osterhasenbüchern für die kleinen Buben, errichtet hatten, daß kurzum der französischen Republik vom Elsaß her eine unglaubliche Gefahr drohte, bis — zum großen Glück — einige unerschrockene Patrioten, nachdem sie gewiß vorher ihre letzten Angelegenheiten in Paris in Ordnung gebracht hatten, sich in das braune Pestgebiet wagten, allen voran die tapfere Dame Schakob, und — im letzten Augenblick das Schlimmste abwenden konnten.

Nichts war zu dumm, als daß es nicht behauptet worden wäre. Was sollten wir nicht alles in unserer harmlosen Ingweiler Versammlung damals vorgehabt haben! Ein „Treuebekenntnis zum Führer" sei bereits fix und fertig aufgesetzt gewesen, und als „nationale Minderheit" hätten wir uns feierlich proklamieren wollen. Diese Angst vor einer derartigen Proklamation kehrt ständig wieder, was um so lächerlicher ist, als doch gar kein Anlaß besteht, in Form von bombastischen Resolutionen zu verkünden, was von jeher eine Tatsache war. Ja, ich schätze, daß sogar noch zur Stunde, wo wir hier in Ruhe und Disziplin

unſere Kundgebung halten, manche Leute von dem unbehaglichen Gefühl beſeſſen ſind, wir könnten irgendeine Teufelei loslaſſen. Zur allgemeinen Beruhigung will ich gleich verſichern: Es wird gar nichts paſſieren!

Aber wie konnte es möglich ſein, daß ſogar die Behörden, die doch unterrichtet ſind, kopfſcheu wurden? Was hat ſich denn plötzlich in Elſaß-Lothringen ereignet? Was iſt Neues geſchehen? Soweit wir ſehen, und wir ſind ja hier an Ort und Stelle, iſt überhaupt nichts Neues geſchehen. Zeitungen, die es vorher ſchon gab, ſchreiben heute glücklicherweiſe noch die Wahrheit, wie ſie ſie geſtern ſchon ſchrieben. Und unſere Organiſation ſelbſt führt nur ihre Sammlung aller Landsleute weiter, wie ſie das vor Jahren ſchon begonnen hat.

Unſere Bewegung, und das betone ich hier ausdrücklich, iſt heute noch in jeder Hinſicht genau ſo unabhängig und frei, wie ſie es vom erſten Tage an geweſen iſt, und ſie wird ſolange unabhängig und frei bleiben, wie die Männer, die hier vor ihnen ſtehen, die Verantwortung für dieſe Bewegung tragen. Unſere Bewegung iſt und bleibt zutiefſt im elſaß-lothringiſchen Volk verwurzelt, ſo wie jeder von uns ohne eine einzige Ausnahme dem elſaß-lothringiſchen Volk innig verbunden iſt und mit ihm verwurzelt bleiben muß.

Ich denke, daß dies klar genug iſt. Alles was dagegen geſagt und geſchrieben wird, iſt Unwahrheit und Torheit. Das müſſen auch endlich einmal die zuſtändigen amtlichen Stellen zur Kenntnis nehmen. Sie müſſen ſich darüber klar werden, daß mit dem öden Gewäſch von „Nazium-trieben", „ausländiſchen Agenten" uſw. nicht unſere Bewegung getroffen wird, ſondern weit eher die Belange ſchwer geſchädigt werden, die ſie zu hüten haben!

Auf Grund dieſes Tatbeſtandes, gegen den ein Gegenbeweis nicht erbracht werden kann, dürfen wir auch erwarten, daß wir nicht nur dieſelben Pflichten, ſondern auch dieſelben Rechte wie die anderen Staatsbürger haben; dürfen wir erwarten, daß gewiſſe Methoden, die in der letzten Zeit in Schwung geraten zu ſein ſcheinen, nicht weiter gegen uns angewandt werden. Wir ſind immer ſtreng auf dem Boden der Geſetzlichkeit geblieben, und wir haben die Abſicht, auch in Zukunft auf dieſem Boden zu verharren. Dann müſſen wir uns aber auch dagegen verwahren, daß mit Mitteln, die mit dem Buchſtaben und dem Geiſte der Verfaſſung in ſchärfſtem Widerſpruch ſtehen, ja geradezu ein Hohn auf den ſo oft angerufenen Grundſatz der Meinungsfreiheit ſind, allerorts gegen uns gearbeitet wird. Iſt es demokratiſch, iſt es republikaniſch, iſt es freiheitlich, iſt es eines großen Staates würdig, iſt es überhaupt anſtändig, daß Spitzel bis in die letzten Dörfer geſchickt werden, um die Abonnenten von Zeitungen zu notieren, die vielleicht manchen Futterkrippenpolitikern und Lügnern nicht in den Kram paſſen,

immerhin aber doch nicht verboten ſind? Auf Grund welcher geſetzlichen Beſtimmung können die Bezieher einer regelrecht erſcheinenden Zeitung auf ſchwarze Liſten geſchrieben werden? Was ſoll man dazu ſagen, wenn Bürgermeiſter über ihre Mitbürger, die ſie gewählt haben und für deren Wohl und Wehe ſie zu ſorgen haben, ausgefragt werden? Wenn man dieſe Männer in den Gewiſſenskonflikt bringt, aus ihrer vermeintlichen Pflicht gegen die Behörde heraus ihre Mitbürger denunzieren zu müſſen? Was ſoll man dazu ſagen, wenn der Bürgermeiſter beim Schulmeiſter, und der Schulmeiſter beim Bürgermeiſter und der Pfarrer beim kommuniſtiſchen Zellenleiter ausgeſpitzelt wird? Halten die Behörden den franzöſiſchen Staat für ſo ſchwach und ſeine Geſetze für ſo mangelhaft, daß auf derartige Methoden nicht verzichtet werden kann?

Paris hat das Wort

Gewiß, in Elſaß-Lothringen gibt es eine Oppoſition gegen den Regierungskurs, und wir gehören zu dieſer Oppoſition! Aber dieſe Oppoſition entſpringt nicht den angeblichen Goebbelsmillionen, ſondern der bedauerlichen Tatſache, daß ſeit 20 Jahren lebenswichtige Intereſſen des deutſchſprachigen Volkes im Elſaß und in Deutſchlothringen von der Pariſer Zentrale nicht beachtet wurden. Es wäre müßig, wollte ich die lange Reihe unſerer Beſchwerden aufzählen, die wohl berechtigt ſind und nicht irgendeiner Nörgelſucht entſpringen. Jawohl, es gibt in unſerem Volke Unzufriedenheit und Mißſtimmung, ja mancherorts ſogar tiefen Groll. Aber wie kann ſich darüber ein Miniſter in Paris wundern? Kann er erwarten, daß Tauſende unſerer Sparer, die ihr ganzes Daſein lang keine Mühe geſcheut haben, um für ihren Lebensabend und ihre Kinder einen kleinen Notgroſchen zurückzulegen, von drei Abwertungen in zwei Jahren begeiſtert ſind? Iſt es wirklich ſo unmäßig, wenn Leute bei uns finden, daß doch nicht alles, was noch irgendwie etwas einbringt, von hier fortgeſchleppt werden ſollte, wie es noch in allerjüngſter Zeit mit der Generaldirektion der Kaligruben und der Generaldirektion unſerer Eiſenbahnen geſchah? Iſt es ſo unbeſcheiden zu verlangen, daß der Staat, der ſchon Milliarden an Steuern aus Elſaß-Lothringen bekommen hat, angeſichts von faſt 190 Millionen Schaden am Viehbeſtand der elſaß-lothringiſchen Bauernſchaft etwas mehr tut als durch ſeine Behörden dieſe ſelben Elſaß-Lothringer dazu zu ermuntern, recht fleißig für die geſchädigten Bauern zu ſammeln? Ja, um zum letzten und kleinſten zu kommen, muß denn ſogar bei der Einrichtung der billigen Tankſtellen für Touriſten den Elſaß-Lothringern vor Augen geführt werden, daß ſie auch heute wieder, wenn es ans Bekommen geht „une province à l'instar de l'étranger effectif", eine gleichſam „ausländiſche Provinz" ſind? Und da wundert man ſich in Paris, von wo

man uns alle Nachteile einer Sonderſtellung herüberſchiebt, daß wir auch nach den Vorteilen der Selbſtverwaltung trachten, deren Notwendigkeit heute von den patriotiſchſten Wirtſchaftsmännern im „Groupement de vigilance et d'action économique" geradezu vordemonſtriert wird! Haben ſich in Paris die Leute noch nicht die Mühe genommen, einmal zu bedenken, welch ungeheure Laſt und welch ungeheurer Schaden für unſer Land und Volk das Schickſal in ſich ſchließt, zum Glacis Frankreichs verurteilt zu ſein? Soll jetzt mit dem Hinweis auf dieſe ſowieſo ſchon ſchwere Bürde noch die letzte Freiheit bei uns unterbunden werden?

Und endlich die große Not des Kampfes gegen unſere deutſche Sprache, gegen unſer angeſtammtes Volkstum! Wer ermißt den Schaden an den Seelen, der hier in 20 Jahren angerichtet wurde? Hier liegt der Brennpunkt des Konfliktes. Wenn wir unſer ganzes Hab und Gut verlören, vielleicht könnten wir uns damit abfinden, aber hier können wir nicht nachgeben! Hier werden wir nicht raſten und nicht ruhen, bis wir unſerer ſchönen deutſchen Sprache die volle Gleichberechtigung mit dem Franzöſiſchen erkämpft haben. So wie der franzöſiſchſprechende Bürger ſeine Sprache in ſeinem Gebiet überall gebrauchen kann, ſo muß der deutſchſprachige Bürger ſeine Sprache in ſeinem Land Elſaß-Lothringen, in dem von jeher deutſch geſprochen wurde, überall gebrauchen können. Und gerade hinſichtlich des Sprachenkampfes wird überhaupt deutlich, wie ſich für uns die Frage der elſaß-lothringiſchen Heimatbewegung ſtellt. Nicht wir verlangen Sondervorrechte, ſondern uns enthält man elementare Volks- und Menſchenrechte vor! Nicht wir kommen mit böſen Abſichten und ſchlechtem Willen, ſondern Paris behandelt uns nicht ſo wie es ſich gehört, wendet leider gegenüber den anderthalb Millionen deutſchſprachiger Elſaß-Lothringer nicht die Prinzipien an, für die es zugunſten mitunter ganz kleiner Minderheiten auf dem Balkan eintritt oder deren Anwendung durch die Engländer auf die franzöſiſch ſprechenden Kanadier es ſo begrüßt.

Die Löſung der Frage liegt daher nicht bei uns, ſondern bei Paris. Es liegt an Paris, unſere Lebensrechte nicht zu ſchmälern, ſondern zu achten. Es hat das Wort!

Das möge man gut verſtehen, denn das iſt wichtig. So ſtellt ſich die Frage und nicht anders, und wenn man das einmal begriffen hat, dann hat man auch begriffen, daß mit Polizeimaßnahmen aber auch gar nichts auszurichten iſt!

Iſt es wirklich ſo ſchwer, bei einer derartig verſtändigen Frageſtellung Gehör zu finden? Man ſollte doch meinen, daß es genug vernünftige Leute gibt, um uns auch auf der anderen Seite der Barrikade ein wenig Verſtändnis entgegenzubringen.

Immer aber und auch in der letzten Zeit kommt dann der Einwand: „Alles recht: über dieſe oder jene eurer Forderungen könnte man vielleicht reden, aber euer Land grenzt an das Reich. Wir können nicht dulden, daß ſo nahe an der Grenze über ſolche Dinge diskutiert wird. Welches werden die Auswirkungen einer Auseinanderſetzung in Deutſchland ſein?"

Damit wird ein außenpolitiſches Moment in die Debatte geworfen, und zwar ausgerechnet und merkwürdigerweiſe von unſeren Gegnern. Wie verhält es ſich damit?

Bevor ich dieſe Frage vom Standpunkt unſerer elſaß-lothringiſchen Forderungen aus beantworte, will ich kurz die angezogene Sache ſelbſt, die heute im Vordergrund ſteht, die Frage der Außenpolitik berühren. Wenn ich heute feſtſtelle, daß die franzöſiſche Außenpolitik ſeit Kriegsende alles andere als erfolgreich war, dann wundert ſich niemand mehr darüber, denn die Tatſachen ſpringen jetzt auch dem Verbohrteſten und dem Dümmſten in die Augen. Aber wir dürfen vielleicht darauf hinweiſen, daß wir ſchon vor Jahren genau vorausſagten, was andere nicht glauben wollten. Dieſe Außenpolitik mußte zuſammenbrechen, weil ſie ſich auf einer Grundlage aufbauen wollte, die nicht tragfähig war.

Worin beſtand dieſe Außenpolitik der letzten 20 Jahre? Sie beſtand im Verſuch, mit allen Künſten der Diplomatie, mit dem Gewicht des Goldes und, wenn möglich, mit der Gewalt der Waffen den Zuſtand vom November 1918 aufrecht zu erhalten, d. h. kurz, Deutſchland in völliger Ohnmacht für alle Zeiten zu halten. Dieſe Politik, möchte ich gleich hinzuſetzen, war bei Franzoſen gefühlsmäßig verſtändlich. Sie entſprang der friſchen Erinnerung an die furchtbaren Wunden, die der letzte Krieg Frankreich geſchlagen hatte. Sie entſprang dem Bewußtſein der klarſten franzöſiſchen Köpfe, daß Frankreich nur um Haaresbreite dem Verderben entronnen war. Sie alle wollten nun endlich, wenn möglich für alle Zeiten, von dieſem Druck aus dem Oſten befreit ſein und trachteten deshalb danach, daß Deutſchland für Kinder und Kindeskinder nicht mehr gefährlich werden könnte. Damals begann die Politik der ſogenannten „Sicherheit". Und zwar ſollte, wie geſagt, die Sicherheit Frankreichs in der Ohnmacht und Wehrloſigkeit Deutſchlands liegen. Dieſe Politik war mit anderen Worten auf der Überzeugung aufgebaut, daß es mit dieſem Deutſchland ein friedliches Zuſammenleben, geſchweige denn eine wahre Verſtändigung überhaupt nicht geben könne. Ich wiederhole: man kann verſtehen, daß rein gefühlsmäßig eine ſolche Politik von franzöſiſcher Seite aus betrieben wurde. Verſtandesmäßig aber war dieſe Politik undenkbar. Und das iſt ſchließlich doch das Entſcheidende. Denn, wenn auch eine wahre Politik, d. h. eine ſtaatsmänniſche Kunſt, die ſich nicht

mit Verneinen begnügt, ſondern aufbauen will, nicht der Wärme des Herzens entbehren kann, ſo müſſen doch ihre Entſchlüſſe im letzten Grund mit kühlem Kopf gefaßt werden.

Hier aber liegt der verhängnisvolle Irrtum aller franzöſiſchen Außenpolitiker ſeit 1919! Nur einen vielleicht kann man davon ausnehmen, nämlich Briand, der zu manchen Zeiten geahnt zu haben ſcheint, daß ein anderer Weg beſchritten werden müßte. Der große Irrtum dieſer zwanzigjährigen Außenpolitik begann damit, daß man die grundwichtige Tatſache offenbar unterſchätzte, daß Frankreich ja den Krieg gegen Deutſchland nicht aus eigener Kraft gewonnen hatte. Wie konnte man dann einen Gewaltfrieden gegen Deutſchland aus eigener Kraft auf Jahrzehnte hin durchſetzen wollen? Clemenceau, der groß genug war, um Frankreich bis zum Siege zu führen, aber deſſen Kräfte dann wohl nicht ausreichten, um Frankreich das größte Geſchenk, nämlich einen wahren Frieden zu geben, hätte es doch ſchon merken müſſen bei den Verhandlungen in Verſailles: wo ſich die Sieger anzufauchen begannen, als die Brocken verteilt und die Knochen abgenagt wurden. Er hätte ſchon daran denken müſſen, daß die zahlreichen Staaten, die wohl geholfen hatten, Deutſchland niederzuwerfen, ſehr bald wieder auseinanderlaufen würden, um ihre beſonderen, ſehr verſchiedenen Intereſſen zu verteidigen. Und ſo iſt es auch nachher bald gekommen, trotz der franzöſiſchen Bündnispolitik. Auch dieſe ließ ſich nicht durchführen, wie uns die letzten Jahre deutlich genug gezeigt haben.

Und ſo ſtehen wir heute vor der Tatſache, das Deutſchland wieder groß und ſtark geworden iſt, ohne daß ſich das Verhältnis zwiſchen ihm und Frankreich wirklich geklärt hätte!

Das deutſche Problem aber iſt für Frankreich heute wieder das Problem ſchlechthin, denn, verbergen wir es uns doch nicht: überall ſtoßen wir auf dieſe Frage. Der deutſche Schatten liegt auf allem, was Frankreich tut! Wer weiß das beſſer als wir, hier im Grenzland, am Rhein?

Dieſe Entwicklung iſt bedenklich. Sie iſt bedenklich für Frankreich. Sie iſt bedenklich für den Frieden, das heißt, ſie geht auch im höchſten Maße uns an, die wir hier zwiſchen den großen Mühlſteinen ſitzen.

Und deshalb haben wir nicht nur das Recht, ſondern auch die Pflicht, von hier aus immer wieder unſere Stimme zu erheben und an die Vernunft zu appellieren.

So werden wir auch heute nicht ſchweigen, ſelbſt wenn manche Leute es nicht gerne hören, daß man an ihre Sünden erinnert, die ja die heutige Lage heraufbeſchworen haben. Wir werden nicht ſchweigen, obſchon die Lage ſehr verdorben iſt. Wir werden und können nicht ſchweigen, weil wir hier der Unruhe und der Sorge Ausdruck geben, die heute tief in der Seele eines jeden Elſäſſers und Lothringers wach geworden iſt. Ein Volk hat nicht umſonſt ſeit Jahrhunderten eine Grenz-

mark bewohnt, über die in regelmäßigen Abständen die Unwetter des Krieges ſich entluden.

Friede, Volkstum und Staat

Wir werden auch nicht ſchweigen von den Beſchwerden unſeres Volkes, gerade vom Standpunkt des Friedens aus. Denn Elſaß-Lothringen iſt der Prüfſtein, wie es kürzlich mit Recht von einem alten Anhänger der Heimatbewegung in unſerem Kampfblatt „Frei Volk" geſchrieben wurde, für die Klarheit des deutſch-franzöſiſchen Verhältniſſes.

Solange man es nicht glaubt dulden zu können, daß in dieſem Lande die Menſchen frei und ungehindert ihre deutſche Sprache, ihre angeſtammte Kultur üben und pflegen, ſolange ſoll man nicht von Frieden zwiſchen Frankreich und Deutſchland reden!

Daß jenſeits des Rheins und weit darüber hinaus an die hundert Millionen Menſchen dieſelbe Sprache ſprechen wie wir, kann kein Grund für uns ſein, dieſe Sprache aufzugeben und fortzuwerfen. Daß heute am Rhein die politiſche Grenze läuft, kann für einen verſtändigen Menſchen kein Grund ſein, die kulturellen Bande, die unſer Land heute wie zu allen Zeiten mit allen Ländern deutſcher Zunge, mit dem früheren Reich, mit Öſterreich, mit der Schweiz lebendig und fruchtbar verknüpften, plötzlich abzuſchneiden. Dieſe kulturelle Verbundenheit, die in nichts unſeren Pflichten gegenüber dem Staate zuwiderlaufen muß, kann auch nicht abhängig ſein von der Form des Regierungsſyſtems meinetwegen im Reich. Dieſe Verbundenheit iſt weit älter als jede Regierungsform. Sie hat ſich nie an Staatsgrenzen gehalten, ſondern iſt etwas natürliches, ſelbſtverſtändliches, etwas einfach menſchliches. Das Beiſpiel der welſchen Kanadier ſollte gerade Franzoſen beweiſen, daß man ein loyaler Staatsbürger ſein kann, obſchon man den kulturellen Austauſch mit den anderen Ländern derſelben Sprache nicht miſſen will.

Wir werden nie dem beſchämenden Beiſpiel derer folgen, die um das Linſenmus eines Ordens, eines politiſchen Vorteils, oder gar eines geldlichen Gewinns ihre Sprache und ihr Volkstum verſchachern, das heißt, ihre eigenen Eltern verkaufen. Und wir werden noch viel weniger jemals uns zu denen geſellen, die ihre deutſche Mutterſprache nur dazu mißbrauchen, um alles, was in dieſer Sprache gedacht, geſagt und geſchrieben wird, in der unflätigſten Weiſe auf ihr ſchmutziges Niveau herabzuzerren. Denn keiner von uns will jemals in den Augen ehrlicher und gradgewachſener Männer als Hundsfott daſtehen!

Auch das muß man verſtehen! Ja, für eine derartige Haltung ſollte man uns nicht beſchimpfen, ſondern, wer verſtändig und ſelbſt feſt an ſeiner eigenen Sprache hängt, ſollte auch bei uns dieſe Anhänglichkeit anerkennen! Wir ſind die erſten, die anerkennen, welche kulturellen Werte Frankreich der Welt geſchenkt hat. Aber wir können nicht annehmen,

daß alle Kultur nach dem Wertmaßſtab von Paris gemeſſen wird. Wir halten an der unſrigen und wir glauben ſtolz auf ſie ſein zu dürfen, denn dieſe Kultur haben wir nicht als Schmarotzer einfach in Empfang genommen, ſondern Elſäſſer waren es, die ewig ſchöne, herrliche Beiträge zu dieſer Kultur der deutſchen Sprache geliefert haben ...

Was wir wollen? Ich kann es in einem Satz ſagen: Man laſſe uns, was wir ſind und was wir haben, und gebe uns die Möglichkeit zu arbeiten. Dann werden wir zeigen, was wir können!

•

So habe ich verſucht, einige entſcheidende Fragen, die ſich in unſerem Lande und darüber hinaus ſtellen, herauszugreifen, und Ihnen darzulegen, welche Löſung wir für ſie vorſchlagen. Vielleicht haben Sie ein wenig den Eindruck bekommen, daß wir uns nicht ängſtlich im Schatten des kleinen Kirchturms halten, wie es manchmal Gegner behaupten, die ſich einbilden, uns von ihrem Witz etwas abtreten zu müſſen, ſelbſt auf die Gefahr hin, dabei ſofort ihren geiſtigen Konkurs anmelden zu müſſen. Vielleicht haben Sie gemerkt, daß wir uns ſehr wohl auch an der großen Auseinanderſetzung beteiligen, die in unſrer Zeit vor ſich geht, an dieſer geiſtigen und ſeeliſchen Auseinanderſetzung, die ſo ſchön iſt, daß es trotz allem eine Luſt iſt zu leben! Ja, vielleicht werden Sie finden, daß ſich niemand reger um dieſe Auseinanderſetzung bekümmert hierzulande als wir von der Jungmannſchaft, die heute bereits zur bedeutenden Elſaß-Lothringer Partei geworden iſt. Von allem Anfang an hat unſere Bewegung ſich nicht allein als eine politiſche aufgefaßt, ſondern auch den Anſpruch erhoben, alle Fragen in dem Sinne anzufaſſen, der, wir hoffen es, dem entſpricht, was morgen ſein wird. So iſt unſere Bewegung nicht nur eine politiſche Organiſation, die ohne großen Apparat, ohne Uniformen und Bürokratie ſo feſt iſt wie keine andere, ſondern auch ein Zuſammenſchluß von Menſchen, die dieſelbe Geſinnung oder zum mindeſten dieſelbe Sehnſucht haben! Dies gibt ihr jenen eigentümlichen Inhalt, der unmöglich in Worte gefaßt werden kann, aber von jedem einzelnen unſerer Kameraden, der einmal bis zum Kern unſerer Sache vorgedrungen iſt, wohl geſpürt wird und nicht mehr gemißt werden möchte.

Unſer Sinn iſt der ganzen großen Welt eröffnet. Was irgendwie in deutſcher Sprache geſchieht, geht uns an, aber mit beiden Füßen ſtehen wir unverrückt und feſt verwurzelt auf dem Boden unſerer elſäſſiſchen und lothringiſchen Heimat. Keine Gewalt der Menſchen wird uns jemals davon losreißen können, denn dieſer Boden gehört uns, weil unſere Vorfahren ihn im Schweiße ihres Angeſichts zu dieſem ſchönen Garten Gottes gemacht haben, er gehört uns, weil ſie darin ihre Ruhe fanden, weil wir ſelbſt alles, was wir tun und was wir wagen, aus Liebe zu

dieſem Boden und aus Treue zu dem prächtigen Volk, das darauf lebt, tun und wagen, weil wir nichts als dieſem Land dienen wollen.

Wir ſind noch nie an unſerer Aufgabe irre geworden. Wir haben die Überzeugung, daß alles, was gut und geſund und anſtändig iſt in unſerem Volk, bei uns ſteht oder bei uns ſtehen wird.

Uns iſt noch nie um den Ausgang unſeres Kampfes bange geweſen! Wir haben immer geglaubt, daß wir uns durchſetzen werden, und nichts kann beſſer beſtätigen, wie der Glaube Berge zu verſetzen vermag, als wenn man das Wachſen unſerer Bewegung betrachtet. Aber wir glauben nicht nur: wir wiſſen auch, daß am Ende der Sieg unſer ſein wird!

Und, wenn es erlaubt iſt, daß ich mich am Ende an euch wende, meine Kameraden: vergeßt nicht, daß dieſer Tag wichtig für unſere Bewegung ſein wird. Was wir heute ſchon ſind, ſind wir vor allem deshalb geworden, weil wir zuſammenſtanden und arbeiteten. Dafür dankt euch die Leitung der Bewegung.

Wir wollen es uns heute geloben, daß wir auch fürderhin zuſammenſtehen, wie echte Brüder tun, daß wir niemals einander und der Heimat untreu werden wollen. Dann wird es einmal unſer ſchönſter Lohn ſein, daß man von uns ſagen kann: ſie haben ihre Pflicht getan!

Offener Brief an den Miniſter für Elſaß-Lothringen, C. Chautemps

Sehr geehrter Herr Präſident!

Obſchon ſich in unſerem Lande von einem Tag auf den anderen gar nichts geändert hat, lenkt ſeit einigen Wochen eine beſtimmte Preſſe, deren Geſchrei ſich immer noch ſteigert, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf Elſaß-Lothringen. Die Schreiber und Hintermänner dieſer Preſſe verlangen offen Zwangsmaßnahmen gegen eine ganze Anzahl von Bürgern, die ſie als „Agenten Hitlers" und „Propagandiſten des Auslandes" im Elſaß bezeichnen. Dieſe Kampagne läuft darauf hinaus, von der Regierung ein Ausnahmedekret zu erpreſſen, von dem dieſe Hintermänner und Preſſeſchreiber behaupten, daß ſeine Anwendung allein Frankreich davor bewahren könne, Elſaß-Lothringen zu verlieren. Wir nehmen an, daß auch Sie, Herr Präſident, der Sie zur Zeit die elſaß-lothringiſchen Angelegenheiten zu verwalten haben, mit dieſer Sache befaßt ſind.

Erlauben Sie uns daher, nachſtehende Bemerkungen an Sie zu richten. Wenn wir auch vorausſetzen, daß Sie nicht ohne Mißtrauen die Äußerungen von Leuten entgegennehmen, von denen Ihnen ſo viel Schlimmes

berichtet wurde, ſo bitten wir Sie doch, kritiſch und kühl, das heißt als Politiker, zu prüfen, was wir Ihnen nachſtehend ergebenſt unterbreiten. Die entſprechenden Schlüſſe wollen Sie dann ſelber ziehen.

•

Auf den erſten Blick enthüllt dieſe geſamte Preſſekampagne einen fundamentalen Widerſpruch. Einmal wird darin beteuert, daß Elſaß-Lothringen unbedingt und ſozuſagen hundertprozentig franzöſiſch iſt, ein andermal aber wird darin auf das heftigſte vor einer gefährlichen Propaganda gewarnt, die drauf und dran iſt, unſere Provinzen von Frankreich loszulöſen. Wie könnten aber, wenn die erſte Feſtſtellung richtig iſt, einige Agenten, und verfügten ſie über den ganzen Propagandafonds des Dr. Goebbels, unſerer Bevölkerung den Kopf ſo verdrehen, daß daraus wirklich eine für Frankreich gefährliche Lage entſtünde?

Hier muß alſo etwas nicht ſtimmen.

Und in der Tat: beide Vorausſetzungen dieſer unendlich törichten und für die franzöſiſchen Intereſſen höchſt ſchädlichen Preſſekampagne ſind falſch. Unſer Volk iſt weder in dem Sinne, wie es jene Leute behaupten, hundertprozentig franzöſiſch, noch läuft es in einer plötzlichen Verwirrung einigen „ausländiſchen Agenten" nach. Unſer Volk will nichts als ſein Recht. Man verhindere, daß unſer Land wirtſchaftlich immer mehr zurückgehe, man laſſe und pflege unſer Volkstum und unſere deutſche Sprache, unſere Sitten und Überlieferungen, wie ſie in tauſend Jahren entſtanden ſind, man nehme von unſerem, zu einem rieſigen Glacis gewordenen Land den ewigen Alpdruck des Krieges durch eine Politik aufrichtiger Verſtändigung zwiſchen Frankreich und Deutſchland — und es wird keine zufriedeneren und beſſeren Bürger geben als die Elſaß-Lothringer. Der große Beweis: in zwanzig Jahren hat unſer Volk einen Beitrag an Arbeit und Leiſtungen aller Art aufzuweiſen, den Sie gewiß gern anerkennen — obſchon, was wir Ihnen offen bekennen müſſen, die oben erwähnten Grundbedingungen leider nur zu einem geringen Teil erfüllt wurden. Ein Einzelbeweis: als Sie, Herr Präſident, nach Ihrer letzten Machtübernahme für eine beſchleunigte Entſcheidung des Staatsrats in der Frage des 9. Schuljahrs ſorgten, war dieſer leidige Streit mit einem Schlag aus der Welt geſchafft.

Es iſt nicht wahr, daß die Elſaß-Lothringer nie zufrieden ſind und immer etwas zu nörgeln haben. Wahr iſt vielmehr, daß unſere Bevölkerung eine der geduldigſten ganz Europas iſt. Denn: darüber müſſen Sie, Herr Präſident, beſſer urteilen können als wir: wie würden die Bewohner irgendeines Departements im Norden oder Süden ſich verhalten, wenn ſie wirtſchaftlich dieſe Einbuße erleiden würden wie wir, wenn ſie ſoviel mehr Steuern zu bezahlen hätten als andere, und wenn, was

wir für unendlich viel ſchlimmer halten, die Sprache, die ſeit unendlichen Generationen von ihren Eltern in ihrem Lande geſprochen wird, aus ihren Schulen, aus ihren Gerichten, aus ihrem ganzen öffentlichen Leben gleichſam verbannt wäre? Glauben Sie nicht, daß dann dort, in Ihrer ſchönen Touraine oder ſonſtwo, auch ſchon harte Worte geſprochen und geſchrieben worden wären, ja, daß dort mitunter ſchon eine ſchärfere Reaktion erfolgt wäre als bei uns, den ruhigen Leuten im Oſten?

Wenn man dieſe Tatſachen ruhig überdenkt — und es ſind Tatſachen — kommt man unſchwer zur Erkenntnis, daß alle Fragen, die ſich bei uns ſtellen, oder daß „die elſaß-lothringiſche Frage" (wie ſie jetzt von Pariſer Journaliſten wieder aufgerollt wurde) niemals durch Polizeimaßnahmen zu löſen iſt. Heute weniger denn jemals vorher. Durch Polizeimaßnahmen kann nur noch mehr verdorben werden. Und, wenn wir tatſächlich die finſteren Geſellen wären, als die wir Ihnen zweifellos beſchrieben wurden, würden wir jetzt ſagen: nur zu! Nur mit dem Polizeiknüppel dazwiſchengefahren! Der Scherbenhaufen wird am Ende auch danach ausſehen!

Damit aber kommen wir zu der Frage, was hinter dieſem Preſſe-Trommelfeuer gegen die „elſäſſiſchen Nazi" ſteckt. Die, welche gegenwärtig im Elſaß toben, tun dies nun ſchon ſeit Jahren. In den letzten Wochen haben ſie nur den Ton verſtärkt und das Niveau noch etwas geſenkt — falls dies überhaupt noch möglich war. Denn, darüber ſollte man ſich in Paris allmählich keiner Täuſchung mehr hingeben: die Wortführer dieſer Kampagne ſind hierzulande auch menſchlich ſo verachtet, daß ſie jede Sache kompromittieren, und wäre es die vornehmſte, für die ſie eintreten. Daher iſt es auch vom franzöſiſchen Standpunkt aus ſo bedenklich, daß ſolche Elemente ſich nicht nur immerfort auf Frankreich berufen können, ſondern ſogar noch von ſtaatlichen Stellen mit Rat und Geld unterſtützt werden.

Im Elſaß, wo man Beſcheid weiß, herrſcht über dieſe Angelegenheit (ſie iſt allerdings ſo unappetitlich, daß wir faſt nie davon ſprechen) nur eine Meinung: dieſe Schreier, die in Patriotismus machen, wie andere Leute in alten Lumpen oder in Kaninchenfellen, brauchen einen angeblichen „Antipatriotismus" als Anreiz für ihr Geſchäft. Wenn im Elſaß das „Vaterland" nicht mehr „in Gefahr" wäre, hätten ſie, im buchſtäblichen Sinne des Wortes, keine Exiſtenzberechtigung mehr. Wenn es im Elſaß keine Oppoſition mehr gäbe, würden ſie eine ſolche erfinden — ſonſt hätten ſie nichts mehr zu eſſen. Ja, wenn in Elſaß-Lothringen eine verſtändige Löſung aller Fragen gefunden werden könnte — würden dieſe angeblichen Patrioten ſie beſtimmt zu vereiteln ſuchen, damit ihr Geſchäft nicht eingeht! Ermeſſen Sie nun, Herr Präſident, daß — es iſt eine grauſige Ironie — dieſer Klüngel, der nur Frankreich im Munde

führt und dabei an ſeinen Geldbeutel denkt, daß dieſer Klüngel es iſt, der Frankreich ſeit Jahren durch ſeine Lügen, ſchlechten Ratſchläge und ſeine Brunnenvergiftung im Elſaß einen unſäglichen Schaden zugefügt hat?

Denn, auch darüber kann kein Zweifel mehr beſtehen: hinſichtlich des Treibens dieſes Klüngels hat ſich in unſerem Land längſt eine Abgrenzung vollzogen: auf der einen Seite ſtehen alle anſtändigen Leute ohne Unterſchied der politiſchen Überzeugung, die gewiß ſehr verſchieden ſein kann, auf der anderen Seite brüllt ſich dieſe ſehr unſchöne Geſellſchaft die Kehle heiſer.

Wer aber das weiß, wundert ſich nicht, daß von dort her nur mit „Agenten", „gekauften Verrätern", „Geheimfonds" uſw. gegen den Großteil unſerer Bevölkerung, der geſinnungsmäßig hinter uns ſteht, operiert wird: man ſchließt naturgemäß von ſich auf andere. Und wer das weiß, wundert ſich auch nicht mehr, daß im Elſaß immer ein Komplott gegen die Sicherheit Frankreichs entdeckt wird. Wollen nicht auch die Lumpen- und Kaninchenfellhändler leben?

•

Erſtaunlich jedoch iſt, wenn Pariſer Journaliſten plötzlich — warum eigentlich? — dieſen alten Rummel nicht nur mitmachen, ſondern ihm mit einer Leichtfertigkeit und Ungeſchicklichkeit ohnegleichen einen Widerhall in ganz Europa verſchaffen.

Sie tragen die unmöglichſten Märchen, Schauergeſchichten und Behauptungen zu einem Abenteuerroman zuſammen, über den alle Leute bei uns den Kopf ſchütteln. Wie können denn Reporter von Zeitungen, die in ganz Frankreich ernſt genommen werden, ihren Leſern einen ſolchen Unſinn vorſetzen? So fragt man ſich hierzulande. Ja, die Elſäſſer gehen noch weiter: ſie denken, wenn auch andere Pariſer Reportagen nach demſelben Rezept hergeſtellt werden, wie die neueſten Meldungen über Elſaß-Lothringen, das doch nicht beim Himalaya oder in der Nähe von Feuerland liegt, wie muß es da erſt mit den Berichten aus entfernteren Ländern beſtellt ſein? Und unſere Leute wundern ſich, daß man ein ſolches Futter Leſern vorſetzen kann, von denen immer behauptet wird, daß ſie zu den aufgeklärteſten und urteilsfähigſten des Kontinents gehören.

Dieſe „Raids" journaliſtiſcher Abenteurer unter unſerer Bevölkerung haben auch noch eine andere Auswirkung: wie ſchon früher, iſt es auch in den letzten Wochen vorgekommen, daß Geſpräche, zu denen ſich der Politik völlig fernſtehende Einheimiſche der verſchiedenſten Stände auf die Bitte dieſer Reporter gern und loyal bereit erklärten, in den Pariſer Zeitungen ganz verdreht, ja ſo falſch wiedergegeben wurden, daß ſie geradezu einer Denunziation gleichkamen. Hier handelt es ſich ſchon

nicht mehr um eine Angelegenheit der Politik, ſondern des anſtändigen Verkehrs zwiſchen Menſchen, die kultiviert ſein wollen. Die Opfer ſolcher Tricks finden, daß ihre gute, elſäſſiſche Gaſtfreundſchaft in der undelikateſten Weiſe mißbraucht wurde, und die Zahl der Leute iſt in unſerem Land wieder gewachſen, die ſich geſchworen haben, unter keinen Umſtänden mehr einem Pariſer Journaliſten auch nur die Türe zu öffnen ...

Doch dies iſt noch nicht das Schlimmſte: einfach unverſtändlich vom franzöſiſchen Standpunkt aus iſt, daß dieſe Zeitungsſchreiber das Elſaß als ein Land darſtellen, in dem der deutſche Nationalſozialismus bereits feſten Fuß gefaßt hat. Wie kann eine franzöſiſche Journaliſtin ihren Aufſatz über unſer Land mit dem Titel verſehen: „Das Hakenkreuz im Elſaß" der, fett gedruckt auf der erſten Seite, an Tauſenden von franzöſiſchen Zeitungskiosken in die Augen ſpringt? Wie kann dieſelbe Journaliſtin den Brief eines im Elſaß wohnenden und angeblich mit unſeren Verhältniſſen wohl vertrauten Mannes abdrucken, in dem der Satz ſteht: „Allez donc gratter un peu le vernis du paysan, vous n'aurez pas un autonomiste, mais un hitlérien pur sang." „Kratzen Sie doch ein wenig den Lack vom Bauern (das heißt von dem eigentlich eingeſeſſenen und mit dem elſäſſiſchen Boden am tiefſten verwurzelten Teil unſeres Volkes) und Sie entdecken keinen Autonomiſten, ſondern einen reinraſſigen Hitleranhänger in ihm"? Müßte der viel erwähnte Dr. Goebbels, wenn deſſen Intereſſe für das Elſaß, wie behauptet wird, tatſächlich ſo brennend wäre, nicht ſofort dem, der dieſe Worte veröffentlicht hat, einen ordentlichen Scheck zuſchicken? Und müſſen Sie, Herr Präſident, um zum Ernſt zurückzukehren, dieſen Satz, den im Elſaß bisher noch niemand geſchrieben hat und der, wenn er richtig wäre, die weiteſten Folgen in ſich beſchließen würde, müſſen Sie dieſen Satz nicht für ungeheuerlich halten?

Sehen Sie, Herr Präſident, ſo benehmen ſich im Elſaß die Leute, die Frankreich zu dienen vorgeben. Uns wollte es oft ſchon ſcheinen, daß diejenigen, welche ſich am lauteſten jeden Tag auf Frankreich berufen, ihm den größten Schaden zufügen. Das wollten wir Ihnen in aller Offenheit ſagen.

Ich habe dieſe Zeilen, in denen ich mich nicht allein an den für Elſaß-Lothringen verantwortlichen Miniſter, an den kühl abwägenden Juriſten, ſondern auch an den Mann wende, der ſelbſt erfahren mußte, weſſen eine vor keiner Verleumdung zurückſchreckende Preſſe fähig iſt, ich habe dieſe Zeilen nicht geſchrieben, um uns zu verteidigen. Denn in Wirklichkeit gibt es gegen uns nicht einmal eine Anklage — das heißt Behauptungen, die ſich auch nur auf den Schatten eines Beweiſes ſtützen können. Es kann keine derartigen Beweiſe geben, weil entgegen allen Lügen und entgegen allem Geſchrei und entgegen allen Berichten,

die Organiſation, der ich vorſtehe und die Bewegung, für die ich die volle Verantwortung übernehme, in jeder Hinſicht unabhängig und frei iſt!

Daß wir mitunter eine klare Sprache führen, iſt kein Verbrechen, wobei ich natürlich davon abſehe, daß Ihnen zweifellos auch ſchon Überſetzungen vorgelegt wurden, die, wie wir es an einer anderen Stelle dieſer Nummer nachweiſen, in raffinierter Weiſe gefälſcht ſind.

Es geht denen, die heute ſo laut ſchreien, nicht um das nationale Intereſſe — bezeichnend iſt, wie ſich maßgebende politiſche Kreiſe im Elſaß, deren franzöſiſche Geſinnung über allen Zweifel erhaben iſt, ſtill und ablehnend gegen dieſe Kampagne verhalten — es geht ihnen um andere Dinge, die ſie jedoch nicht laut zu nennen wagen. Und hierin liegt die Gefahr dieſes ſchamloſen Manövers — nicht für uns allerdings, denn unſere Begegnung hängt allein davon ab, ob ſie das vertritt und ausſpricht, was das Volk in Elſaß-Lothringen denkt und will, ſondern für die Belange der Republik ſelbſt.

Daher auch hielten wir uns nicht nur für berechtigt, ſondern auch für verpflichtet, ausnahmsweiſe einmal vor der Öffentlichkeit unſeres Landes das Wort an Sie zu richten.

Genehmigen Sie, Herr Präſident ...

(„Frei Volk" — 7. Mai 1938)

---

6. Der Gegner

Die Franzoſen haben vom erſten Tag ihrer Herrſchaft im November 1918 an alle Mittel eingeſetzt, um jede Äußerung des deutſchen Selbſtbehauptungswillens im Elſaß und in Lothringen zu erſticken. Mit einem ſtets wachen Mißtrauen und einer Nervoſität, die ihrer Unſicherheit entſprang, verfolgten ſie auch die leiſeſte Regung unſerer Eigenſtändigkeit, die ihnen unerträglich war und ihrer ganzen inneren Anlage nach auch unerträglich ſein mußte. Wenn ſie dabei nicht immer mit offener Gewalt oder brutalem Terror vorgingen, ſo zeugt dies nicht von gelegentlicher Nachgiebigkeit oder gar Gutmütigkeit, ſondern lediglich von der alten politiſchen Schulung, die alle Vertreter des Pariſer Machtapparates auszeichnete. Sie kannten nur zu gut die tauſend kleinen Mittel, mit denen man einen läſtigen Gegner zermürbt und ſchließlich unſchädlich macht. Wer aber Gelegenheit hatte, mit dieſer Art von Samtpfoten näher Bekanntſchaft zu machen, weiß, wie unerbittlich die eiſernen Krallen dahinter zuzupacken wußten, wenn die Gelegenheit dazu günſtig ſchien[1]).

Der Vernichtungswille dieſer völlig logiſchen Zentraliſten und Jakobiner war abſolut. Auch inſofern ſtellten ſie einen wirklich ernſt zu nehmenden Gegner dar.

Die zwanzig Jahre der letzten franzöſiſchen Herrſchaft im Elſaß ſind nicht durch poſitive Leiſtungen, ſondern durch eine Politik des Zuckerbrotes und der Peitſche gekennzeichnet. In regelmäßigen Abſtänden war der gewöhnliche Ablauf von Nadelſtichen, Preſſeangriffen, Verwaltungs- und Polizeiſchikanen dann durch einen lauteren Schlag unterbrochen, bei dem gewöhnlich die Gerichte mit Komplott- und Hochverratsprozeſſen herhalten mußten. Es iſt wohl wahr, daß die Behörden ſich wenigſtens dem Scheine nach an gewiſſe Rechtsformen hielten und daß die Preſſefreiheit weit ging. Das alles nutzten wir natürlich nach beſten Kräften aus, aber auch die Gegenſeite meiſterte dieſe Klaviatur mit Vollendung und konnte jederzeit die erſte Möglichkeit ausnutzen, um ſich mit ihren weitaus überlegenen Machtmitteln durchzuſetzen. Es iſt nachträglich oder für den Außenſtehenden reizvoll feſtzuſtellen, wie gut es z. B. die parlamentariſche Regierung in Paris allezeit verſtand, die geſamte, angeblich ſo ungebundene Preſſe wie ein eingeſpieltes Orcheſter zu erfaſſen und zu dirigieren. Wenn es gegen „deutſche Treibereien im Elſaß" oder gar gegen die „Nazis" ging, ſprangen ſie alle, von der größten Pariſer

[1]) Siehe Abb. 41.

Boulevardzeitung bis zum letzten Provinzblättchen an, als ob ein einziger Funke durch sie gefahren wäre. Und dann schlugen die Wellen dieses Meeres der Entrüstung auch prompt über die Staatsgrenzen hinweg zu den Freunden der französischen und demokratischen Sache auf dem Kontinent und außerhalb Europas. Vielleicht vermögen die nachstehenden Auszüge, die natürlich nur ein gänzlich unvollkommenes Bild abgeben, doch einen Eindruck zu vermitteln einmal von der unerhörten Böswilligkeit und Feindseligkeit der Angriffe, zum anderen von der wohl geübten Regie des ganzen Vorgehens. Zum traurigsten aber gehört, daß sich neben Emigranten auch Menschen unseres Blutes fanden, um in deutscher Sprache alles Deutsche zu schmähen und mit dem abgrundtiefen Haß des Renegaten zu bekämpfen.

Wenn dann so die öffentliche Meinung des In- und Auslandes entsprechend vorbereitet schien, konnte der eigentliche Sturm auf die Stellungen des Gegners beginnen, wobei, je nach Bedarf, fanatisierte Terroristen oder nicht minder fanatische Polizisten vorgeschickt wurden. Nachdem die Regierungen mit Polizeiaktionen und politischen Prozessen gegen die elsaß-lothringischen Heimatrechtler schon kurz nach 1919 (Neutralistenverfolgung) und 1928/29 (Prozesse von Kolmar und Bisanz) nur unangenehme Erfahrungen gemacht hatten, hielt man in Paris mit der Anwendung offener Gewalt einige Jahre lang zurück. Aber etwa von 1937 ab wurde deutlich, daß sich auch über die Widerstandsbewegung in Elsaß-Lothringen ein schweres Unwetter zusammenzog. Mit der Erstarkung des Reiches und der wachsenden Spannung in Europa wurde die Stellung aller deutschen Volksgruppen von Tag zu Tag schwerer. Wir machten hierin keine Ausnahme. Nach dem Anschluß der Ostmark steigerten sich die unentwegten Verfechter des Regierungskursus in Straßburg und Paris langsam in eine wahre Raserei, deren erste Entladung noch durch das Abkommen von München abgefangen wurde, aber dann Schlag auf Schlag vom Jänner 1939 ab von Ausbrüchen gefolgt war, die nicht allein auf die Ausrottung der Heimatbewegung überhaupt, sondern ganz einfach auf die physische Vernichtung ihrer Führer abzielten.

Im Hornung 1939 wurde Dr. Karl Roos verhaftet und nach einem Jahr Einzelhaft erschossen. Seine Kampfgenossen kamen, weil sie mehr Glück hatten, erst bei Ausbruch des Krieges an die Reihe und verdanken ihr Leben allein und einzig der Schnelligkeit des deutschen Sieges im Westen.

Wenn man heute Äußerungen aus jener Zeit liest, wird man vielleicht geneigt sein, sie mit größerer Ruhe und mitunter, wenn ein überreizter Gegner zu tolle Purzelbäume schlug, nicht ohne Heiterkeit zur Kenntnis nehmen. Wenn „alles gut ging", sehen bekanntlich die Dinge nachträglich oft gemütlich aus. In jenen Tagen aber waren manche Äußerungen

in Verſammlungen oder gar ſchwarz auf weiß, die heute ziemlich harmlos oder ganz einfach als Binſenwahrheiten anmuten, reichlich verwegen. Trotzdem mußten ſie getan werden. Das war auch damals ſelbſtverſtändlich. Nur wäre es ein Irrtum — und deshalb mußten dieſe Umſtände hier erwähnt werden — wollte man aus der Tatſache, daß wir wirklich kein Blatt vor den Mund nahmen und aus unſerem Herzen keine Mördergrube machten, ſchließen, das hätte ſich alles reibungslos und leicht zugetragen. Im übrigen war es bei den Äußerungen gerade der Jungmannſchaft weniger die Heftigkeit des Tones, die den Franzoſen unangenehm war, als die Kompromißloſigkeit der inneren Linie, die ihnen auf die Nerven ging. In Paris gab es Zeitungen und Redner, die ſich mit einer nicht mehr überbietbaren Rückſichtsloſigkeit gegen amtierende Miniſter und höchſte Würdenträger der Republik äußerten. Nur ſehr ſelten unternahmen dieſe etwas gegen derartige Angriffe. Bei uns blieben auch die ſchärfſten Kameraden hinter dieſen Leiſtungen franzöſiſcher Diskuſſion weit zurück. Und trotzdem reagierte man gegen uns ganz anders: mit ihrem ſehr entwickelten politiſchen Inſtinkt ſpürten die Franzoſen nur zu wohl, daß wir auch dort, wo wir den Boden einer ſachlichen, ja höflichen Auseinanderſetzung mit ihnen nie verließen, zutiefſt mit ihnen nichts gemeinſam hatten.

Jetzt gehören dieſe Ereigniſſe der Geſchichte an. Das heißt, daß wir nicht mehr daran erinnern, um neue Gefühle der Feindſeligkeit oder gar des Haſſes auszulöſen. Sie ſollen nur als Tatſachen nicht vergeſſen bleiben, im übrigen aber ohne Leidenſchaft regiſtriert werden als ein kleiner Beitrag zu dem ſchweren Kampf, den die deutſche Nation ſeit dem Zuſammenbruch von 1918 um ihr Daſein zu beſtehen hat. Auch im Elſaß waren wir nicht Angreifer, ſondern Verteidiger uralten deutſchen Erbgutes und damit Wahrer unveräußerlichen Rechtes.

Dieſes Erbgut und dieſes Recht können heute, ſoweit Menſchen es ermeſſen können, als geſichert gelten. Daher können wir auch nicht allein ohne jede Bitterkeit das Vergangene noch einmal an uns vorüberziehen laſſen, ſondern ſogar hoffen, daß im Verhältnis der Menſchen im Weſten zueinander ein neuer Abſchnitt angebrochen ſein möge.

Vielleicht iſt es nicht unangebracht, gerade vor dem nun folgenden Abſchnitt einer ſolchen Hoffnung Ausdruck zu geben.

„Hitler vor den Toren!“

Hitlernder Autonomismus“[1])

„Vielleicht iſt dem oder jenem Bewohner der Stadt Strasbourg (!) an ſeinem Hauſe in den letzten Tagen ein Kreidezeichen aufgefallen, das er zunächſt für eine ſchulbubenmäßige Beſudelung hielt. Wir zeigen

[1]) Siehe Abb. 37.

nachſtehend im Bilde, wie dieſes Zeichen, das wir an einem Hauſe der Innenſtadt photographiert haben, ausſieht. An einer der Seitentüren des Straßburger Münſters prangt es in der Größe von einem halben Meter. Da das ſeltſame Zeichen einem immer häufiger begegnet, ſo mußte man ſchließlich doch annehmen, daß es etwas bedeuten ſoll. Aber was?

Die Aufklärung kommt uns von einer kleinen Broſchüre: „Elſaß-Lothringiſche Jungmannſchaft", auf deren Decke dasſelbe Zeichen ſteht. Die Broſchüre beginnt mit dem Satze:

„Es iſt kein Zufall, daß die elſaß-lothringiſche Jungmannſchaft jetzt im Lande auftritt."

Sie ſchließt mit dem Loſungswort:

„Freies Volk im eigenen Land."

Was zwiſchen dieſen beiden Sätzen ſteht, iſt dem Inhalte nach die uns ja nicht unbekannte Phraſeologie des extremen Autonomismus, allerdings in Formeln und Formen, die denen nicht unbekannt ſind, die ſich in etwa mit der Hitleriſchen Literatur befaßt haben. Unter anderm heißt es da:

„Über der elſaß-lothringiſchen Jungmannſchaft weht die ſchwarze Fahne bedrängten Landes, mit dem uralten Notzeichen eines bodenſtändigen Volkes, das trotzig nicht von der Freiheit laſſen will. Die ſchwarze Fahne der Jungmannſchaft wird um ſo ſteiler im Boden der Heimat ſtehen, als der Sturmwind darüber fegt."

Hol uns der und jener, wenn das nicht klaſſiſch bodenſtändiges Elſäſſerdeutſch iſt!! Welches aber iſt das „uralte Notzeichen" eines Volkes, deſſen Freiheit bedroht iſt? Es iſt uns darüber von einem Kenner ſolcher Dinge, der offenbar auch die „République" informiert hat, wo wir dieſelben Angaben finden, folgendes geſagt worden:

Das Zeichen heißt im Volksmunde in Deutſchland „Wolfsangel". Es iſt ein heidniſch-germaniſches Totenzeichen, eine Rune. In ſeinem Roman „Wehrwolf" hat der völkiſche Dichter Hermann Löns das Zeichen und ſeine Rolle im dreißigjährigen Kriege eingehend beſchrieben. Unter dem Zeichen der Wolfsangel überfielen damals mit dem Schlachtruf: „Schlaa dot; ſchlaa dot!" die Bauern der Lüneburger Heide vereinzelte Gruppen von Schweden, um ſie zu töten.

Nach dem Kriege iſt das alte Zeichen von völkiſchen Kampforganiſationen übernommen worden, u. a. war es das Abzeichen des „Wehrwolf" und auch die Hitleranhänger tragen es oft neben dem Hakenkreuz.

Dies iſt alſo das „uralte Notzeichen", welches das Deckblatt der Broſchüre der „elſaß-lothringiſchen Jungmannſchaft" ziert und mit dem zahlreiche Häuſer und öffentliche Gebäude in Strasbourg beſchmiert worden ſind.

Man könnte vielleicht von grobem Unfug ſprechen, wenn der aufreizende Einfluß Hitleriſcher Gedankengänge auf junge unerfahrene Menſchen nicht bekannt wäre, und wenn wir nicht wüßten, welch ein Rückfall in die Barbarei unter dieſem Zeichen im Reiche um ſich gegriffen hat.

Unter dieſen Umſtänden wird man doch wohl gut daran tun, die Treibereien unter dem „uralten Notzeichen" in der Zeit der graſſierenden Hitlerpeſt etwas näher zu beobachten. Daß Hitleriſche und völkiſche Gedankengänge die ganze Broſchüre beherrſchen, liegt nur zu ſehr auf der Hand.

Wir zitieren nur nachſtehenden Satz:

„Unſer Volkstum iſt die beſondere Art und das eigene Weſen unſeres elſäſſiſchen und lothringiſchen Volkes, wie ſie ſich in leiblicher, geiſtiger und ſeeliſcher Hinſicht ſeit Urzeiten (!!) im Laufe der Geſchichte geformt haben. Dieſe Art und dieſes Weſen, dieſes beſondere Volkstum, verbinden uns Elſäſſer und Lothringer und unterſcheiden uns von den andern Bewohnern des heutigen franzöſiſchen Staates. Je enger wir ſo blutsmäßig durch unſere Vorfahren ..." uſw.

Es iſt eine ganz ſpezifiſch völkiſche Note, die Volksgemeinſchaft aus der Blutsgemeinſchaft zu erklären. Doch das iſt nicht die einzige Stelle, die raciſtiſchen, völkiſchen Einſchlag im Geiſte Hitlers verrät und damit ſtänden wir vor einem neuen Autonomismus, jenem, der ſich offen zu Hitleriſchen Gedankengängen bekennt.

Inwieweit das nachſtehende in irgendeinem Zuſammenhang mit dem Obengenannten ſtehen mag, wollen wir zur Stunde nicht zu ergründen ſuchen. Aber es handelt ſich auch hier um eine Tatſache, die zeigt, wie herrlich weit wir es gebracht haben.

Das nebenſtehend abgebildete 23 Zentimeter lange Dolchmeſſer mit Stellvorrichtung iſt vor etwa 2 Monaten bei einem Burſchen aus dem „Krummen Elſaß" beſchlagnahmt worden, als dieſer wegen eines Vergehens gegen das gemeine Recht verhaftet und den Gerichten zugeführt wurde. Das Meſſer trägt auf dem Griff eingraviert die Worte: „Spende des Vereins für das Deutſchtum im Ausland. Berlin." Auf dem Rücken iſt eingeprägt: „Mercator, DRGM."

Der Verhaftete erklärte auf Befragen, wie er in den Beſitz dieſes Meſſers gekommen ſei, folgendes: im Verlaufe des Sommers ſei er mit einigen Kameraden in der Wirtſchaft ſeines Heimatdorfes geweſen. Da ſei ein Deutſcher gekommen und habe ſich zu ihnen geſetzt. Man habe von allerlei geſprochen und zum Schluß habe der Deutſche, bevor er ſich entfernte, jedem der Burſchen ein ſolches Meſſer als Andenken geſchenkt.

Iſt das nicht ein reizendes Souvenirchen des Vereins für das Deutſchtum im Auslande?! Wir enthalten uns für heute hierzu jedes weiteren Kommentars."

(Aus dem franzöſiſch-nationaliſtiſch-klerikalen „Elſäſſer Bote" — 23. Hornung 1933)

„Seid nicht auch die Dummen!"

„Aus unſerem Leſerkreis ſchreibt man uns:

So könnten ſich alle Republikaner aller Länder, angeſichts der Mordbrennerei in Deutſchland, warnend und aufatmend zurufen: Seid nicht die Dummen! Greift vor. Trefft Maßregeln, die der faſziſtiſchen Abenteuerluſt Grenzen zieht. Nehmt ein Beiſpiel an unſern Kameraden in Baſel. Duldet keine Hitleranbeter auf euren heimatlichen republikaniſchen Wegen. Verfolgt ſie wie tollwütige Hunde. (!)

Ihr ſeid feſtentſchloſſene Pazifiſten (!). Dann iſt es auch eure heilige Pflicht, den Kriegsbazillus zu töten, ihn bei uns nicht aufkommen zu laſſen. Wenn die Polizei es nicht fertig bringt, die unverfrorenen Jüngelchen, die alle öffentlichen Gebäude durch das Fehmemörder-Zeichen entweihen, feſtzuhalten, muß es uns als Arbeiterpartei die heiligſte Pflicht ſein, aus Sympathie unſern verfolgten deutſchen Kameraden gegenüber, dieſe kindiſchen Manifeſtationen für den Arbeitermörder mit ſtarker Fauſt auf ewige Zeiten aus unſern Mauern zu verbannen.

Es wäre gut, wenn alle unſere Parteimitglieder ein Abzeichen trügen, um ſich im gegebenen Moment helfend beiſpringen zu können. (!)

Wir dürfen nicht länger mit gekreuzten Armen zuſehen wie, hier bei uns, Leute den Bluthund Hitler bewundern, ihre Zuſtimmung öffentlich bekunden ... und vor Luſt, dasſelbe bei uns vorzunehmen, ſchier vergehen.

Wir wollen nicht die Dummen werden. Angreifen iſt die beſte Verteidigung."

(Die ſozialdem. „Freie Preſſe" — Straßburg — 21. März 1933)

„Die neueſte Frechheit"

Beſonders wüſt gebärdete ſich jahrelang in Straßburg eine an ſich unbedeutende Zeitung in deutſcher Sprache mit dem franzöſiſchen Titel „La République". Sie hatte nur einige hundert Bezieher und nannte ſich das Organ der Radikalſozialen, jener für die 3. Republik typiſchen Partei (Herriot—Daladier), die bezeichnenderweiſe im Elſaß nie Anhänger fand. In Wirklichkeit war das Blättchen nichts als das Nachrichtenorgan der franzöſiſchen (politiſchen) Spezialpolizei, mit der es täglich in

Abb. 39: Die Reportage des Lockspitzel-journalisten d'Astier de la Vigerie („Intransigeant" 29. 5. 38)

NTRAN

CH. POST. PARIS 2083-27
TRAN-PARIS

Directeur JEA

A L'EST

HITLER en Alsace...

Croix bicklérienne et croix gammée

BICKLER, le führer, qui espère jouer les Henlein, est un jeune avocat de 34 ans dont l'ambition est sans doute d'avoir un jour une « Mercédès » avec un fanion et quelques gardes du corps. Il est né à Hottwiller, en Moselle, d'un père Allemand et d'une mère Lorraine, et il a été naturalisé par réclamation en 1919. Il a un hebdomadaire véhément qui s'appelle « Frei Volk ».

Il a adopté le drapeau noir orné de l' « hameçon à loup », qui symbolise la détresse du peuple alsacien. Son insigne est un dérivé de la croix gammée.

Ses troupes l'accueillent du salut hitlérien et du cri « Frei Volk » (« Peuple libre »), auquel il répond « Im Eigenem land » (« Dans son propre pays »). Ils ont un « Kampflied » (chant de combat), et s'ils ne sont que quelque sept centaines, ce sont autant d'agités dont tire parti « la grande Allemagne ».

Au siège de la « Jungmannschaft », Bickler a installé une librairie dont la vitrine est un véritable panneau de propagande hitlérienne. La croix gammée voisine avec la croix « bicklérienne ». Toute la littérature exposée y exalte le « Deutschtum ». La boutique est tenue par un jeune blondin en culotte, Edmond Nüssbaum, qui est l'homme de confiance du petit führer.

Les principaux chefs de cellule de la ligue sont, à Pfaffenhofen, le docteur Alex Kraemer, dit « le Lange Alex » ; à Phalsbourg, le docteur Kirsch ; à Imbsheim, le pasteur Merckling ; à Quirwiller, le bauer Fritz.

Bickler a installé son étude dans un des immeubles de la famille von Bulach, dont le chef, Zorn, aujourd'hui décédé, était un germanophile connu. Il me reçoit dans son bureau, sur le mur duquel s'étale une carte d'Alsace-Lorraine piquée d'épingles qui indiquent le travail de la « Jungmannschaft ».

à maintenir la conscience de la rac facilement oublieuses et qui viven étrangère... »

« Pourtant, SI L'ON FAISA ALSACE, UN PLEBISCITE HON POPULATION RECLAMERAIEN CELA, JE SUIS CERTAIN ! »

M. Spiezer, prince de l

IL y a aujourd'hui en « Alsace sonnage, assez populaire à qu plus sympathique que Bickler et plus dangereux aussi : c'est Fritz Spiezer, apôtre sincère et fanatique du germanisme.

Fils d'un pasteur protestant, d'une vieille famille de Neuwiller, Spiezer fit ses études en Allemagne dans les universités de Göttingen, de Marburg et de Tubingen, villes toutes pleines de souvenirs teutoniques. Avant de rentrer en Alsace, il rencontre et épouse la freifrau burggräffin von und zu Dohna-Schlobitten, jeune fille issue d'une vieille famille seigneuriale de Prusse orientale, qui partage la mystique germanique de son époux et lui apporte aussi une fortune considérable. Le jeune ménage s'installe sur le domaine de Hühneburg, près de Neuwiller, et commence aussitôt à catéchiser la paysannerie des alentours. Ils organisent un centre de propagande culturel, « Ort Des Deutschtum », et une ligue, « Bund Erwin Von Steinbach », qui, sous le couvert d'art et de folklore, exalte les « liens germaniques ».

Spiezer publie une revue, la « Strasburger Monatsheft », et un calendrier alsacien, également tendancieux. Il est étroitement lié avec Bickler qui met sur pied, dans sa propriété de Hühneburg, des réunions telles que cette grande fête de nuit en mémoire des Alsaciens-Lorrains tombés à la guerre, où les deux hommes réunissent en juillet dernier, à la lueur

Abb. 38: „Hitler im Elsaß —" Eine Schlagzeile der Pariser Zeitung „Intransigeant" (29. 5. 38)

Messidor

Le grand magazine du peuple

HEBDOMADAIRE
de la démocratie

LEON JOUHAUX

32 PAGES 1 FR.
VENDREDI
22 AVRIL

1938. — 1re ANNEE. — N° 6

Dans ce numéro :

LES CONVERSATIONS FRANCO-ITALIENNES: nouvelles primes à l'agresseur
par M. HARMEL

A l'aide des enfants de l'Espagne martyre
par G. BUISSON

LA CAGOULE DEMASQUEE

LA CROIX GAMMÉE EN ALSACE

LIRE EN PAGE 3

le premier article de notre envoyée spéciale **Madeleine JACOB**

Nos amis alsaciens et lorrains commencent à s'inquiéter sérieusement. La propagande hitlérienne dans les départements recouvrés a pris un aspect redoutable. Elle ne prend même plus la peine de se cacher. Elle s'étale au grand jour. Les kiosques sont pleins de journaux à tendance nazie. La T. S. F. opère sans arrêt. Déjà, les républicains du Haut et du Bas-Rhin ont jeté le cri d'alarme. L'Union départementale de la C. G. T. du Haut-Rhin, lors de son dernier Congrès, a signalé le danger. Hitler, nous disent nos camarades, et ils sont unanimes sur ce point, n'a pas abandonné son dessein de se saisir de nos départements de l'Est. Toutes ses dénégations ne sont que mensonges. Et ils nous affirment que l'Allemagne ajoute en notre territoire des complaisances lorsque ce n'est pas des complicités. Ils nous dénoncent celles-ci. Les hitlériens se recrutent parmi le patronat de combat et la grande bourgeoisie. Aussi, pour mettre fin à ces actes de trahison, l'Union départementale du Haut-Rhin, forte de ses 56.000 membres, a-t-elle voté à l'unanimité un ordre du jour disant notamment :

« ... l'Union départementale attire l'attention sur la politique d'expansion érigée dans le livre d'Hitler « Mein Kampf » comme l'évangile du national-socialisme et sur les grands dangers encourus par les libertés démocratiques de la France, lesquels ne peuvent être écartés que par une politique gouvernementale énergique contre le fascisme.

« Demande à cet effet que des mesures énergiques soient prises contre les fascistes traîtres à la patrie et que soient définitivement dissoutes toutes les associations fascistes déclarées ou clandestines et les chefs de ces organisations de conspiration impitoyablement punis. »

Nos camarades exagèrent-ils ? C'est ce que nous avons voulu savoir et à cet effet notre collaboratrice Madeleine Jacob s'est rendue en Alsace et en Lorraine. Elle s'est livrée là-bas à une enquête impartiale. Elle nous dit ce qu'elle a vu, entendu et compris. Puisse notre gouvernement ne pas rester sourd aux avertissements de la population alsacienne, et faire preuve de l'énergie nécessaire face à l'hitlérisme menaçant.

Abb. 40: „Das Hakenkreuz im Elsaß". Eine Reportage über das Elsaß im Organ der französischen freien Gewerkschaften (C. G. T.)

Fühlung war und zuſammenarbeitete. Wie auch andere Zeitungen im Elſaß der verſchiedenſten Farben erhielt die „République" laufend Gelder aus den Geheimfonds der Pariſer Regierung. Dieſes Blatt, als Sprachorgan von Juden, Freimaurern, deutſchen Emigranten und allem politiſchem Abſchaum ſtand nicht allein ſtets in vorderſter Linie gegen alles Deutſche, ſondern drückte auch die perſönliche Auseinanderſetzung mit dem Gegner auf ein derart unglaublich niederes Niveau herab, daß wir vor 1939 ſeine Exiſtenz einfach ignorierten. Da aber manche „Blüten" der Nachwelt nicht verloren gehen ſollen, ſeien einige Exemplare von ihnen in dieſen ſchönen Strauß mit eingebunden.

„Zu Beginn der Woche ging mir perſönlich unter genaueſter Adreſſenangabe das Heftchen der „Jungmannen" zu mit der Wolfsangel als dem neueſten Vereinsabzeichen. Prompt behaupten jetzt die Autonomiſten: Polizeiarbeit! Niemand konnte mir erklären was das Zeichen, das mir bekannt vorkam allerdings, bedeuten ſolle. Ein Reichsdeutſcher klärte mich auf. Die Autonomiſten ſagen: Polizeiarbeit! Der „Elſäſſer Bote" ſtellt in ſeiner Vitrine ein Meſſer aus, das eingraviert ins Heft die Bemerkung trägt: „Spende des Vereins für das Deutſchtum im Auslande". Das Meſſer wurde auf einem Bauernburſchen des Krummen Elſaß gefunden, der es von einem Deutſchen haben will. Die Autonomiſten — und diesmal der „Elſäſſer" mit — behaupten: Polizeiarbeit.

Nun behaupte ich: die Verfaſſer des „Jungmannen"-Heftes, die Herren Fritz Spieſer und Bickler, um nur die mir bekannten Namen zu nennen, ſtehen, das kann mir jeder Student, der politiſch ein wenig tätig iſt beſtätigen — und von dort ſchöpfe ich die Anklage — ſeit langem mit der hitlerſchen Organiſation in direkter Verbindung.

Außerdem ſteht für mich feſt: dieſer Jungmannen-Rummel iſt reines Hitlergewächs nicht nur in ſeiner textlichen Abfaſſung, im Stil und im Aufbau, ſondern er iſt es in jedem Satz auch der Demagogie und der Bedeutung nach.

Und darum — Feme mit oder ohne Mord am Ende völlig ungeachtet — ſage ich: ſo etwas darf ſich Frankreich nicht bieten laſſen, ſo etwas brauchen wir nicht.

Und bin ſicher alle Elſäſſer und Lothringer, von den Kommuniſten bis zu der U. P. R. inkluſive, mit verſchwindend geringen Ausnahmen auf meiner Seite zu haben.

Das Elſaß iſt weder ein völkiſcher Hort, noch eine Freiſchule, in der es erlaubt werden darf, daß man die Dummen mit den tollſten demagogiſchen Mätzchen verblödet und aufſtachelt für Zwecke, die man nicht zu nennen wagt.

Demokratie und Freiheit in Ehren. Preſſe- und Meinungsfreiheit voran. Aber ſolchen Geiſt, der — das ſehen wir am deutſchen Beiſpiel —

die direkteſte Negation jeder Freiheit und jeder Demokratie iſt, hochkommen oder nur ſich ausbreiten laſſen, wäre Selbſtmord.

Wenn es bei uns ſolcher Art Leute gibt ſo iſt das noch lange kein Grund, weil wir Demokraten und Republikaner ſind, daß man ſolchem Treiben zuzuſehen braucht. Dieſe Tätigkeit muß unterbunden werden.

Dazu aber braucht es keines Komplotts, keiner Gerichte und keiner Verhöre. Dazu braucht man nur den Entſchluß, es nicht länger zuzulaſſen, daß ſich Leute, die mit unſerem Land und Volk nichts zu tun haben, die Frankreich ſchaden wo und wie es eben nur geht, die uns die Nazi-Peſt beſcheren möchten und deren einziges Sinnen und Trachten es iſt zu verderben, hier mauſig machen können.

Völkiſch! Völkiſcher! Am Völkiſchſten!

„Wer bietet mehr?"

Um das alles nun feſtzuſtellen, wenn mal ſchon das Heft von einem unſicheren Kantoniſten zugeſandt erhielt, braucht es keiner Polizei, ſondern nur einigen Pflichtgefühls gegen ſein Land und einiger Liebe zu ſeiner kleineren Heimat."

(„La République" — 26. Hornung 1933)

„Sachen"

„Im letzten und im vorletzten „Gringoire", dem Familienblatt der Carbuccia-Chiappe (das ein ausgezeichnetes literariſches, aber ein grenzenlos gemeingefährliches politiſches Blatt iſt) hat H. Henri Béraud zwei ultragehäſſige Artikel gegen England von Stapel gelaſſen. Die beiden Artikel fanden einmütige Ablehnung in der geſamten franzöſiſchen Preſſe, ſelbſt bei Organen, die beſtrebt ſind, Italien als den „beſſeren" Freund Frankreichs herauszuſtreichen.

In der „Elz" zitiert nun H. Bickler — die Nazipreſſe im Reich tat dies ebenfalls recht ausgiebig — die „Vieherei" Bérauds mit wahrem Behagen, ohne allerdings Béraud beizupflichten, aber lebhaft beſtrebt, dieſe vereinzelte Äußerung als einen Geiſteszuſtand im franzöſiſchen Volk erſcheinen zu laſſen. Das iſt genau ſo richtig, als wenn man die Meinung des Direktors der Allgem. Elſäſſiſchen Bankgeſellſchaft in der Arbeitsloſenfrage für die der elſäſſiſchen Bevölkerung bezeichnete.

Aber das ſpielt natürlich keine Rolle. Was die Naziblätter im Reich tun, das hat Hitlers „Elz" im Elſaß nachzuäffen. Der Zweck heiligt die Mittel und Zweck iſt, wie es in „Mein Kampf" nachzuleſen iſt, Eng-

land von Frankreich zu trennen. — Gratulieren, H. Bickler, fein geſchaukelt!"

(„La République" — 24. Oktober

„Ein Trennungsſtrich, der bald ſchärfer gezogen werden muß"

„Am 21. Februar ... hatte dann auch der „Führer" Bickler bekannt gegeben, daß die Jungmannſchaft unverzüglich mit einem eigenen Organ, „Frei Volk", herauskommen würde, um den Kampf für die Heimat, für „Blut und Boden" mit ganzer Kraft aufnehmen zu können. Natürlich rechnet der „Führer" auf die begeiſterte Mithilfe vor allen Dingen des geſundeſten Teils des elſaß-lothringiſchen Volkes, der „ſchollenverwachſenen Bauernſchaft" ...

Wir werden dann mit dieſem Blatte eine im nationalſozialiſtiſchen Begriffswuſt wurzelnde, reinariſch und reinnordiſch orientierte Gazette beſitzen. Die neue Zeitung „Frei Volk", wird den Geiſt hier zu ſchaffen beſtrebt ſein, der den Schweizer Joſef Speck ins Zuchthaus führte.

In Verbindung mit anderen Beſtrebungen, insbeſondere dem Verſuch der Aufrollung der Plebiszitfrage, halten wir es für unſere Pflicht, früh genug zu warnen.

Die Schweiz zieht ihren Trennungsſtrich bereits ſchärfer. Frankreich wird nicht umhin können, dieſen Trennungsſtrich ebenfalls ſchärfer zu ziehen, falls es nicht vorzieht, das Elſaß aufzugeben oder eine Situation heranreifen zu laſſen, die einer Aufgabe gleichkäme. Da ſolche Abſichten nicht beſtehen, iſt es gut und notwendig, den Moabiter Anſchlag des Polizeipräſidenten von Berlin aus den Vorkriegsjahren zu wiederholen: ich warne Neugierige! Und wir ſetzen hinzu: Leichtgläubige und ſolche, die Langmut für Dummheit oder für Energieloſigkeit halten, ſollten ebenfalls an den Schweizer Speck denken, bevor ſie für bare Münze nehmen, was ihnen demnächſt an „ſchollenverwachſener Blut- und Bodentheorie" eingeimpft werden ſoll."

(„La République" — 4. März 1937)

„Die deutſche Propaganda und die Raſſenhetze im Elſaß"

„In der rue des Francs-Bourgeois (!) o, welch ein Zufall — hat ſich vor einiger Zeit eine neue Buchhandlung aufgetan, die ſich in gotiſcher Flammenſchrift „Volksbuchhandlung"[1]) nennt. Hier iſt der Germanismus in voller Aktion. In einem kleinen Schaufenſter ſind deutſche Kin-

[1]) Siehe Abb. 42.

derbücher (!) ausgeſtellt, volkstümliche Romane und einige Zeitſchriften aus der gleichen Quelle, vornehmlich Radiozeitungen, alle aus Deutſchland kommend.

An auffallender Stelle findet man die „Straßburger Monatshefte", herausgegeben von Fritz Spieſer, von der Hünenburg bei Saverne (!). Dieſe Zeitſchrift beſchäftigt ſich in erſter Linie mit Kunſt und Literatur und enthält immer nur in jeder Nummer einen kleinen politiſchen Aufſatz, der aber genügend hinter die Kuliſſen ſehen läßt. Die „Volksbuchhandlung" wendet ſich angeblich an jenen Teil der Bevölkerung, der nicht franzöſiſch ſpricht. Warum unterläßt man es dann aber in dieſer Buchhandlung, Schriften von der Bedeutung eines Heinrich oder Thomas Mann auszuſtellen, welche zu den erſten Literaten deutſcher Sprache zählen? Doch nicht etwa, weil ſie Hitlergegner ſind? Warum ſtellt man dort keine Schweizer illuſtrierten Zeitungen in deutſcher Sprache aus? Iſt es notwendig, auf dieſe Frage noch beſonders zu antworten?

Man verſteht das auch ſo!

Dieſes Unternehmen iſt wirklich ſchlecht getarnt!"

(„Freie Preſſe" — 4. März 1938)

„Schluß damit!"

„Unſere geſtrige Warnung an gewiſſe Quertreiber, Hetzer und Wühler im Elſaß, die unter der Maske des Autonomismus oder der Volkstumspropaganda, eine Henleinbewegung großziehen möchten, hat ihre Wirkung nicht verfehlt. Von allen Seiten hat man uns zu dieſer energiſchen, aber notwendigen Klarſtellung beglückwünſcht und dem Wunſch Ausdruck verliehen, in der reſtloſen Aufklärung nicht nachzulaſſen. Wir können unſeren Freunden verſichern, daß wir wie bisher wachſam ſein werden und dies um ſo mehr, als wir in dieſer Kampagne uns reſtlos ſtützen können auf die Inſtanzen der radikal-ſozialiſtiſchen Partei, zu deren Aufgabenkreis es heuer gehört, gewiſſe Dinge durch die Brille des Jakobiners zu ſehen und eventuell zu veranlaſſen, daß danach gehandelt werde.

Es ſchrecken uns in der Erfüllung dieſer Aufgabe ebenſowenig provokatoriſch angebrachte Hakenkreuze, als ebenſo feige wie dumme anonyme Drohbriefe. Die viſierten Herrchen werden ſich wohl Rechenſchaft über die eventuellen Folgen unbedachter Handlungen ablegen! Wir ſind hier nicht in Öſterreich und nicht in Danzig ...

... Gewiß iſt es genierlich, den Nachweis ſeiner wahren Verbindung erbracht zu bekommen. Aber noch viel folgenſchwerer wäre es für das Elſaß, wenn man dieſen Treibereien keinen Riegel vorſchieben wollte. Die Kampagne iſt eröffnet in der Preſſe. Sie wird nicht auf das Elſaß

beſchränkt bleiben, denn es iſt Zeit zur Gegenwehr und da iſt der Angriff (ſiehe Clauſewitz) immer noch die beſte Taktik ...

... Der Leſer mag jedenfalls aus all dieſen Nachrichten und Hinweiſen — ſiehe auch Pariſer „Oeuvre", „Lumière", „Ordre" uſw. — erſehen, daß man die Hetze allmählich ſatt hat. Das geht hier nicht ſo wie in gewiſſen anderen Ländern. Frankreich iſt eine Großmacht und es iſt Herr in ſeinem Hauſe. Das Elſaß iſt ein Erker an dieſem franzöſiſchen Haus und wer ſich darin ungebührlich benimmt, der wird halt zur Raiſon gebracht, ob er ſchreit oder nicht. Es ſoll ſich ja keiner einbilden, ein wenig Seiß-Inquart ſpielen und „rufen" zu können, wenn ihm der Boden zu heiß wird. Dieſe „Mein Kampf"-Rezeptchen faſſen hier nicht, denn unſer Muſſolini wird nicht am Col du Bonhomme[1]) erwartet, er iſt am Rhein verſchanzt. A bon entendeur ..."

(„La République" — 15./16. April 1938)

„Eine Schande, die verſchwinden muß"

„... In ganz augenfälliger Weiſe gehorchen unſere elſäſſiſchen Deutſchtümler einer Parole, die ſie gewiſſenhaft befolgen, ſo wie es ihre Geſinnungsbrüder in Belgien, in der Tſchechoſlowakei und in Schleswig-Holſtein tun. Das Elſaß iſt in den Aktionsradius der deutſchen Propaganda miteinbezogen. Hier, wie in den vorgenannten Regionen, ſpielen ſich deren Agenten auf als die Retter vor der Not, die Wiederaufbauer der Ruinen, die Erneuerer geſunder Ideen. Hier wie dort ſind ſie bemüht, eine künſtliche Agitation zu entfalten. Sie ſprechen im Namen des Volkes und werfen ſich auf als Rächer gegen den Bedrücker, der, wenn man ihnen glauben wollte, unfähig ſei, ihrem Volk — das natürlich nicht das gleiche iſt wie dasjenige des Bedrückers — das Recht, die Freiheit, das Glück und den Frieden zu geben.

... Sie ſtellen ſich uns vor als die Vertreter der einzigen politiſchen Idee, die in Frankreich noch nicht bankrott gemacht hätte. Welches iſt nun aber dieſe Idee, die — eine neue Lüge — im Elſaß jeden Tag neuen Zulauf fände?

Auf was beruht ſie, dieſe Idee, die ſie nicht auszuſprechen und nicht zu definieren wagen? Woher kommt ſie, dieſe Idee, die ſie verbergen hinter der Faſſade der „Heimat"?

Iſt es die Autonomie, die Unabhängigkeit des Elſaß, ſeine autonome Verwaltung, das Genußrecht der Reichtümer ſeines Bodens und ſeiner Bergwerke? Geht ſie auf eine Art „splendid isolation" unſerer kleinen Region hinaus, inmitten eines verrückt gewordenen Europas?

Nicht doch! Unſere Schurken (!) von deutſchen Agenten — die dabei

[1]) Paß in den Vogeſen.

noch ausgekochte Idioten (!) sind — wissen sehr wohl, so wie dies übrigens jeder Elsässer weiß, daß die Autonomie des Elsasses keine Idee ist, sondern eine politische Spiegelfechterei, daß die Reichtümer des Elsasses, ob sie nun Elsässern gehören oder nicht, den Elsässern niemals en bloc gehören können, daß die Isolierung des Elsasses ebenso wenig möglich ist wie die Isolierung jedweder anderen europäischen Region.

... Nein! Lassen wir uns auf nichts ein; die politische Idee unserer Deutschtümler ist der Nationalsozialismus. Ganz einfach.

... Stimmen in wachsender Zahl lassen sich hören, um von Frankreich zu verlangen, ja selbst um von ihm zu fordern, daß es uns von der deutschen Propaganda befreie, die mehr als eine Gefahr, für unser kleines Land eine wahre Schande ist."

(„La République" — 24./25. April 1938)

„Genug mit den hochverräterischen Pro-Nazi-Umtrieben im Elsaß!"

„... Die Geduld unserer loyalen Bevölkerung ist aber am Ende angelangt, sie erwartet bestimmt, daß die Regierung von den ihr zustehenden Befugnissen endlich Gebrauch macht und dem ganzen Nazi-Spuk mit einem Federstrich ein Ende macht. Die Nerven unserer exponierten Grenzdepartements-Bewohner sind durch unseren liebenswürdigen Nachbarn und seine unberechenbaren „Taten" schon genug alteriert ...

... Es würde ein erleichtertes Aufatmen durchs Land gehen, wenn diese Wucher- und Schlingpflanzen der deutschen Auslandspropaganda gleichfalls mit Stumpf und Stiel aus dem elsässischen Garten ausgerissen würden!"

(„La République" — 24./25. April 1938)

„Ausländische Propaganda im Elsaß"

„Wir wünschen, daß die neue Regierung unsere Grenzregion gegen die Auslandspropaganda beschütze. Wir verlangen dies als Franzosen, weil wir uns darüber Rechenschaft ablegen, daß diese Propaganda in erster Linie gegen Frankreich, gegen seine Einheit und gegen seine nationale Verteidigung an unserer Grenze gerichtet ist.

Wir verlangen es als Elsässer, denn wir sind es, die Elsässer, die dazu benutzt werden sollen, Frankreich Schwierigkeiten zu schaffen in einem kritischen Moment seiner Geschichte.

Wir wollen weder das Henkersschwert, das in Deutschland den Landesverrat bestraft, noch die Gewaltmethoden, die Mussolini in seinen

Dienſt ſtellt. Wir verlangen aber eine energiſche Tat gegen 50 oder 60 Verräter an der elſäſſiſchen und franzöſiſchen Sache, die die elſäſſiſche Atmoſphäre vergiften."

(„La République" — 16. April 1938)

„Sie fordern!"

„... Der Herr Hermann Bickler geht natürlich entſprechend forſcher mit den Franzmännern ins Gebet. Er ſieht ganz davon ab, ihnen überhaupt nur die Ehre anzutun, mit ihnen ſprechen zu wollen, über was uns ſeines Erachtens not tut. Er unterbreitet nicht etwa dem franzöſiſchen Staat eine Reihe von Vorſchlägen, ſondern er tut das nur der „elſaß-lothringiſchen Öffentlichkeit" gegenüber.

Bei ihm heißt es auch nicht: wir müßten, wir ſollten, wir möchten, ſondern bei ihm heißt es: muß, wird verlangt, hat zu geſchehen, iſt zu veranlaſſen. Wie auf dem Kaſernenhof!

Und zwar muß zunächſt einmal die Sprachenpolitik eine Änderung erfahren. Wenn dieſer Daladier, dieſer infame Burſche, der in München halberwege zu Kreuze kroch, ehrlich zu ſeinem Kniefall ſtehen will, dann hat er die Sprachenpolitik im Elſaß „in die Verſtändigungspolitik mit Deutſchland einzuordnen". Stillgeſtanden — weggetreten! Eigentlich noch nicht wegtreten. Feldwebel Bickler geruht noch eine Erklärung zu geben in der Geſchichte. Er fügt hinzu, ſachlich und knapp: „Es liegt ein Widerſpruch darin, ſich mit Deutſchland verſtändigen zu wollen und gleichzeitig die deutſche Sprache, welche die Sprache von 1½ Millionen franzöſiſcher Bürger iſt, zu unterdrücken."

In dem Tone geht es weiter. Von der Univerſität Straßburg verlangt der rotzfreche Preußenlümmel nicht weniger, als daß unſere Univerſität „nicht mehr die vorgeſchobene Baſtion des lateiniſchen Geiſtes im deutſchen Sprachgebiet ſein dürfe". Er verlangt ganz einfach, „ein Austauſchverfahren von Gaſtvorleſungen" deutſcher und ſchweizeriſcher Gelehrter; ſo ein bißchen etwas wie die Gaſtvorſtellungen der Karlsruher und der Freiburger im Stadttheater. Und eigentümlicherweiſe verlangt er für die theologiſchen Fakultäten die Vorleſungen in deutſcher Sprache. Warum gerade für die Theologie?

Nach dieſer Leiſtung wird man ſich nicht wundern, wenn die „Elſaß-Lothringer Partei" des Herrn Hermann Bickler beſonderen Wert auf Wirtſchaftsabkommen mit dem deutſchen Reiche legt, unbeſchadet der Möglichkeiten ſolcher Wirtſchaftsabkommen natürlich: Elſaß-Lothringen liefert, Deutſchland liefert zurück und die Banque de France zahlt! Ganz für ſich ſpricht die Forderung der Elektrifizierung der elſaß-lothringiſchen Eiſenbahnen. Bickler hat nämlich einen genialen Gedanken. Ihm

ſchwebt wohl dieſe Elektrifizierung vor, ausgehend vom Kembſer Kraftwerk. Dann könnte man nämlich im Falle eines Krieges mit einer einzigen Salve ſchwerer Minenwerfer den ganzen Eiſenbahnverkehr in Elſaß-Lothringen lahmlegen. Man ſieht, Bickler meint es gut mit ſeinen deutſchen Auftraggebern. Er will ihnen ſogar Munitionskoſten erſparen ..."

(„La République" — 24. November 1938)

Der Alpdruck der Demokraten von der Schwerinduſtrie

„Vor der Kommiſſion für Auswärtiges der Kammer, die letzten Donnerstag zuſammentrat, wurde die Frage der Hitlerpropaganda im Elſaß aufgeworfen. Wie Havas berichtet, ſoll Herr Paul-Boncour auch erklärt haben, daß Anweiſungen ergingen, um derartige Treibereien zu unterbinden.

Gibt es wirklich eine nationalſozialiſtiſche Propaganda im Elſaß? In einem kürzlichen Artikel haben wir dargelegt, daß außer den Leuten, die zu dem kleinen deutſchfreundlichen Kreis gehören, die Elſäſſer nur Widerwillen gegen das Naziſyſtem empfinden.

Unter dieſen Umſtänden könnte alſo die nationalſozialiſtiſche Propaganda bei uns nur ſehr geringe Erfolgsausſichten haben.

Da ſie nun aber vorhanden iſt, muß man, um ihr begegnen zu können, die Mittel kennen, die ſie anwendet.

Es ſcheint, daß der Führer der Bewegung, der Vertrauensmann des Führers im Elſaß, niemand anderes als der junge Rechtsanwalt Bickler iſt, der ſchon die autonomiſtiſche Jungmannſchaft um ſich geſchart hatte. Vor acht Tagen hatte Bickler verſucht, in Ingweiler eine autonomiſtiſche Verſammlung abzuhalten. Er hatte alle ſeine Anhänger aufgerufen und hoffte, zwei- bis dreihundert Perſonen zuſammen zu bekommen. Er hatte die Abſicht, in der Verſammlung eine Sympathieadreſſe für Hitler annehmen zu laſſen und die Elſaß-Lothringer als nationale Minderheit zu proklamieren. Wie es ſcheint glich der vorbereitete Wortlaut der Entſchließung ganz der Proklamation, die von Konrad Henlein im Namen der Sudetendeutſchen erlaſſen wurde. Da die Präfektur die Pläne Bicklers in Erfahrung brachte, verbot ſie kurzerhand die Kundgebung.

Sicher werden es die Agenten Hitlers dabei nicht bewenden laſſen. Sie werden es wieder verſuchen. Wie uns übrigens berichtet wird, könnten ſie in gewiſſen Gegenden im Unter-Elſaß einen gewiſſen Erfolg haben.

Das können wir nicht glauben.

Aber wie dem auch ſei: wir ſind überzeugt, daß ihre Propaganda nir-

Abb. 41:

Gegner sehen Dich an

1) Salomon Grumbach, ehem. Abgeord. von Mülhausen; 2) Kommissar der Spezialpolizei Becker, der gehässige Spürhund der Pariser Gewalthaber gegen alles Elsässische; 3) Jacques Petrotes, ehem. Abgeord., Deputierter u. Bürgermeister von Straßburg; 4) Staatsrat Valot, „Direktor der elsaß-lothringischen Dienstzweige", der verbissene Drahtzieher der Pariser Politik gegen das Elsaß; 5) Michel Walter, ehem. Deputierter von Hagenau; 6) Charles Frey, Pariser Halbminister, ehem. Deputierter und Bürgermeister von Straßburg; 7) Georges Weill, ehem. Abgeord. von Metz und Deputierter von Straßburg; 8) Léon Blum, ehem. französischer Ministerpräsident.

Abb. 42:
Die „Volksbuchhandlung", der Eingang zur Geschäftsstelle der Elf.-Lothringer Partei und der Aushang von „Frei Volk" nach der Wiedergabe in einem Pariser Blatt.

Abb. 43:
Ein Lokal der Elsaß-Lothringer Partei nach einem Einbruch der französischen Polizei im September 1938

Abb. 44:
Nationalsozialistische Inschriften auf einem Eisenbahnwagen im Elsaß. (Aus der Pariser Zeitung „L'Intransigeant" 29 .5 .38)

gends die geringſte Wirkung von dem Augenblick an haben wird, wo die franzöſiſche Wiederaufrichtung geſchieht, die das ganze Elſaß erwartet."

(„France de l'Est" — Mülhauſen — 28. März 1938)

Sozialdemokratiſcher Appell an die Polizei

„Der außerordentliche Kongreß der ſozialiſtiſchen Föderation des Haut-Rhin (!) verſammelt am 22. Mai 1938 in Mülhauſen;

überzeugt, daß wir uns in den drei wiedergewonnenen Provinzen in Gegenwart eines weit ausgebauten Spionagenetzes zugunſten Hitler-Deutſchlands befinden;

lenkt die Aufmerkſamkeit der Behörden auf die engen Verbindungen, die zwiſchen gewiſſen faſchiſtiſchen Organiſationen des Elſaß mit reichsdeutſchen Spionageagenten beſtehen;

weiſt auf die Gefahr hin, die das Fortbeſtehen derartiger Organiſationen für die Landeseinheit bedeutet;

fordert die Regierung auf, ſofortige und energiſche Abwehrmaßnahmen zu ergreifen;

appelliert an alle der Föderation des Haut-Rhin angegliederten Sektionen, dieſen faſchiſtiſchen Treibereien mit allen Mitteln entgegenzutreten;

bittet die Regierung, umgehend die ganze Naziliteratur im Elſaß zu verbieten;

beſchließt, ſelbſt aktiv in den Kampf gegen die Naziumtriebe, in welcher Form ſie ſich auch zeigen mögen, einzutreten ..."

(Beſchluß der Sozialdemokraten des Ober-Elſaß vom 22. Mai 1938)

Das Volksfrontkomitee und die freien Gewerkſchaften (C. G. T.) ſchließen ſich an

I.

„Das Volksfrontkomitee des Bas-Rhin (!) zu den Umtrieben der Naziagenten Stellung nehmend, lenkt die Aufmerkſamkeit der Regierung auf folgende Tatſachen:

1. Die Bevölkerung des Bas-Rhin iſt tief empört über das freche Auftreten der Hitler-Propagandiſten unter dem Deckmantel des „Autonomismus" und über die ſchamloſe antiſemitiſche Hetze, die derſelben Quelle entſtammt.

2. Die geſteigerte Tätigkeit dieſer volksfeindlichen Landesverräter fällt

zuſammen mit der gewaltſamen Annektion Öſterreichs, auf zentrale Anweiſung der Auslandspropaganda des 3. Reichs.

3. Die Bevölkerung des Elſaſſes erwartet von der Regierung energiſche Maßnahmen gegen dieſe antifranzöſiſchen Umtriebe. Die Feinde der franzöſiſchen Demokratie, der Republik und des franzöſiſchen Volkes haben keinen Anſpruch auf die republikaniſchen Freiheiten, die ſie im Dienſte des faſchiſtiſchen Auslandes fortgeſetzt mißbrauchen.

Um der Bevölkerung der Grenzregion das Gefühl der Sicherheit und der energiſchen Verteidigung des Friedens zu geben, iſt eine republikaniſche Wachſamkeit notwendig, die nichts zuläßt, was die Widerſtandskraft der Bevölkerung unterwühlt.

4. Das Volksfrontkomitee des Bas-Rhin appelliert bei dieſer Gelegenheit an die Regierung, die wirtſchaftlichen und ſozialen Wünſche der arbeitſamen und friedlichen Bevölkerung des Elſaſſes zu berückſichtigen. Die elſäſſiſche Induſtrie und das Handwerk, von der Wirtſchaftskriſe ſchwer betroffen, die Landwirtſchaft durch Viehſeuche und Kälte kataſtrophal geſchädigt, erwarten dringende Hilfe, um ihre bedrohte Exiſtenz zu retten.

5. Das Volksfrontkomitee des Bas-Rhin, feſt entſchloſſen, die Freiheit und die Demokratie zu verteidigen, erwartet insbeſondere die beſchleunigte Annahme der von der CGT. vorgeſchlagenen Geſetzesprojekte zur Vereinheitlichung der lokalen Sozialverſicherung mit der innerfranzöſiſchen Geſetzgebung."

(12. Mai 1938)

II.

„Die Ex.-Com. der Union Départementale der C. G. T.-Gewerkſchaften des Bas-Rhin, am 23. September tagend, billigt einmütig den Proteſt der Verwaltungskommiſſion der C. G. T., vom 21. September, gegen die Kapitulation der franzöſiſchen und engliſchen Regierungen vor der ſchamloſen Erpreſſungs- und Eroberungspolitik Hitlers,

erklärt eindeutig, daß der Faſzismus, ſamt ſeinen Agenten im eigenen Lande, der das Völkerrecht wie die Menſchenrechte täglich mit Füßen tritt, weder moraliſch noch rechtlich befugt iſt, das Selbſtbeſtimmungsrecht der Völker zu reklamieren,

betont mit Nachdruck, daß der Friede allein auf den von Frankreich bis heute verteidigten Prinzipien der kollektiven Sicherheit, des internationalen Rechts und der friedlichen Reviſion der Verträge, verteidigt werden kann,

gibt ſeiner Beunruhigung Ausdruck ob der Tatenloſigkeit der Behörden gegenüber der frechen Wühl- und Hetzarbeit der Hitleragenten und faſziſtiſchen Ligen in unſerem Grenzdepartement, die augenfällig eine

Verlängerung und beſtellte Arbeit der volksverhetzenden Propaganda des Dritten Reiches iſt,

erwartet von der Präfektur und Regierung ein entſchloſſenes Eingreifen zur Sicherung der Ruhe und öffentlichen Ordnung, ſowie ihre volle Unterſtützung zur Verhinderung von wirtſchaftlichen Schäden in unſerer Grenzregion,

appelliert an alle Hand- und Kopfarbeiter, weiterhin kaltes Blut zu bewahren und in feſtgefügter Einheit mit der Geſamtarbeiterſchaft von Frankreich in der großen C. G. T. den Frieden, die Freiheit und den ſozialen Fortſchritt am Rheine zu verteidigen."

(24. September 1938)

Die „Liga der Menſchenrechte" im Chor

„... Hitler hat die gegenwärtigen Grenzen Frankreichs garantiert ... Er wird Straßburg nicht angreifen, aber es gibt verſchiedene Arten des Angriffs: von außen und von innen. Und es ſind die Angriffe von innen, die zur Zeit nicht wenige Elſaß-Lothringer beunruhigen, wie folgende Motion zeigt, die kürzlich angenommen wurde:

Der oberelſäſſiſche Bezirksverband der Liga der Menſchenrechte (!) verlangt angeſichts der Naziagitation in den wiedergefundenen Departements und beſonders im Oberelſaß, die durch eine große Zahl von Zeitungen, Zeitſchriften und Illuſtrierten aus dem Reich unterſtützt und verbreitet wird, daß die Behörden ohne weiteren Verzug energiſche Maßnahmen ergreifen, um einen Zuſtand zu beenden, welcher ſchwere Folgen haben könnte.

Dieſelbe Agitation wird durch Linkszeitungen in Metz, Straßburg und Mülhauſen angeprangert.

Mit dem Antiſemitismus fängt es an, mit Heil Hitler, wie kürzlich in Illkirch, hört es auf. Die Bewegung entwickelt ſich mit Hilfe mehr oder minder myſteriöſer Agenten, aber auch mit Zeitungen, die da und dort erſcheinen. Iſt die autonomiſtiſche Zeitung „Elz" in Straßburg nicht ſchon genügend deutſchfreundlich? Ein weiteres Blatt kommt hinzu, „Frei Volk", welches gleichgeſchaltet iſt. Oft aber ſind die Zeitungsſtände der elſäſſiſchen Städte mit deutſcher Propagandaliteratur überſchwemmt, die oft in Straßburg billiger verkauft wird als in München oder Frankfurt. Können wir nicht dem Skandal ein Ende bereiten, über den ſich von Diedenhofen bis Mülhauſen eine Bevölkerung entrüſtet, die Frankreich und dem Frieden anhängt? ..."

(Aus der radikalſozialiſtiſchen Zeitung „L'Oeuvre" — Paris — 17. April 1938)

„Das wahre Geſicht des Nazi-Alſatentums

Winke mit dem Zaumpfahl des „deutſchen Ehrgefühls" und der „deutſchen Blutsgemeinſchaft". — Unverhüllte Drohungen. — Jetzt langt's! — Schach der offen deutſchen Propaganda! — Wir wollen endlich Ruhe und Frieden im Land!"

Hier ſchnappt das Gekreiſch des Straßburger ſozialdemokratiſchen Blattes, das ſeit je durch ſeine Blödheit auffiel, ſo über, daß es nur noch lächerlich wirkt.

„Der „Republikaner"[1]) hat ſich der Mühe unterzogen, einige Auszüge aus den hier mehrfach erwähnten „Straßburger Monatsheften" zuſammenzuſtellen. Dieſelben ſind in der Tat mehr als erbaulich. Man urteile ſelbſt!

Hier zunächſt Zitate aus einem Artikel „Elſaß-Lothringen und die deutſch-franzöſiſche Verſtändigung" von Dr. L. Benmann, Zitate, die wir mit ganz kurzen Kommentaren verſehen:

„Ohne die elſäſſiſche Frage wäre kaum ein Anlaß zu jener deutſch-franzöſiſchen Spannung vorgelegen, die im Weiterwühlen der Staatsmänner und Diplomaten die Welt nach und nach in zwei, wenn auch verſchieden große Lager getrieben und das namenloſe Elend der letzten Epoche verſchuldet hat ..."

Alſo beſteht ſie doch weiter, dieſe „elſäſſiſche Frage" im internationalen Sinne der Vorkriegszeit! Wenigſtens nach Anſicht unſerer Nazi-Alſaten! ...

„Deutſchland hat zur Beſſerung der deutſch-franzöſiſchen Beziehungen unbeſtreitbare Opfer gebracht. Der wiederholt ausgeſprochene Verzicht führender Männer auf die territoriale Wiedergewinnung des Elſaß muß unbedingt als ſolches gewertet werden."

Wie, der „Verzicht" ſei ein „Opfer" geweſen? Wir verbitten uns eine derartige „Geſchichtsſchreibung"! Man überlege doch: Ein Verzicht ſetzt voraus, daß der Verzichtende das, worauf er verzichtet, beſitzt oder doch beanſpruchen kann. Im vorliegenden Fall kommt dies jedoch gar nicht in Betracht. Deutſchland mag ſich „Opfer" des erwähnten Genres ſparen!

Wir verzichten auf ſeine „Verzichte"! Pour de bon!!!

„Der jetzige Zuſtand" — ſo heißt es dann weiter — „bedeutet eine moraliſche Vergewaltigung des Elſaſſes. Auf einer ſolchen Verfälſchung des Natürlichen läßt ſich kein auf die Dauer beſtimmter Bau errichten. Auch Frankreich muß ein Opfer bringen, wenn das deutſche einen Sinn erhalten ſoll. Der Schritt, in den Frankreich einwilligen

[1]) Das ſozialdemokratiſche Schweſterorgan der „Freien Preſſe" in Mülhauſen.

muß, iſt die verfaſſungsmäßig beſtätigte Zuerkennung der Minderheitsrechte an das Elſaß. Unſere Sprache und unſere Art muß geſetzliche Anerkennung und Gleichberechtigung erhalten;

die immer ſtärker um ſich greifenden Aſſimilierungsbeſtrebungen müſſen eingeſtellt werden. Auf dieſe Weiſe, aber nur auf dieſe, wird man die Grundlagen für ein zufriedenes Elſaß ſchaffen und gleichzeitig aus der Seele des deutſchen Volkes den Stachel entfernen, der gebildet wird durch das Bewußtſein einer vom eiſernen Geſetz des Ehrgefühls und der Blutsgemeinſchaft auferlegten Pflicht nicht genügt zu haben. Nur wenn das Elſaß als Elſaß erhalten bleibt, wird jene Sünde gegen den Geiſt vermieden, die ſelten ungerächt bleibt."

Das iſt der Gipfel! Der Comble des Gipfels!!! Nicht mehr bloß Unvernunft oder Fahrläſſigkeit, die der deutſchen Propaganda Waſſer auf die Mühle leiten könnte, ſondern deutſche Propaganda ſelbſt! Freche, gemeingefährlich freche Prapaganda, wie ſie die Nazis in Öſterreich und im Sudetengebiet nicht radikaler betreiben konnten! Und das ſchlägt nun wirklich dem Faß den Boden aus! In der Tat: Jetzt langt's!!!

Aber es kommt noch beſſer!

Da iſt ein Aufſatz von Hermann Bickler. Der „ſteckt es" den Pariſern ſo:

„Nicht wir verlangen Sondervorrechte, ſondern uns enthält man elementare Volks- und Menſchenrechte vor! Nicht wir greifen den Staat an, ſondern Paris greift uns an! Nicht wir kommen mit böſen Abſichten und ſchlechtem Willen, ſondern Paris behandelt uns nicht ſo, wie es ſich gehört, wendet leider gegenüber den anderthalb Millionen deutſchſprechender Elſaß-Lothringer nicht die Prinzipien an, für die es zugunſten mitunter ganz kleine Minderheiten auf dem Balkan eintritt oder deren Anwendung durch die Engländer auf die franzöſiſch ſprechenden Kanadier es ſo begrüßt."

Balkan — England — Kanada ... und wenn wir ſagen, daß die Nazi-Allſaten Fragen, die nur Frankreich angehn — und ſchließlich wohnen wir vorerſt immer noch im Lande Frankreich! — mit Beiſpielen und Problemen der internationalen Politik verknüpfen, ſchreit man Mordio!

Doch hören wir weiter, was Hermann, der Cheruſker-Bickler, auf dem Herzen hat:

„Solange man nicht glaubt dulden zu können, daß in dieſem Lande die Menſchen frei und ungehindert ihre deutſche Sprache, ihre angeſtammte Kultur üben und pflegen, ſolange ſoll man nicht von Frieden zwiſchen Frankreich und Deutſchland reden!"

„Jetzt's langt's!" ſagten wir oben. Nun, hier iſt die Grenze des Annehmbaren ſogar ſchon überſchritten! Weit überſchritten, kilometerweit überſchritten!!!

Unter ſchändlichem Mißbrauch der uns allen teuren, republikaniſch-demokratiſchen Freiheiten glattweg in die Welt poſaunen, daß von Frieden zwiſchen Frankreich und Deutſchland nicht die Rede ſein könne, ſolange hierzulande die derzeitige Regelung der Sprachenfrage und die ganze gegenwärtige franzöſiſch-elſäſſiſche Politik, die eine rein innere Angelegenheit unſerer Nation darſtellt, beibehalten werden, ... bedeutet eine Drohung, die nur eine gute Qualität hat: die der brutalen Offenheit und der abſoluten Klarheit, eine Drohung, welche die ganze Diskuſſion der letzten Wochen in ein neues Licht rückt. ..."

(„Freie Preſſe" — 22. Oktober 1938)

„Der Ruf des Dritten Reiches" [1])

„... Gewiß iſt die Elſaß-lothringiſche Jungmannſchaft keine neue Erfindung. Wir wußten ſeit 1935 — das wird durch Dokumente aus jener Zeit belegt — daß ihr Aufbau einen weſentlichen Beſtandteil im Apparat der Hitlerpropaganda hinter der Maginotlinie darſtellt. Aber die Gründung einer jungen Hitlerbewegung im Elſaß erſchien zu einer Zeit, wo die Argumente einer ideologiſchen Auseinanderſetzung mit der Volksfront in Frankreich noch nicht vorhanden waren, unſeren Aufrührern verwegen, aber heute iſt dieſer Schritt getan ..."

(Die jüdiſche Zeitung „La Lumière" — Paris — 15. April 1938)

„Eine Naziminderheit unternimmt es, in Elſaß-Lothringen Unfrieden zu ſtiften

Laſſen wir den Hitlerismus das Elſaß unterwühlen?"

„... Um zu den ſogenannten Kampforganiſationen zurückzukommen, geben wir zuerſt das Ergebnis unſerer Unterſuchungen über die Arbeit der Jungmannſchaft Bicklers wieder:

Die Organiſation iſt Punkt für Punkt genau nach dem Muſter der Hitlerpartei aufgebaut. Man ſtößt ſogar oft auf dieſelben Bezeichnungen für die entſprechenden Formationen. So umfaßt die Bewegung Ortsgruppen, alſo örtliche Sektionen — gegenwärtig etwa 100 — die mit einer Nummer und der Abkürzung O.G. verſehen ſind. So gibt es in der Gegend um Zabern die Gruppen 20—40. Dieſe Gruppen verſammeln ſich unter allen möglichen Vorwänden oder zu Kundgebungen, wie ſich letztes Jahr eine auf der Hünenburg zutrug, wo ungefähr 600 Jungmannſchafter in einer echt germaniſchen Zeremonie dem „unbekannteſten Soldaten" d. h. dem elſaß-lothringiſchen Frontkämpfer, der in der feldgrauen Uniform fiel, huldigten. In dieſen Verſammlungen

[1]) Siehe Abb. 45.

wird natürlich alles behandelt, was das franzöſiſche Leben in den beiden Provinzen betrifft.

... Die franzöſiſchen Beamten werden als Leute bezeichnet, welche mit oder ohne Taſchentuch aus Korſika, der Normandie, Auvergne oder Savoyen, aus verlorenen Gegenden Innerfrankreichs oder der hochmütigen Hauptſtadt an der Seine kommen, nur um ſich voll zu freſſen und eine unglückliche Bevölkerung auszuplündern.

Auch hier zeigt die Nazipropaganda unvorſichtigerweiſe ihr wahres Geſicht. Die Geſchichte mit den elſäſſiſchen Bodenſchätzen, die täglich zugweiſe nach Frankreich transportiert werden, war in dem kürzlichen Rundſchreiben von Goebbels ein Lieblingsthema.

Aber dieſe ganze Agitation beruht auf rein materialiſtiſcher Grundlage, welche übrigens oft ihre Wirkung bei einem leichtgläubigen und kritikloſen Publikum nicht verfehlt. Dieſe Agitation verbirgt kaum das Lieblingsthema der Hitlerpropaganda: nämlich das Raſſenargument. Da gibt es zuerſt die „jüdiſche Gefahr" und dann die ſchwere Bedrohung für die elſäſſiſche Raſſe durch die Kolonial- und farbigen Soldaten, welche ein verniggertes Frankreich mit Wonne im Herzen des Landes der Jungmannſchaft garniſonieren laſſe.

Von den Juden wird geſagt, daß ſie vom anderen Ende der Welt mit krummen Naſen und Kräuſelhaaren gekommen ſeien, und es ihnen nicht zuſtehe, im Namen der Elſäſſer zu ſprechen. In dieſem Sinne werden grobſchlächtige Flugblätter verbreitet, die im Reich gedruckt werden. Oft enthalten ſie wahre Aufrufe zum Pogrom.

Das Thema der „Raſſenſchande", die von franzöſiſchen Kolonialſoldaten begangen wird, erlaubt die erſtaunlichſten Variationen. Wie wir ſchon ſahen, widmet man dieſem Thema im Organ der Elſaß-Lothringer im Reich eine regelrechte Chronik, und die Zeitung des Herrn Bickler will hier nicht zurückſtehen. So erſcheint z. B. in „Frei Volk" eine Gloſſe, deren Verfaſſer ſich über die Schamloſigkeit einer Elſäſſerin entrüſtet, die mit einem algeriſchen Unteroffizier verlobt iſt und ſich zärtlich von ihm verabſchiedet hatte. Darin heißt es: „Solche ſchamloſen Frauen ſollte man wie die Peſt meiden bis zu dem Tage, wo die Umſtände es uns erlauben werden, ſie mit ihrem farbigen Verlobten dahin zu transportieren, wo dieſes Geſchmeiß hingehört."

... Es iſt Zeit zum Handeln, wenn das Übel nicht unheilbar werden ſoll. Gewiß ſind die nationalſozialiſtiſchen Zellen in Elſaß-Lothringen noch nicht im Stande, einen Putſch zu verſuchen und die „Minderheit", die ſie darſtellen, iſt unbeachtlich. Weder Herr Bickler noch irgendeiner ſeiner Anhänger werden jemals den elſäſſiſchen Henlein ſpielen, wenn ſich die Regierung endlich entſchließt, dieſer wilden Agitation ein Ende zu bereiten.

René Laffargue."

(„La Lumière" — Paris — 15. April 1938)

„Das Hakenkreuz im Elſaß“ [1])

„... Unſere elſaß-lothringiſche Front wird ernſtlich unruhig. Die Hitlerpropaganda in den wiedergewonnenen Departements hat eine furchtbare Form angenommen. Sie verſteckt ſich nicht einmal mehr. Sie wird bei hellem Tage und in aller Öffentlichkeit betrieben. Die Zeitungen ſind voller Nazi-Literatur.

Die Republikaner des Ober- und Unterelſaß haben bereits ihre warnende Stimme erhoben. Der Bezirksverband der ſozialdemokratiſchen freien Gewerkſchaften hat auf ſeinem letzten Kongreß auf die Gefahr hingewieſen. Hitler, ſagen die Genoſſen, hat ſeinen Plan, unſere Oſtprovinzen wieder an ſich zu reißen, nicht aufgegeben. Alle ſeine Behauptungen ſind nur Lügen, und die Genoſſen behaupten, daß Deutſchland innerhalb unſeres Staatsgebietes Freunde und ſogar Helfershelfer hat. Dieſe denunzieren ſie uns. Die Hitlerianer ſtecken im Patronat und ſind die „große Bourgeoiſie“. (?) Daher hat auch der Bezirksverband, um dieſem Verrat ein Ende zu bereiten, die beſagte Motion angenommen.

Der Bezirksverband macht auf die Eroberungspolitik aufmerkſam, die im Buche Hitlers „Mein Kampf“ zum Evangelium des Nationalſozialismus erhoben wird und verweiſt auf die Gefahren, die den demokratiſchen freien Gewerkſchaften Frankreichs drohen und allein durch eine energiſche Politik der Regierung gegen den Faſchismus abgewendet werden können.

Aus dieſem Grund fordert der Bezirksverband, daß energiſche Maßnahmen gegen die faſchiſtiſchen Vaterlandsverräter ergriffen und endlich alle angemeldeten oder geheimen faſchiſtiſchen Verbände aufgelöſt und die Führer dieſer Verſchwörerorganiſationen unbarmherzig beſtraft werden ...“

(Das Organ der franz. freien Gewerkſchaften [C.G.T.] „Messidor“ — 22. April 1938)

„Beim Feinde“

„... Wie ich es ſchon geſchrieben habe, gibt es im Elſaß eine Clique von Hitlerianern d. h. von Agenten Deutſchlands, die feſtgeſtellt und erkannt iſt. Das ſind eine Hand voll Leute um die „Elz“, darunter der Rechtsanwalt Bickler. Es iſt unerhört, daß dieſe Bande unbeſtraft bleibt ...“

Lucien Rébatet.“

(Die Pariſer Wochenſchrift „Je suis partout“ — 21. Oktober 1938)

[1]) Siehe Abb. 40.

„Hitler im Elſaß
116 Geheimzellen"[1])

Als ein beſonders ſchamloſer Lügner entpuppte ſich der Pariſer Korreſpondent Emanuel d'Aſtier de la Vigerie, der verſchiedene elſäſſiſche Führer aufſuchte und danach ſogenannte Interviews veröffentlichte, die vielfach genau das Gegenteil deſſen enthielten, was ihm bei ſeinen Beſuchen erklärt worden war. Nachdem er in einem ſenſationell aufgemachten Artikel, der am 29. Mai 1938 in dem Boulevard-Blatt „L'Intransigeant" erſchien, zuerſt über die autonomiſtiſche Landespartei von Dr. Karl Roos, deren „Elſaß-lothringer Zeitung", die „den Deutſchen lieb iſt", wie ſich d'Aſtier ausdrückte, hergefallen war, mußte natürlich auch die Jungmannſchaft an die Reihe kommen:

„Bickler, der Straßburger Henlein."

„... Einige Häuſer weiter, in derſelben Freiburger Straße, befindet ſich der Sitz der zweiten frankreichfeindlichen Organiſation. Sie heißt „Jungmannſchaft" oder beſſer „Elſaß-Lothringer Partei". Sie war zuerſt eine Jugendorganiſation der Landespartei, iſt aber durch den Ehrgeiz ihres Führers zu einem ſelbſtändigen, außerordentlich rührigen Kampfbund geworden, der als die Spitze der Kampffront gegen Frankreich gilt und zweifellos deren wirkſamſtes Werkzeug im Elſaß darſtellt.

... Wir wollen die Heimat wiedergewinnen, die man uns geſtohlen hat ...

... Die Frage, ob wir uns verwelſchen laſſen dürfen, ſtellt ſich gar nicht für uns. Wir haben ſie endgültig verneinend entſchieden ...

... Die Jungmannſchaft erhebt die alte Fahne des Bauernkrieges mit der roten Wolfsangel als Zeichen trotzigen Widerſtandes gegen alle unrechte Gewalt ...

Das iſt ſo die Art der Flugblätter Bicklers. Die Jungmannſchaft iſt eine kämpferiſche und noch geheimere Organiſation. Ihre Zellen werden nach dem Nazi-Sprachgebrauch Ortsgruppen genannt. Bis jetzt ſind ſie noch nicht alle entdeckt und ihre Sitzungen ſind geheim. Im Jahre 1937 traf ſich die Straßburger Ortsgruppe in der Aureliengaſſe 5. Aber ſeitdem die Polizei die Höhle entdeckt hat, iſt ſie wieder ausgewandert.

... Bei dem Sitz der Jungmannſchaft hat Bickler eine Buchhandlung eingerichtet, deren Schaufenſter eine wahre Auslage hitleriſcher Propaganda ſind. Neben Hitlerkreuzen ſieht man das Bickler-Kreuz. Alles, was ausgeſtellt iſt, dient zur Verherrlichung des Deutſchtums ..."

(„L'Intransigeant" — 29. Mai 1938)

[1]) Siehe Abb. 38 und 39.

Ein ſchriftliches Interview

Nach dieſen ſchlechten Erfahrungen, bei denen die Elſäſſer mit Verblüffung merkten, daß ſich Pariſer und ſogar engliſche und amerikaniſche Journaliſten nicht im geringſten genierten, eine Unterredung völlig gefälſcht wiederzugeben und ſogar als Lockſpitzel der franzöſiſchen politiſchen Polizei zu fungieren, mit der ſie ſich vor ihren Beſuchen verabredet hatten, empfingen wir überhaupt keinen Vertreter dieſer üblen Preſſe mehr.

Da der Hauptſchriftleiter des großen Boulevardblattes „Paris Soir", ein Monſieur Gabriel Perreux, gar zu ſehr drängte, wurde ihm ein ſchriftliches Interview gewährt. Die Antworten auf ſeine Fragen, die er zweifellos mit der franzöſiſchen Polizei vorher beſprochen hatte und für beſonders ſchlau und verfänglich hielt, wurden in einem ſchmunzelnden Kameradenkreis abgefaßt. Wer näher zuſieht, merkt ſofort, daß wir uns mit dieſem Pariſer, der ſich auf ſeine Geriſſenheit allerlei einbildete, einen guten Spaß machten, über den wir noch lange nachher herzlich lachten. Die plumpen teutoniſchen „Alsacos"[1]) waren ſchließlich nicht umſonſt durch die welſche Schule gegangen.

Aus der Feder Perreux' kam dann folgendes Elaborat in das große Revolverblatt (Mitte Juni 1938):

„Dr. Bickler und die Elſaß-lothringer Partei.

... Die Bewegung des Herrn Spieſer iſt beſonders intellektueller und kultureller Art und unterhält ausgezeichnete Beziehungen zu einer anderen Bewegung, die aus der ſtudentiſchen, elſäſſiſchen Jugend der franzöſiſchen Univerſitäten kommt, aber jetzt in die Maſſen einzudringen verſucht, mit der Bewegung des Dr. Bickler.

Ich habe Dr. Bickler nicht ſprechen können. Ein franzöſiſcher Kollege, der ſich bei ihm als amerikaniſcher Journaliſt ausgab, ſoll nach einem Interview ſeine Erklärungen gefälſcht haben. Infolgedeſſen will er keinen Journaliſten mehr empfangen. Trotzdem war er bereit, ſchriftlich auf meine Fragen zu antworten. Seine Organiſation war zuerſt eine Bewegung der Jugend („Elſaß-lothringiſche Jungmannſchaft") und hat ſich dann, indem Leute jeden Alters dazuſtießen, vor zwei Jahren etwa zur Elſaß-lothringer Partei entwickelt. Er will alle Elſäſſer und Deutſchlothringer in einer großen Volksbewegung zur Verteidigung ihrer Lebensrechte und ihres Volkstums zuſammenſchließen ...

... Die Zahl ſeiner Anhänger könne Herr Bickler ſchwer angeben; er behauptet nur, daß ſie ſtändig anwachſe und insbeſondere ſeit der Zeit, wo eine gewiſſe Preſſe ein Kampagne gegen ihn entfeſſelt hat. Im

[1]) Franzöſiſcher Spottname für die Elſäſſer.

übrigen iſt er der Meinung, daß der Einfluß ſeiner Bewegung nicht nach der Zahl der eingeſchriebenen Mitglieder bemeſſen werden könne.

Das Elſaß als nationale Minderheit.

... Nachdem ich ſo aus erſter Quelle Auskunft über die Zahl, die Organiſation und den Umfang der Bewegung erhalten hatte, wollte ich auch einige Programmpunkte klären laſſen. Nachſtehend folgt wörtlich die ſchriftliche Unterhaltung, die zwiſchen uns gepflogen wurde:

1. Frage: Anerkennen Sie die franzöſiſche Oberhoheit auch im Elſaß? In welchem Maße und unter welchen Bedingungen? Oder meinen Sie, daß das Elſaß eine nationale Minderheit bildet?

Antwort: Wir haben die franzöſiſche Souveränität nie in Frage geſtellt. Die Feſtſtellung der Tatſache, daß die Elſäſſer und Deutſchlothringer im franzöſiſchen Staat eine volksdeutſche Minderheit darſtellen, widerſpricht der Anerkennung dieſer Souveränität nicht; im Gegenteil, der Begriff der Minderheit ſetzt notwendigerweiſe das Beſtehen einer Mehrheit, die ſich von ihr unterſcheidet, voraus.

2. Frage: Welche Sprache ſoll nach Ihnen im Elſaß das Vorrecht haben?

Antwort: In ſprachlicher Hinſicht verlangen wir nur die Gleichberechtigung. Es erſcheint uns natürlich und billig, daß in unſerem Land, wo deutſch geſprochen wird, dieſe Sprache denſelben Platz einnimmt wie die franzöſiſche Sprache in den Provinzen, wo franzöſiſch geſprochen wird.

3. Frage: Nehmen Sie an, daß die Unterrichtsmethode, die Sie vorſchlagen, die materiellen Intereſſen zu wahren geeignet iſt?

Antwort: Es ſteht feſt, daß die Unterrichtsmethode, wie ſie ſeit 1919 gehandhabt wird und wonach dem Deutſchen als der Mutterſprache der Bevölkerung nur ein ganz geringer Raum zugewieſen wird, ſchlechte Ergebniſſe zeitigte. Ein Unterricht, der von der Mutterſprache ausginge, würde in jeder Hinſicht beſſere Reſultate ergeben. Die Tatſache, daß die Deutſchen mit einer ſolchen Methode, die ſie vor 1918 im franzöſiſchſprachigen Grenzgebiet angewandt haben, es zuwege brachten, der Bevölkerung eine genügende Kenntnis beider Sprachen zu vermitteln, beſtätigt unſere Auffaſſung.

4. Frage: Was wenden Sie gegen die Leute ein, die behaupten, daß Ihre Bewegung deutſch inſpiriert ſei? (que votre mouvement est d'inspiration germanique?)

Antwort: Gar nichts, wenn man den Ausdruck „Deutſch" in ſeinem eigentlichen Sinne gebraucht. Die Elſäſſer und Lothringer ſind eine deutſche Bevölkerung. Daraus ergibt ſich, daß unſere Bewegung, die aus den tiefſten Wurzeln unſeres Volkes kommt, deutſch inſpiriert iſt ebenſo wie jede Bewegung, ſei ſie nun von rechts oder links, politiſch oder kulturell, z. B. in der deutſchen Schweiz, deutſch inſpiriert ſein muß.

Wenn man jedoch mit dieſem Ausdruck bedeuten will, daß unſere Bewegung ihre Befehle aus dem Ausland empfängt, ſo müſſen wir dieſe aus der Luft gegriffene Behauptung kategoriſch zurückweiſen.

5. Frage: Glauben Sie, daß die Einſtellung Ihrer Anhänger wirklich elſäſſiſch iſt?

Antwort: Die Geſinnung unſerer Anhänger iſt wirklich durch und durch elſäſſiſch.

Was mir aber der Dr. Bickler nicht ſagte ...

... Der Dr. Bickler ſagte mir nicht, daß, wenn er auch keine Uniform trägt und kein Hakenkreuz führt, der ganze äußere Apparat ſeiner Partei doch merkwürdig dem gleicht, was bei den Nazis in Ehren ſteht. Man braucht nur einen Bericht des Parteikongreſſes vom 22. Mai 1938 in ſeiner eigenen Zeitung zu leſen, um darüber im klaren zu ſein. Da iſt alles vorhanden, die ſchwarz und rot und weiße (!) Fahne mit der Wolfsangel, die Inſchriften, die ganze Feiergeſtaltung, die jungen Männer im Gegenſatz zu den alten der früheren Parteien uſw.

Der Dr. Bickler hat mir auch nicht geſagt, daß die mehr oder minder geheime Organiſation ſeiner Partei eigenartige Ähnlichkeiten mit der Organiſation des Nationalſozialismus aufweiſt. Vielleicht gibt es keine eigentlichen Hitlerzellen, aber ganz gewiß machen die Parteizellen den Verſuch, in jedem Dorf 1, 2 oder 3 Vertrauensleute zu gewinnen, um dann Ortsgruppen zu bilden.

Dr. Bickler hat mir nicht geſagt, daß ſeine Ideologie Wort für Wort der Hitlerideologie entſpricht, mit den gewöhnlichen Sprüchen gegen den Marxismus, gegen den Kapitalismus, gegen die Juden, gegen den Individualismus und gegen den Liberalismus aus der franzöſiſchen Revolution ..."

„Unter der autonomiſtiſchen Maske"

„... Es iſt klar, daß jede Unruhe in Elſaß-Lothringen das Spiel derer macht, die im Trüben fiſchen, beſonders der Kreaturen des Hitlerismus. Denn wenn auch der Führer in einer Erklärung, die er anläßlich des Anſchluſſes der Oſtmark wiederholte, erneut betonte, daß er gegenüber Frankreich eine klare, deutliche Grenze gezogen habe, ſo macht ſich die nationalſozialiſtiſche Propaganda doch mit erhöhter Heftigkeit in den drei wiedergewonnenen Departementen und beſonders im Elſaß bemerkbar.

Ein gewiſſer Rechtsanwalt Bickler, einer der Führer der Landespartei und Mitarbeiter an der „Elz" (Elſaß-lothringiſchen Zeitung) gibt ſich den Anſchein, als ob er die autonomiſtiſche Sache verteidige und

billigt zugleich den Anſchluß. Eine andere Zeitung „Frei Volk", das Organ der Jungmannſchaft, überbietet die vorherige Zeitung noch an Heftigkeit. Die ſchwachen Einkünfte dieſer Blätter laſſen vermuten, daß ſie durch eine ausländiſche Macht, die gut zu erraten iſt, finanziell unterſtützt werden. So gibt es in Berlin eine Dienſtſtelle für die deutſche Propaganda im Ausland, welche von einem emigrierten Elſäſſer, Robert Ernſt, geleitet wird. Seine Beziehungen zu den elſäſſiſchen Autonomiſten ſtehen außer jedem Zweifel. Am letzten 10. April, als in Öſterreich die Volksabſtimmung ſtattfand, wurde über elſäſſiſchen Dörfern bis 60 Kilometer von der Grenze entfernt von Flugzeugen Blätter abgeworfen, auf denen ſtand: „Wir Saarländer danken dem Führer durch ein Ja" (!)

Mitten in Straßburg gibt es eine Buchhandlung, die mit Hetzſchriften gegen Frankreich vollgepropft iſt ..."

(„La Revue de Lausanne" — 8. Juni 1938)

„Deutſche Propaganda in Frankreich"

„... In der Form des Separatismus ſtellt dieſe Parteitätigkeit eine ernſte Bedrohung für den franzöſiſchen Staat dar. Es gibt da die Autonomiſtenbewegung des Rechtsanwalts Bickler. Dieſer Mann, der ſich als zweiter Henlein wähnt, läßt keine Gelegenheit ungenutzt, um Frankreich zu beſchimpfen und Deutſchland zu verherrlichen. Bicklers Bewegung, die Jungmannſchaft, iſt völlig mit Nazibazillen durchſetzt. In ihrer ſchwarzen Fahne führt ſie die auch bei uns berüchtigte Wolfsangel[1]) in roter Farbe. Das Wochenblatt „Frei Volk" hängt in den Schaufenſtern neben autonomiſtiſcher Nazi-Literatur. Wolfsangel und Hakenkreuz ſind auch im Elſaß gute Nachbarn. Der Hauptzweck des autonomiſtiſchen Beſtrebens iſt die Lostrennung von Frankreich, worauf natürlich prompt als nächſtes der Anſchluß an Deutſchland folgen ſoll ..."

(Die holländiſche Zeitung „Eenheid door Democratie" — 30. Juli 1938)

„Boykott den Deutſchen"

So ſchrieben die Wortführer der franzöſiſchen Regierung im Elſaß lange bevor der Krieg erklärt war:

„... Die moraliſch empfindenden Völker der Welt ſollten alles Deutſche boykottieren. Deutſchland und jeder Deutſche müſſen wie die Peſt behandelt werden, ſolange ſie die verbrecheriſchen Vertreter des beſtehenden Syſtems an ihrer Spitze dulden. Alle Zugänge und Aus-

[1]) Die Wolfsangel iſt bekanntlich das Abzeichen der holländiſchen Nationalſozialiſten (Muſſert-Bewegung).

gänge Deutſchlands nach anderen Ländern müſſen geſperrt, alle geiſtigen, verwandtſchaftlichen, freundſchaftlichen Beziehungen zu Deutſchen, auch wenn ſie Nichtnazis ſind, müſſen abgebrochen werden.

Moraliſcher Boykott eines ganzen Volkes neben dem wirtſchaftlichen, das ſind die Waffen, über die die friedfertigen, ziviliſierten und kultivierten Völker verfügen, die ſie gebrauchen und ohne jede Rückſichtnahme handhaben ſollten.

Erkennt das deutſche Volk ſeine Verirrung, ſchämt es ſich der Verbrechen ſeiner Führung, gibt es den Raub heraus, nun gut, dann kann es wieder in die geſittete, europäiſche Völkerfamilie aufgenommen werden. — Andernfalls, wenn es in ſeiner verbrecheriſchen Verſtocktheit verharrt, wenn es ſich hinter ſeine Führer ſtellt, wenn es gar noch meint, es ſei ihm Unrecht geſchehen, möge es zugrunde gehen. Mit oder ohne Krieg, ganz wie es ihm beliebt."

(„La République" — 23. März 1939)

„Die Gefahr der deutſchen Treibereien im Elſaß"

„... Eine Bewegung der jüngeren Generation, die den Namen Jungmannſchaft trägt und unter Führung des Rechtsanwalts Bickler ſteht, fordert die totale Befreiung von der franzöſiſchen Vorherrſchaft und organiſiert den Kampf gegen die Aſſimilierung, gegen Paris und ſeine Verwaltung. Die Bewegung fordert die Bewahrung des ſogenannten Volkstums d. h. die Kulturautonomie. Ihre Bewegung hat als Parole „Freies Volk im eigenen Land". Wenn Frankreich die Selbſtverwaltung nicht gewährt, leſen wir in dieſem antinationalen Blatt, werden wir Separatiſten, die ihr Heil nur in der Trennung von Frankreich ſehen.

Die nach dem Führerprinzip aufgebaute Jungmannſchaft umfaßt heute 116 Gruppen. Sie hat dasſelbe Abzeichen wie die pangermaniſtiſchen Verbände und eine Schutztruppe mit brauner Jacke, ledernem Koppel und Armbinde. Die Mitglieder leiſten einen Treueid und grüßen mit dem deutſchen Gruß. Bei den Zuſammenkünften herrſcht eine ausgeſprochen militäriſche Diſziplin ..."

(Der frühere elſäſſiſche Senator Eccard im Pariſer „Figaro" — 11. April 1939)

Die Kommuniſten verlangen Maſſenhinrichtungen

„Keine Freiheit für die, die die Freiheit morden!

„An die Bewohner der Stadt Straßburg!

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!

Bürger!

Seit einigen Tagen haben wir alle Einwohner von Straßburg aufgefordert, uns die Namen der Verräter anzugeben.

... wir beſitzen noch nicht die Liſten der Namen dieſer Feinde der Republik. Jeden Tag wird es aber dringender notwendig, die Individuen zu verhaften.

Beeilt Euch, die Verräter zu erkennen! Saint-Juſt.

Das iſt die öffentlich in Straßburg angeſchlagene Aufforderung der Volksvertreter bei der Rheinarmee während der Großen Franzöſiſchen Revolution, am neunten Tag des zweiten Monats des Jahres II (1793)."

Um ja keinen Zweifel über den Sinn dieſer hiſtoriſchen Ausgrabung zu laſſen, fügte die „Humanité" liebenswürdig, wie ſie nun einmal war, hinzu:

„Heute, 150 Jahren nach der Großen Franzöſiſchen Revolution, wären dieſelben Maßnahmen am Platze ..."

(Die kommuniſtiſche „L'Humanité" — Straßburg — 23./24. Juli 1939)

Bericht des früheren Miniſters und einflußreichen Mitgliedes der radikalſozialen (Herriot-Daladier) Partei, Guernut, nach einer Inſpektionsreiſe ins Elſaß

Die nachſtehenden Ausführungen eines Mannes, der, aus der Freimaurerei und dem Lager der gemäßigten Linken kommend, in Regierungskreiſen bedeutenden Einfluß hatte, ſind in mehr denn einer Hinſicht aufſchlußreich.

„... In meinem Bericht will ich mich daher eingehend nur mit der Bewegung von Bickler und Spieſer befaſſen:

Bickler iſt ein Rechtsanwalt von etwa 30 Jahren ... Er gründete die elſaß-lothringer Partei, eine ausgeſprochene Hitlerpartei, die wie die Nationalſozialiſtiſche Partei jenſeits des Rheins mit derſelben Rangordnung, denſelben Parolen und denſelben Formen arbeitet. Er ſammelt hauptſächlich die Jugend längs der Grenze um ſich. In die Organiſation werden nur ganz zuverläſſige Leute aufgenommen. Die Diſziplin iſt dieſelbe wie bei den Nazis. Wenn ſich die Mitglieder der Partei treffen, grüßen ſie mit dem Hitler-Gruß, der eine ſagt: „Frei Volk", und der andere antwortet: „Im eigenen Land".

Die Fahne der Partei iſt ſchwarz mit einer Wolfsangel, welche ſchon vor vielen Jahrhunderten das Notzeichen der germaniſchen Völkerſchaften war. Die Partei veröffentlicht eine Wochenſchrift „Frei Volk" mit dem Untertitel „Elſaß-Lothringiſches Kampfblatt". Bickler wird in ſeiner Arbeit durch einen gewiſſen Fritz Spieſer unterſtützt, der ſeine Studien auf deutſchen Univerſitäten abſolviert hat.

... Spieſer hat ſich nach ſeiner Rückkehr im Jahre 1931 mit einer deutſchen Adligen, Burggräfin von und zu Dohna-Schlobitten, der Toch-

ter eines deutſchen Krautjunkers von Potsdam, verheiratet. Er gibt die „Straßburger Monatshefte" heraus und unterhält eine Jugendherberge und andere Werke.

... Spieſer rekrutiert vornehmlich die Intellektuellen. Im proteſtantiſchen Bevölkerungsteil hatte er Erfolge. Auf einer Teilliſte von Anhängern, die unſere Freunde in Händen haben, ſah ich Beamte der Straßburger Gemeindeverwaltung und des Straßburger Bürgerſpitals.

Die Organiſation hat alſo ein Wochenblatt, eine Monatsſchrift; in der Freibürger Straße hat ſie eine Buchhandlung eröffnet, in der die ganze deutſche Naziliteratur vorrätig iſt. So gibt es auch eine Leihbücherei, in der man gegen ein lächerliches Entgelt ganze Stöße von Büchern, Zeitſchriften, Broſchüren und Propagandablättern ſowie ausgezeichnete Zeitungen erhält.

Was man in dieſen Büchern, Zeitungen, Werbeſchriften und Broſchüren leſen kann und beſonders, was in den Beſprechungen und Verſammlungen mündlich erörtert wird, ſtellt die klaſſiſchen Themen der Hitlerpropaganda dar:

a) Deutſchland iſt ſtark und unbeſiegbar; ſeit der Machtübernahme Hitlers hat es überall geſiegt. Es hat ſeine Wehrmacht wieder aufgebaut, das Rheinland wieder beſetzt, Öſterreich angeſchloſſen, die Tſchechoſlowakei genommen; alles, ohne daß Frankreich ſich regte, denn Frankreich iſt zu ſchwach, zu zerriſſen und zu zerſetzt, um ſich wehren zu können.

b) Das Elſaß würde vergeblich von Frankreich irgendeine Hilfe erwarten. Das hat man am beſten in München geſehen; infolgedeſſen wird das Elſaß in abſehbarer Zeit wieder deutſch; das ſteht abſolut feſt. Jeder Elſäſſer hat alſo Intereſſe, ſich mit denen gut zu ſtellen, die demnächſt an die Macht kommen werden und ſich gegen Repreſſalien, die dann unvermeidlich wären, rechtzeitig zu ſichern. Dazu genügt es, daß man der Partei beitritt oder zum mindeſten ſich zu ihren Anhängern zählt ...

Nun fragen Sie mich: „Was kann man dagegen tun?"

Darauf wurde mir im Elſaß einerſeits wie folgt geantwortet:

Wir haben wohl Geſetze, die uns erlauben, jeden Angriff auf die Unverſehrtheit des Staatsgebietes zu verfolgen oder aufrühreriſche Kampfbünde aufzulöſen. — Warum werden dieſe Geſetze nicht angewandt? —

Darauf hat man mir anderſeits geſagt:

Dieſe Geſetze ziehen nicht. Unſere Herren Deutſchenfreunde ſind geſchickt genug, um nicht ausdrücklich gegen ſie zu verſtoßen. Ihre Organiſationen ſind keine Bünde, keine para-militäriſchen Formationen; ſie haben auch keine Waffen.

Angenommen aber, daß ein Paragraph auf ſie anwendbar iſt, ſo muß ſich noch ein Staatsanwalt, der Anklage erhebt und ein Gericht, das verurteilt, finden.

Angenommen aber, man fände den nötigen Paragraphen, die Staatsanwaltſchaft und die Richter, wie will man dann verhindern, daß andere Gruppen und hinter ihnen die elſaß-lothringiſchen Abgeordneten ſelbſt aus Fanatismus und Demagogie ſich hinter die Verfolgten ſtellen? Dann haben Sie gegen ſich das ganze Elſaß. Wäre das politiſch klug?

Wäre dazu der Augenblick geeignet?

Das habe ich unſeren Freunden im Elſaß auch geſagt.

Sie antworteten: „Dieſe Skrupel gelten vielleicht für die Franzoſen im Innern, bei uns ſind ſie nicht angebracht. Das Elſaß liebt die Ordnung, es iſt an Ordnung gewöhnt und unterwirft ſich der Ordnung. Die Regierung muß energiſch auftreten, indem ſie entweder ein Strafverfahren eröffnet oder auflöſt. Dann verkriechen ſich unſere Agenten und halten den Mund. Jedenfalls ſagen Sie dem Zentralkomitee der Liga für Menſchenrechte (!), daß für uns das Dilemma klar iſt: entweder bringen wir die Deutſchen im Elſaß zur Raiſon oder wir verlieren das Elſaß ..."

(15. Hornung 1939)

Aus einem Geheimbericht der franzöſiſchen Spezialpolizei

(15. Oktober 1938)

Generalkontrolle der Überwachung
des Staatsgebietes Nr. 15968.
Betr.: Elſaß-lothringer Partei.

Der Generalkontrolleur der nationalen Sicherheitspolizei
an den Herrn Präfekten des Unterelſaß
in Straßburg

Geheim!

„Unter Beifügung der Abſchrift des gerichtlichen Verfahrens gegen Unbekannt teile ich Ihnen ergebenſt mit, daß ſowohl die bei den Hausſuchungen vorgefundenen Dokumente, wie auch die Ausſagen der bis jetzt verhörten Zeugen beweiſen, daß dieſe autonomiſtiſche Organiſation einen frankreichfeindlichen und deutſchfreundlichen Charakter hat. Aus der Prüfung der vorgefundenen Akten, Flugblätter, Bücher und Briefe (ſowohl im Hauptſitz der Bewegung wie auch in den Wohnungen von Mitgliedern der Jungmannſchaft) erhellt die deutſche und hitleriſche Einſtellung dieſer Bewegung.

... Das Material beweiſt einmal mehr den wirklichen Charakter dieſer Partei, die ſich elſäſſiſch nennt, in Wirklichkeit aber nichts anderes als eine prodeutſche Organiſation iſt mit dem Ziel, die Exiſtenz einer deutſchen Minderheit in Frankreich darzutun, alles zu wahren, was in der elſaß-lothringiſchen Bevölkerung als deutſch angeſprochen werden kann und insbeſondere für die deutſche Sprache und Gebräuche einzutreten, um ſo über kurz oder lang die Rückgliederung an Deutſchland auf Grund des Selbſtbeſtimmungsrechtes zu verlangen."

Es folgen dann lange Ausführungen über das Programm der Bewegung, über einzelne Aufſätze und Reden mit einer Liſte von Zeitungsabonnenten im Ausland, die alle einfach als deutſche Agenten betrachtet werden, Angaben über die Organiſation und die Stärke der Bewegung, worauf die Polizei folgende Schlüſſe zieht:

„Das vorgefundene Material beſtätigt voll und ganz die in meinen früheren Berichten gemachten Angaben über die antinationale und ſeparatiſtiſche Bewegung der Jungmannſchaft ... Dieſe zeichnet ſich durch hitleriſche Organiſation und Kundgebungen aus, ſie muß als paramilitäriſcher Verband nach dem Muſter der ᛋᛋ und der SA von jenſeits des Rheines angeſehen werden.

Unter Ausnützung der internationalen Lage und unter dem Vorwand, für eine Verſtändigung zwiſchen Frankreich und Deutſchland einzutreten, die ja, wie die Führer der Bewegung ſagen, von England und Frankreich ſehr gewünſcht wird und bei der das Elſaß als Vermittler auftreten kann, wird dieſe Tätigkeit in aller Ruhe fortgeſetzt und für Elſaß-Lothringen das Selbſtbeſtimmungsrecht in Anſpruch genommen.

Aus politiſchen Gründen fürchten ſie keine gerichtliche Verfolgung, denn eine ſolche würde nur dem Plan Hitlers dienen und der Welt zeigen, daß in Elſaß-Lothringen tatſächlich eine deutſche Minderheit beſteht. In dieſer Auffaſſung wurde Bickler und ſeine Anhänger durch den in „Daily News" veröffentlichten Aufſatz beſtätigt, der in Elſaß-Lothringen viel Staub aufgewirbelt hat.

Seit einigen Tagen ſpürt man ein Neuaufleben ihres Kampfes. Die elſäſſiſche Bevölkerung in ihrer Geſamtheit lehnt dieſe Bewegung mit Empörung ab und vergleicht ihr Spiel mit dem des Führers der Sudetendeutſchen. Die nationalen Kreiſe verkennen nicht, daß eine gerichtliche Verfolgung bedenkliche Folgen haben könnte (!!), ſind aber der Meinung und werden darin von der geſamten Bevölkerung unterſtützt, daß man dieſer von Berlin aus geleiteten Bewegung ungeachtet der Dementis Hitlers ein Ende bereiten ſollte, bevor ſie ausgenutzt wird ...

... Mit dieſer prodeutſchen Propaganda muß endlich ein Ende gemacht werden. Wenn das vorliegende Material nicht zu einer gerichtlichen Verfolgung ausreicht (!!), ſo kann doch die Jungmannſchaft auf

Grund ihres paramilitäriſchen Charakters als Kampfbund aufgelöſt (Dekret von 13. 2. 1936) und ihr in deutſcher Sprache erſcheinendes Organ verboten werden. Dieſe Maßnahme würde auf die öffentliche Meinung einſchneidend wirken und günſtig aufgenommen werden. Tatkräftige Maßnahmen der Regierung und Verwaltung auf politiſchem wie auf wirtſchaftlichem Gebiet, eine geſchickte, andauernde und mit Verſtändnis geführte Propaganda würde in Elſaß-Lothringen den nötigen Wiederaufbau ſichern und die innige Verbindung der Bevölkerung zu unſerem Lande befeſtigen (!!)

Der Generalkontrolleur.
gez. Monnard."

Dieſes bezeichnende Dokument ſpricht ſo für ſich ſelber, daß auf weitere Kommentare verzichtet werden kann. In Wirklichkeit konnte gar kein Material gefunden werden, das eine geſetzwidrige Betätigung der Bewegung bewieſen hätte, was ungeachtet allen Wortſchwalles aus dem Bericht ſelbſt klar hervorgeht.

Am intereſſanteſten aber iſt, daß es der Polizei offenſichtlich vor den politiſchen Folgen einer Verfolgung bangt. Sie widerlegt damit ſchlagend ihre eigene Behauptung, wonach alle Welt in Elſaß-Lothringen Gewaltmaßnahmen gegen die Heimatrechtler billigen würde.

In einem anderen, ebenfalls ſehr aufſchlußreichen Geheimbericht (Nr. 3361), an den Präfekten des Unter-Elſaß vom 4. März 1939, verfaßt von den berüchtigten Kommiſſaren Becker und Léonard, heißt es darüber noch deutlicher:

„In einer kürzlichen Verſammlung, die am 17. Hornung 1939 in Straßburg ſtattfand, ſpielte der Führer der Jungmannſchaft, der Rechtsanwalt Bickler, in frecher Weiſe auf dieſen für ihn ſicheren Schutz an, indem er vor ſeinen Anhängern erklärte, daß er von einer Verhaftung bedroht ſei, aber nichts fürchte, da ‚das elſäſſiſche Volk hinter ihm ſtehe'. Es handelt ſich hier nicht um leere Worte, ſondern um die Feſtſtellung einer unbezweifelbaren Tatſache ..."

Nicht umſonſt haben die Machthaber die Hochſpannung kurz vor Ausbruch des Krieges abgewartet, um über die Elſaß-Lothringer herzufallen.

Im übrigen ſagt der Schlußſatz dieſes langen Berichtes, aus dem nur ein Bruchteil wiedergegeben werden konnte, alles: wenn nach über zwanzig Jahren die „innige Verbindung" des Elſaß mit Frankreich noch nicht vollzogen war, hatte die Pariſer Politik eben Bankrott gemacht.

---

7. Unſere Abwehr

Erklärung der Elſaß-Lothringer Partei

Straßburger Lügenblätter, allen voran die „Straßburger Neueſte Nachrichten", meldeten am Donnerstag, den 29. September, daß am Abend vorher die Polizei aufgeboten werden mußte, um die in der Freibürgergaſſe 37 gelegene „Volksbuchhandlung", den Sitz der „Elſaß-Lothringer Partei" und die Aushangſtelle des elſaß-lothringiſchen Kampfblattes „Frei Volk" vor aufgebrachten Paſſanten zu ſchützen.

Mit dieſer groben Unwahrheit hat die Polizei einen Gewaltſtreich gegen unſere Bewegung einleiten wollen, der durch nichts zu rechtfertigen oder zu entſchuldigen iſt. Es gab nicht die geringſte feindſelige Kundgebung gegen uns, ſondern die Leſer unſeres Blattes beſtätigten immer wieder, daß ſie gerade in unſerem hartnäckigen Eintreten für den Frieden völlig mit uns übereinſtimmten. In Wirklichkeit brach eine von über hundert Poliziſten und Mobilgarden gedeckte Rotte von politiſchen Kommiſſaren in den harmloſen kleinen Buchladen ein, warf in der rückſichtsloſeſten Weiſe alles durcheinander und beſchlagnahmte wahllos Bücher, Schriften, Geld und Geſchäftsbücher. In ſinnloſer Wut riſſen die Poliziſten die ſchmiedeeiſerne Verzierung des Aushangkaſtens von „Frei Volk" herunter, die ein Polizeioffizier in Uniform mit wüſten Beſchimpfungen in den Laden hineinſchmetterte. Alle im Augenblick des Einbruchs im Laden anweſenden Perſonen, worunter eine Frau und ein 16jähriger Junge, wurden nicht nur ohne jede Veranlaſſung verhaftet, ſondern auch auf das gröblichſte beleidigt. Immer wieder wurden ſie von Poliziſten, die offenſichtlich jede Beherrſchung verloren hatten, als „Salauds" (Schweinehunde) uſw. angeſchrien und dann abgeführt. Erſt am darauffolgenden Tage wurden ſie nach einem erneuten, bis in den Nachmittag hinein dauernden Verhör wieder freigelaſſen. In der Folge entwickelte ſich die Polizeiaktion weiter, und jeden Tag werden ſeitdem neue Hausſuchungen vorgenommen.

Wie verlautet, hat Paris auf Grund des vor einigen Monaten erlaſſenen Dekretes „gegen die Angriffe auf die Unverſehrtheit des nationalen Gebietes" im Elſaß ein Strafverfahren gegen X. einleiten laſſen. Alſo: ein neuer Komplott- und Tendenzprozeß!

Die Leitung der Elſaß-Lothringer Partei erhebt gegen dieſes Unternehmen, das in der Form und in der Sache völlig unmöglich iſt, vor der geſamten Öffentlichkeit den ſchärfſten Proteſt. Unſere Organiſation hielt ſich ſtets im Rahmen der Geſetze. Das weiß auch die Polizei

ganz genau, aber gewiſſe Hintermänner und Drahtzieher entſchloſſen ſich juſt an dem Abend, wo die internationale Spannung auf das höchſte geſtiegen war, zur Aktion, weil ſie hoffen mochten, daß am anderen Tage der Krieg ſowieſo käme und man dann ungehindert „putzen" könne. Damit iſt dieſe Aktion von vorneherein gekennzeichnet und gerichtet. Die Elemente nämlich, die uns einen Verſtoß gegen die Geſetze anhängen möchten, fühlen ſich ſelbſt von den Geſetzen beengt und behindert. Wir wiſſen ſeit langem, was ſie am liebſten mit allen treuen und aufrechten Elſaß-Lothringern machen möchten, und am Abend des 28. September haben es wildgewordene Poliziſten unvorſichtigerweiſe beſtätigt: „Den Schädel ſollte man euch damit einſchlagen" ſagten ſie zu den Verhafteten, als ſie unſere Fahnenſtangen beſchlagnahmt hatten ... Aber nun iſt der Krieg, der von manchen Leuten ſo erſehnte Augenblick „zwiſchen hell und dunkel", nicht gekommen, wo man uns hätte brutal beſeitigen können. Die Rechnung war falſch. Jetzt werden ſich die Verantwortlichen im Lichte der Öffentlichkeit rechtfertigen müſſen, und nicht einmal das wird ihnen etwas helfen, daß ſie ihre Zuflucht zu einem Gummiparagraphen genommen haben, der in höchſt undemokratiſcher Weiſe zwiſchen vielen anderen Dekreten als Notverordnung durchgeſchmuggelt wurde.

Dunkle Mächte können uns nicht verzeihen, daß wir unentwegt und kompromißlos für unſer elſaß-lothringiſches Volk, für ſeine deutſche Sprache, für ſein ſo geſchmälertes Recht und ſeine ſo bedrohte Exiſtenz eintreten. In den ſchweren Tagen, die wir ſoeben durchlebt haben, hat nicht zuletzt unſere Bewegung unerſchütterlich und mit allen Kräften für den Frieden, gegen den Krieg gekämpft. Bereits am 6. Auguſt, als dieſer Vorſchlag noch nirgends ausgeſprochen worden war, ſchrieb unſer „Frei Volk": „Man laſſe die Sudetendeutſchen abſtimmen!" Unſere Bewegung hat klar geſehen, was kommen würde und dies auch auszuſprechen gewagt. Wir haben dann, als mit der wachſenden Drohung viele Juden und auch nicht wenige ihrer ariſchen Geſinnungsgenoſſen ſich als ſcheußliche Hetzer und erbärmliche Feiglinge entpuppten, auch hier, wie immer, das Kind beim Namen genannt. Haßt man uns deshalb ſo grimmig? Hat die Tatſache, daß unſere politiſche Linie in einzigartiger Weiſe von den Ereigniſſen beſtätigt wurde, manche Leute um den letzten Reſt von Beſonnenheit gebracht?

Es iſt empörend, daß die Polizei in der Stunde in Geſchäfte und Wohnungen einbricht, wo deren Inhaber unter den Fahnen ſtehen. Iſt das ſchon der Dank des Vaterlandes?

Es iſt unerträglich, daß die Polizei, alſo Beamte des Staates, die von uns dafür bezahlt werden, damit ſie die Ordnung und Ruhe aufrechterhalten, unbeſcholtene Männer und Frauen als „Salauds" (Schweinehunde) beſchimpfen und im Gefängniswagen durch die Straße

transportieren. Wir ſind keine Hunde und laſſen uns nicht als ſolche behandeln, auch wenn das nach dem angeblich höflichen Pariſer Rezept geſchehen ſoll. Das merke man ſich!

Es iſt eine Schande, daß in eben der Zeit, wo die „Hüter der Ordnung" auf Befehl hoher Regierungsſtellen ſo gegen Leute vorgehen, deren einziges Verbrechen es iſt, an ihrem Volkstum zu hängen und für den Frieden zu kämpfen, die bolſchewiſtiſche Kriegshetze ſich in der ſchamloſeſten Weiſe breitmachen durfte, ja die Polizei gleichſam auf die Denunziation der kommuniſtiſchen „Humanité", die ſeit langem Verhaftungen fordert, einſchritt. Die Kommuniſten als Angeber der Polizei und die Polizei als Vollſtrecker kommuniſtiſcher Wünſche — wir haben es weit gebracht!

Mit Verblüffung wird das Volk in Elſaß-Lothringen, das kaum, von einem furchtbaren Alpdruck befreit, aufatmet, erfahren, was hier vorgeht. Ahnen die, welche für dieſen neuen Komplottrummel verantwortlich ſind, denn wirklich nicht, welche Stimmung herrſcht? Wiſſen ſie denn nicht, daß in dieſen ſchlimmen Tagen auch in Kreiſen das heimatliche Bewußtſein erwacht iſt, wo man dies noch vor kurzem für unmöglich gehalten hätte. Wenn man in den Präfekturen unſeres Landes oder an den zuſtändigen Stellen in Paris noch nichts davon gemerkt haben ſollte, wollen wir es hier ankündigen: mit dem Monat September 1938 beginnt ein neuer Abſchnitt der politiſchen Geſchichte Elſaß-Lothringens.

Denn in dieſen furchtbaren Tagen, wo unſer ſchönes Land und unſer gutes Volk ſchon über dem Abgrund einer ſchaurigen Vernichtung ſchwebte, iſt es auch dem letzten und gleichgültigſten unſerer Landsleute klar geworden, was es bedeutet, daß Elſaß-Lothringen für Leute oder für eine Sache, die es nicht kennt, in die ſchlimmſte Kataſtrophe hineingeſtoßen werden kann, ohne daß es ſelbſt dabei ein entſcheidendes Wort mitzuſprechen hat. Aus dieſer eindringlichen Lehre wird man bei uns die nötigen Folgerungen ziehen.

Elſaß-Lothringen will ſein Recht, will Ruhe und Frieden. In dieſen wenigen Tagen der Mobilmachung und der Panik hat es allein wirtſchaftlich einen Schaden erlitten, der kaum wieder gut zu machen iſt. Sowieſo aber war die Lage ſchon vorher nicht roſig. Diejenigen, welche bisher der Kriſe nicht zu ſteuern wußten, ſind ſehr ſchlecht beraten, wenn ſie als einzige Tat eine Polizei- und Unterdrückungsaktion vorweiſen wollen. Der Anſchlag, der uns vernichten ſollte, wird nur denjenigen ſchaden, die ihn ausgeheckt haben. Unſere Bewegung aber wird wachſen.

Jeder Kamerad muß jetzt nicht mit doppeltem, ſondern mit zehnfachem Eifer arbeiten.

Es lebe die Heimat!

Für die Leitung der Elſaß-Lothringer Partei:
Hermann Bickler.

(„Frei Volk" — 8. Oktober 1938)

Sie ſollen ſich verrechnet haben!

Wie in einer amtlichen Erklärung der Leitung der Elſaß-Lothringer Partei in dieſer Nummer feſtgeſtellt wird, gedachten die Machthaber am Mittwoch, dem 28. September, zu einem vernichtenden Schlag gegen uns auszuholen, der den Auftakt zu einer großen Verfolgungsaktion in ganz Elſaß-Lothringen darſtellen ſollte.

Die Hetzer und Volksbetrüger, gegen die wir die Wahrheit verteidigen, die Ausbeuter und Blutegel, die wir in ihrem verbrecheriſchen Treiben ſtören, glaubten, nun ſei der Augenblick gekommen, wo ſie alles, was ihnen ſeit Jahren im Wege ſteht, im großen Trubel abwürgen könnten.

Mit uns ſollte begonnen werden. Im Augenblick der allgemeinen Mobilmachung, mit deren Verkündigung die Polizei und ihre jüdiſch-bolſchewiſtiſchen Hintermänner beſtimmt für Donnerstag, den 29. September, rechneten, wären dann im ganzen Land Hunderte von Verhaftungen erfolgt. Da das Verfahren tatſächlich auf Grund eines mehr als dehnbaren Gummiparagraphen eingeleitet wurde und nicht gegen beſtimmte Perſonen, ſondern bezeichnenderweiſe gegen X. gerichtet iſt, konnte alles und konnten alle darin einbegriffen werden.

Die Karten waren alſo gut gemiſcht. Und doch war das Komplottſpiel verloren, ehe es recht begonnen hatte. Denn zum großen Leidweſen der Drahtzieher brach plötzlich — der Friede aus!

Jetzt aber werden dieſe Komplottjäger, die gehofft hatten, im Trüben allerlei fiſchen zu können, vor der breiten, ſehr hellhörig gewordenen Öffentlichkeit unſeres ganzen Landes ihr unerhörtes Vorgehen rechtfertigen müſſen. Das wird ihnen nicht ſo leicht fallen!

Im Jahre 1938 gab es keine ausländiſchen Agenten in Elſaß-Lothringen, die beim erſten Alarm über die Grenze gingen, wie das gewiſſe, heute ſo gefeierte Herren im Jahre 1914 taten. Im Gegenſatz zu manchen ſogenannten Patrioten, die in Wirklichkeit Feiglinge und Volksverräter ſind, waren und werden wir in Zukunft auch ſtets inmitten unſeres elſaß-lothringiſchen Volkes ſein. Wer von uns ſeinen Geſtellungsbefehl erhielt, rückte ein. Um ſo unerhörter aber iſt es dann, daß die Polizei unſere Geſchäftsſtelle ſtürmt, unſer Material beſchädigt oder mitſchleppt, in unſere Wohnungen einbricht und alles durcheinander wirft.

Iſt das recht, daß man die trüben Mobilmachungstage abwarten zu müſſen glaubt, um eine politiſche Bewegung zu unterdrücken, der man ſonſt nicht beikommt?

Iſt das anſtändig, daß man die Männer zu den Fahnen ruft, um dann zu Hauſe ihre armen Frauen und Kinder mit Hausſuchungen zu überfallen, die der elementarſten Freiheit Hohn ſprechen?

Iſt das annehmbar, daß juſt in der Stunde, wo ſich das ſo furchtbar bedrohte Elſaß-Lothringen auf den Frieden freut, Tag für Tag neue Hausſuchungen ſtattfinden?

Wenn der kriegsluſtige Juſtizminiſter Reynaud uns den Prozeß machen will, ſoll es uns freuen! Aber dann ſitzen am Ende nicht unſere Kameraden, ſondern die Drahtzieher dieſes neuen Komplottſchwindels auf der Anklagebank!

Wenn das Judentum ſich an uns rächen will, wird es ſein blaues Wunder erleben!

Wenn eine Politik, die wir immer abgelehnt haben, auf allen Gebieten kläglich Schiffbruch erlitten hat, ſoll ſich niemand einbilden, daß man ausgerechnet an uns den Zorn über dieſen Bankrott auslaſſen kann.

Moraliſch ſind wir all den Inſtanzen, die hier gegen uns rumoren, gar keine Rechenſchaft ſchuldig! Wir ſind einzig und allein dem elſaß-lothringiſchen Volke gegenüber verantwortlich. Und das allein iſt die Frage: tun wir das, was unſerem Volke zum Guten gereicht oder nicht? Darauf wird dieſes Volk ſchon die richtige Antwort geben!

Wir waren ſtets gegen die Ausplünderung unſeres Landes. Darum haſſen uns alle Ausbeuter und Nutznießer dieſes ſchändlichen Syſtems.

Wir waren immer gegen die Aſſimilierungspolitik, die unſere deutſche Sprache ausrotten und unſer Volk dumm und verächtlich machen will. Darum können uns die Pariſer nicht leiden.

Wir waren immer gegen die Kriegs- und Hetzpolitik, die für Elſaß-Lothringen verderblich iſt. Darum ſind die Juden und Bolſchewiſten unſere grimmigſten Feinde.

Wir haben uns nicht geſcheut, den unheilvollen Einfluß dieſer dunklen Mächte zu brandmarken. Darum möchten ſie uns verderben.

Wir werden auch in Zukunft nicht einen Finger breit von unſerer Linie abgehen — und das Werk fortſetzen, das wir begonnen haben: alle Elſaß-Lothringer ohne Unterſchied der Herkunft, des Glaubens und der Meinung zuſammenſchließen in der großen, mächtigen Volksbewegung der Elſaß-Lothringer Partei.

Dieſe Bewegung wird man nicht mehr aufhalten können. Zu ihr ſtoßen jeden Tag neue Anhänger und Kämpfer. Und ſie wird ſiegen!

(„Frei Volk" — 8. Oktober 1938)

Regierung oder Polizeiknüppel?

Es hat zu allen Zeiten verſchiedene Arten des Regierens gegeben. Die einen Regierer ließen dem Bürger ein Höchſtmaß von Freiheit, weil ſie wußten, daß eine irgendwie gefährliche Oppoſition überhaupt nicht denkbar war. Die anderen beſchränkten wohl die Freiheit des einzelnen, ſorgten aber für Ordnung, Gerechtigkeit und Brot für alle. Die

dritte Sorte von Machthabern hatte nicht viel an Leiſtungen aufzuweiſen und ſuchte ſich dafür um ſo mehr mit Hilfe der Gewalt in allen ihren verſteckten oder brutal-offenen Formen am Ruder zu halten.

Es ſoll hier nicht erörtert werden, welcher Regierungsform unter dieſen dreien der Vorzug zu geben iſt. Uns will es ſcheinen, daß unſerem Land und Volk diejenige am beſten zuſagen würde, die unter Wahrung einer größtmöglichen Freiheit für jeden ein Höchſtmaß von Leiſtungen zum Wohle der Geſamtheit aufzuweiſen hätte. Das Elſaß iſt ſeit alters ein Land großer Freiheit, aber auch ein Land tüchtiger Arbeit. Dieſen beiden geſchichtlichen Grundtatſachen muß jedes Regime Rechnung tragen, das auf der inneren Zuſtimmung unſeres Volkes aufbauen will, und eine andere Grundlage von Dauer gibt es nicht.

Waren ſich die verſchiedenen franzöſiſchen Regierungen, die ſeit zwanzig Jahren auch für das Regime im Elſaß-Lothringen verantwortlich ſind, darüber ſtets im klaren? Dieſe Frage iſt berechtigt, denn nach manchen Taten oder vielmehr Fehlern zu ſchließen, die von ihnen begangen wurden, könnte man annehmen, daß ſich die meiſten der Miniſter, die in der oder jener Form mit unſerem Lande zu tun hatten, von den beiden Grundbedingungen eines dauerhaften Regimes im Elſaß eine falſche Vorſtellung machten. Es ſtellt ſich überhaupt die Frage, ob Elſaß-Lothringer und Pariſer, wenn ſie miteinander von dieſen beiden wichtigen Dingen, von der Freiheit und von der Leiſtung, ſprechen, nicht gewöhnlich aneinander vorbeireden. Vielleicht ſtellen ſich die Partner gar nicht dasſelbe darunter vor.

Pariſer Miniſter und ihre bezahlten oder unbezahlten Untergebenen hierzulande haben oft auf die Leiſtungen des Regimes in den letzten zwanzig Jahren hingewieſen. Poincaré ſprach darüber einmal tagelang in der Kammer. Wie iſt die Wirklichkeit? Die Wirklichkeit iſt ſo, daß über dieſe Seite der Angelegenheit heute kein Wort mehr verloren zu werden braucht. Unſer von Natur ſo reiches und geſegnetes Land iſt wirtſchaftlich am Ausbluten. Die Verwaltung unſeres Landes iſt weder beſſer, noch prompter, noch billiger geworden. Die innere Zerriſſenheit unſeres Volkes iſt größer denn je. Unſer ganzes Land lebt unter dem furchtbaren Alpdruck, daß bei der erſten internationalen Verwicklung die entſetzlichſte Vernichtung über es hereinbrechen wird. Die Wirklichkeit, und darüber gibt es überhaupt keine Diskuſſion mehr, iſt außerordentlich düſter.

Nun werden die verantwortlichen Träger des Regimes uns allerdings entgegenhalten: wenn es ſo ſchlimm iſt, dann können wir nichts dafür. So ſtellt ſich die Frage nicht. Wir ſuchen hier ja nicht nach Schuldigen, obſchon das gar nicht ſchwer wäre. Wir unterſuchen nur, welche Leiſtungen vorliegen. Und auf dieſe, die entſcheidende Frage, geben die Tatſachen eine vernichtende Antwort.

„Aber Freiheit habt ihr doch mehr als genug. Könnt ihr nicht ſagen, was ihr wollt? Ja, beſteht nicht zuviel Freiheit in dieſer Hinſicht?“ kommen jetzt die Lobredner des Regimes, denen ein Stein vom Herzen fällt, wenn ſie das heikle Kapitel der Leiſtungen hinter ſich wiſſen. Hier wird beſonders deutlich, daß man aneinander vorbeiredet. Hier rühren wir an den fundamentalen Unterſchied von Freiheit und Liberté. Das iſt nämlich ganz und gar nicht dasſelbe! Ebenſo wie die Revolution vor 150 Jahren den alten Straßburgern im Namen dieſer Liberté den Reſt ihrer alten, großen Freiheiten genommen hat, ebenſo wird uns heute im Namen der Liberté ein Regime auferlegt, das unſere wertvollſten Freiheiten mißachtet und mit Füßen tritt. Es iſt gewiß gut, daß wir wenigſtens noch unſere Meinung ſagen können, wenngleich es keineswegs wahr iſt, daß man dies ohne Riſiko tun kann. Unzählige Landsleute können ein Lied davon ſingen, daß man ſie um ihre Exiſtenz, um alles, um Gut und perſönliche Freiheit zu bringen ſuchte oder brachte, nicht etwa, weil ſie die Empörung preiſten, ſondern nur, weil ſie offen und unerſchrocken die Wahrheit ſagten. Im übrigen iſt dieſe Freiheit in Elſaß-Lothringen noch nie mißbraucht worden wie etwa in Paris. Noch keine elſäſſiſche Zeitung z. B. hat Pariſer Miniſter ſo unflätig angegriffen, wie das gewiſſe dortige Blätter Tag für Tag in der ausgiebigſten Weiſe tun.

Aber, und hier kommen wir zum Wichtigſten: iſt mit der Tatſache, daß man in der Zeitung reklamieren kann, der Begriff der Freiheit erſchöpft? Ganz gewiß nicht! Herrſcht Freiheit, wenn das letzte Dorf bei uns die lächerlichſten Kleinigkeiten erſt dann erledigen kann, nachdem zuvor in Paris darüber entſchieden wurde? Herrſcht Freiheit, wenn unſer Volk nicht über die Schätze ſeines Bodens frei und zu ſeinem Nutzen verfügen kann? Herrſcht Freiheit, wenn es alle ſeine Steuern in eine große Kaſſe zahlen muß und durchaus nicht nach Maßgabe ſeiner Leiſtungen davon ſeinen Anteil wieder zurückbekommt, geſchweige denn über die Verwendung ſeiner Beiträge verfügen darf? Herrſcht Freiheit, wenn in unſerem Lande, das eine völlig andere Vergangenheit hat als etwa die Gascogne oder die Picardie, alles genau auf den Leiſten zugeſchnitten werden ſoll, der vielleicht für die Gascogne oder die Picardie paßt? Herrſcht Freiheit, wenn unſer Volk nach ſeiner angeſtammten Art überhaupt nicht mehr leben ſoll, ſondern von ihm verlangt wird, daß es alle die geiſtigen und kulturellen Werte, die ſeit tauſend Jahren ſeinen Stolz und ſeine Herrlichkeit ausmachen, wegwirft und vergißt? Herrſcht Freiheit, wenn ein Volk in ſeinem eigenen Land vor Gerichte geladen wird, die nicht in ſeiner Sprache verhandeln? Herrſcht Freiheit, wenn ein Volk von Beamten verwaltet wird, die ſeine Sprache weder lernen noch verſtehen wollen? Herrſcht Freiheit, oder herrſcht nicht vielmehr die ſchlimmſte Unfreiheit, wenn ein Volk

keine Schulen mehr hat, ſondern nur noch Anſtalten, deren Hauptzweck es iſt, ſeine Sprache zu verderben und aus der Seele ſeiner Kinder auszurotten, wie ein böſes, verächtliches Unkraut?

Vielleicht gibt es bei uns Liberté, und die nur bis zu einem gewiſſen Grade. Die Freiheit aber, die gibt es für das deutſch-ſprachige Volk von Elſaß-Lothringen im Jahre 1939 ebenſo wenig wie im Jahre 1919.

Um mit Erfolg in Elſaß-Lothringen zu regieren, muß Paris alſo noch verſchiedenes nachholen. Wird das geſchehen? Wenn wir auch da offen ſein wollen, müſſen wir ſagen, daß unſere Hoffnungen in dieſer Hinſicht ſehr geſunken ſind. Sie ſind heute viel kleiner als vor einem Jahr. Denn, was wir hier ſagen, wird den verantwortlichen Leuten in Paris nicht zum erſtenmal geſagt. Aber immer wieder haben diejenigen dort offene Ohren gefunden, die weder zu Leiſtungen, noch zur Einräumung einer wahren Freiheit rieten, ſondern einem dritten, der Handhabung des Polizeiknüppels, das Wort redeten. Dieſe boshaften und kurzſichtigen Ratgeber ahnen wohl ſelbſt nicht, welchen Bärendienſt ſie damit „ihren" Miniſtern und ſich ſelbſt leiſten.

Denn ſie werden ſich doch am Ende nicht einbilden, daß mit dem Polizeiknüppel unſer Porzellan zerſchlagen wird?

(„Frei Volk" — 25. Hornung 1939)

Sinnloſe Drohungen

Am 20. November hielt der ſtellvertretende Miniſterpräſident und Miniſter für Elſaß-Lothringen, Chautemps, gelegentlich des zwanzigjährigen Jahrestages des Einzugs der franzöſiſchen Truppen in Kolmar eine Rede, in der ſich folgende Sätze finden:

„... Ich kann diejenigen, die in dieſem Lande im Namen einer Provinz wie die Ihrige reden, nur daran erinnern, daß jedes zu laute Reden im Ausland, wie wir das kürzlich erlebt haben, bedauerliche Mißverſtändniſſe hervorrufen kann ... Aber, wenn Franzoſen, unſer Verkennung ihrer elementarſten Pflichten gegenüber dem Vaterlande, kühn genug wären, einer verbrecheriſchen, vom Ausland eingegebenen Propaganda zu dienen, um die moraliſche Einheit der Nation oder gar die Unverſehrtheit ihres Gebietes anzugreifen, muß ich ihnen mit Feſtigkeit ſagen, daß ſie von mir weder Gefälligkeit noch Schwäche zu erwarten hätten!

Die franzöſiſche Demokratie, als ein Regime der Freiheit, ſichert allen Bürgern das Recht der freien Meinungsäußerung zu ...

Im Namen der Ziviliſation und aus Achtung vor der menſchlichen Perſönlichkeit lehnt ſie alle Formen des Gewiſſenszwangs und der Gewalt ab. Ebenſo iſt die glühend patriotiſche franzöſiſche Demo-

kratie entſchloſſen, die Unverſehrtheit ihres Bodens gegen jeden offenen oder verſteckten Angriff zu verteidigen ..."

Wir könnten an dieſen Sätzen vorübergehen und ſagen: was gehen ſie uns an? Wir drucken ſie jedoch ab, weil wir zu gut wiſſen, was und wer mit ihnen gemeint iſt, und es nicht unterlaſſen wollen, zu dieſen Drohungen die nötigen Bemerkungen zu machen:

1. Es gibt keine ausländiſche Propaganda in Elſaß-Lothringen. Um noch deutlicher zu werden: das deutſche Reich betreibt keine Propaganda in Elſaß-Lothringen. Inſofern unterſcheidet ſich die Lage von heute durchaus von derjenigen von vor 1914, wo Frankreich ganz offen und ſozuſagen amtlich Propaganda für ſeine Ziele in unſerem Lande trieb. Das wird auch mit ein Grund ſein, warum ein franzöſiſcher Miniſter ſich ſo ſchwer vorſtellen kann, daß es in Elſaß-Lothringen eine Oppoſition gibt, ohne daß die deutſche Regierung dahinter ſteckt. Trotzdem aber ſteckt die deutſche Regierung, wir wiederholen es, nicht hinter der Heimatbewegung! Wenn ſie jedoch, was nicht der Fall iſt, dahinter ſteckte, dann wäre es natürlich begreiflich, daß ſich Frankreich dagegen zur Wehr ſetzen würde, moraliſch aber dürfte ſich, eben auf Grund des eigenen Verhaltens vor dem Krieg, keine franzöſiſche Stelle dagegen entrüſten.

Braucht noch an Beweiſe für dieſes franzöſiſche Verhalten von vor 1914 erinnert zu werden? Hat doch kein geringerer als General Gouraud dieſer Tage dem Präſidenten des Vereins der in Paris lebenden Elſaß-Lothringer, Armbruſter, wörtlich geſchrieben: „... Ich bitte Sie außerdem ihnen (den Elſaß-Lothringern in Paris, d. Red.) zu ſagen, daß wir, wie die meiſten franzöſiſchen Offiziere der Vorkriegszeit, in die Armee mit der Hoffnung eingetreten ſind, daß wir eines Tages kämpfen und unſer Blut vergießen könnten, um Frankreich Elſaß und Lothringen wieder zu geben ..."

2. Es iſt unrichtig, daß ſcharfe Äußerungen von Heimatrechtlern in Paris und im Ausland (gemeint iſt wohl England) zu „Mißverſtändniſſen" Anlaß gaben. Als wir zu Beginn dieſes Jahres die erſten Pariſer Zeitungsreporter hier empfingen, war das, was wir ſagten, ſo klar, daß es nicht mißverſtanden werden konnte. Weil aber alle dieſe Herren vom „Paris-Soir", „Intransigeant", „Je suis partout", „Lumière", „Vu", „Regards", „Messidor", „Petit Journal" uſw. uſw. als Spitzel und Lügner zu uns kamen, haben ſie der franzöſiſchen und damit ſchließlich der internationalen Öffentlichkeit den Schwindel von den Nazi-Zellen und ähnlichen Geheimorganiſationen im Elſaß vorgemacht. Wir haben nie einen Vertreter des „Daily Expreß" empfangen oder ihm ſchriftliche Erklärung gegeben. Aber man braucht ſich nicht zu wundern, daß dort dieſelben Meldungen plötzlich auftauchen, die vorher durch die ganze Pariſer Preſſe gegangen waren. In keiner heimat-

rechtlichen Zeitung konnte man bisher etwas von einem Anschluß an das Reich lesen. Dieses ist nämlich nicht der kleinste Witz: daß es eine Bewegung mit diesem Ziel gibt, behaupten seit Jahr und Tag nur die Organe, welche von der französischen Regierungspropaganda bezahlt werden, das heißt die Schmierblätter und Dreckschleudern, denen ein Leiter der elsaß-lothringischen Dienstzweige in Paris — und das ist ja zur Zeit Herr Chautemps — mit Leichtigkeit auf den Beutel drücken könnte.

3. Soweit wir sehen, haben die elsaß-lothringischen Heimatrechtler noch nie den Rahmen einer innerpolitischen Auseinandersetzung verlassen. Während elsässische Gruppen, deren Unterstützung heute von der Regierung sehr gern angenommen wird, z. B. in der Zeit des Kulturkampfes 1924, mit einem Protest beim Genfer Völkerbund drohten, hat unsere Bewegung bisher noch nie eine Forderung aufgestellt, die nicht auf legalem Wege zu verwirklichen wäre.

4. Die Notverordnung vom 24. Mai 1938 stellt einzelne Grenzbezirke und vor allem Elsaß-Lothringen bereits unter Ausnahmegesetz. Diese Verordnung ist von der heutigen Regierung unter Mißbrauch der ihr vom Parlament gegebenen Vollmacht zur Sanierung der Finanzen erlassen worden.

Denn was hat ein Dekret „zur Unterdrückung der Angriffe gegen die Unversehrtheit des nationalen Gebietes" mit der Sanierung miserabler Finanzen zu tun?

Dieses Dekret ist auf eine Erpressung der schon erwähnten Lügen- und Polizeipresse im Elsaß und in Paris hin erlassen worden. Mehr als jede andere Verordnung hätte ein solcher Text unter der genauen Kontrolle sämtlicher parlamentarischer Instanzen (Vollversammlung, Kommissionen usw.) beraten werden müssen, denn durch ihn wurde das Meinungsdelikt („délit d'opinion") in die französische Gesetzgebung eingeschmuggelt. Der Wortlaut des Dekretes vom 24. 5. 38 — bei einem Strafgesetz eine Ungeheuerlichkeit — ist so unbestimmt und so ungenau, daß damit schließlich alles erfaßt werden kann. Deshalb kann Minister Chautemps die Behauptung nicht mehr aufstellen, daß die französische Demokratie heute noch allen Bürgern ein gleiches Recht der Meinungsäußerung zubilligt.

5. Am 28. September wurde unter wirklich wenig ehrenvoller Ausnutzung der internationalen Spannung eine Untersuchung gegen Unbekannt in Elsaß-Lothringen eröffnet, die sich zuerst gegen unsere Elsaß-Lothringer Partei richtete und dann in immer weiteren Ringen auch alle anderen politischen Gruppen und Männer erfassen sollte, die sich wegen ihrer Verteidigung der elsaß-lothringischen Volksrechte in Paris mißliebig gemacht haben. Leute wurden verhaftet, in die Wohnungen anderer anständiger und unbescholtener Bürger brach die Polizei mit Haus-

ſuchungen ein. Das Verfahren gegen Unbekannt richtete ſich gegen ſehr bekannte Leute!

Dieſes merkwürdige Verfahren dauert heute noch an, obſchon die Hausſuchungen nicht das geringſte ergeben haben, was die Polizeiaktion gegen unſere Bewegung rechtfertigen könnte. Wie reimt ſich das alles mit einem „Regime der Freiheit" zuſammen?

Die Hausſuchungen erfolgten, als die meiſten der davon betroffenen Männer dem Ruf unter die Fahnen gefolgt waren, was allein ſchon eine Schande iſt und eine Schande bleibt. Hat der Miniſter auch dieſe von ſeiner Polizei „heimgeſuchten" Bürger in ſein Lob eingeſchloſſen, das er letzten Sonntag unſerem ganzen Volk für ſeine Kaltblütigkeit und Ruhe in den Septembertagen erteilt hat?

6. Es ſteht heute feſt, daß zahlreiche Bürger auf ſchwarzen Liſten ſtehen, um bei der erſten ernſten Spannung verſchleppt und „unſchädlich" gemacht zu werden. Will auch der Miniſter behaupten, daß es zu den „Vorſichtsmaßnahmen gehört, die normalerweiſe von jeder Regierung für den Mobilmachungsfall getroffen werden", wenn ſogar zwei Mitglieder der Departementalkommiſſion des Unterelſaß, deren Namen auf aller Lippen ſind, auf dieſen ſchwarzen Liſten ſtanden?

Jedenfalls darf man ſich nirgends darüber im unklaren ſein, daß eine neue Gewaltaktion auf den Widerſtand einer geſchloſſenen Front ſtoßen würde und, wenn es zu einem Prozeß getrieben wird, gewiſſe Fragen bis auf den Grund diskutiert werden.

Aus all dieſen Gründen iſt es bedauerlich, daß ausgerechnet am 20. Jahrestag des Einzugs der franzöſiſchen Truppen in eine elſäſſiſche Stadt der Miniſter für Elſaß-Lothringen derartige Drohungen gegen einen gewiß nicht unbeträchtlichen Teil des elſaß-lothringiſchen Volkes richten zu müſſen glaubte.

Dieſe Drohungen ſind aber auch ſinnlos, weil ſie nur die Unſicherheit des Regimes verraten, die dieſes beſſer verſchwiegen hätte. Braucht ſich ein Miniſter, der ſo laut auf die Loyalität unſeres Volkes pocht, über „einige ſchlechte Franzoſen" aufzuregen? Hier liegt ein Widerſpruch in ſich. Es gibt tatſächlich kein loyaleres Volk als das unſrige. Aber es iſt in ſeiner überwältigenden Mehrheit ſehr wenig von den Ergebniſſen einer zwanzigjährigen Wirtſchaft auf allen Gebieten erbaut. Und darüber wäre manches zu ſagen geweſen, was Miniſter Chautemps leider unterlaſſen hat. Wir haben unſere wirtſchaftlichen Sorgen. Wir haben auch unſere kulturellen Sorgen. Wie ſteht es mit dem Recht auf unſere deutſche Mutterſprache? Und wie ſteht es endlich mit dem Frieden am Rhein? Darüber hätte unſer ganzes Volk gern etwas an dieſem 20. November von einem verantwortlichen franzöſiſchen Staatsmann vernommen!!

Wir ſind dem Miniſter wegen ſeiner Drohungen nicht einmal gram. Aber die weiteſten Kreiſe ſind über ſeine Rede enttäuſcht. Darüber mag er ſich ja nicht durch den lauten Beifall ſeiner Bankettnachbarn hinwegtäuſchen laſſen. Es iſt das Verhängnis unzähliger franzöſiſcher Miniſter in dieſen letzten zwanzig Jahren geweſen, daß ſie die Stimmung in unſerem Volk mit der Stimmung auf dieſen Banketten verwechſelten.

Ich weiß nun wohl, daß ich mit dieſem Artikel mancherorts wenig Zuneigung erwecken werde. Es iſt mitunter eine undankbare Aufgabe, die Wahrheit zu ſagen. Aber dafür ſind wir da. Wenn ich die Gelegenheit hätte, einmal mit dem Miniſter für Elſaß-Lothringen unter vier Augen zu ſprechen, würde ich noch einiges hinzufügen, was ich im Intereſſe des Staates — ich betone: im Intereſſe des Staates — hier nicht ſchreiben will. Aber ſo wie die Dinge zur Zeit liegen, werde ich eine ſolche Gelegenheit nicht ſuchen.

Eines ſteht feſt: wir wollen nur unſer Recht. Und dieſes Recht wird uns auch werden!

(„Frei Volk" — 26. Oktober 1938)

Die elſäſſiſche Vergangenheit polizeiwidrig

Heute iſt viel von „Apaisement", von „Befreiung" und „Verſöhnung" die Rede. Die wegen des Streiks vom November entlaſſenen Beamten und Angeſtellten werden wieder eingeſtellt. Die Roten, die bei der Mobilmachung vom letzten September nicht zur Stelle waren, weil ſie ſich in Spanien für den Bolſchewismus ſchlugen, werden nicht nur begnadigt, ſondern amneſtiert. Das iſt uns an ſich egal, wenngleich wir uns fragen, was wohl in einem ähnlichen Falle mit autonomiſtiſchen Elſaß-Lothringern geſchehen wäre. Aber, wie geſagt, wir haben nichts gegen die Befriedung.

Wir wundern uns nur, daß davon in unſerem Lande, wo ſie am nötigſten wäre, aber auch gar nichts zu bemerken iſt. Da gibt es z. B. neben der Sache gegen Dr. Roos, die von einer verſchämten Preſſe fälſchlicherweiſe „Affäre X" genannt wird, noch die richtige „Affäre gegen X", die ſeit September gegen Unbekannt in Szene geſetzt wurde, um vor allem unſere Elſaß-Lothringer Partei zu treffen. Damals fand bekanntlich eine Reihe von Hausſuchungen juſt in der Zeit ſtatt, als unſere Kameraden, bei denen die Polizei einbrach, dem Ruf unter die Fahnen gefolgt waren. Da man von dieſer richtigen Affäre gegen X, zum Unterſchied von der angeblichen Affäre X offen reden und ſchreiben kann, unterbreiteten wir den Fall in aller Ausführlichkeit der Öffentlichkeit.

Um die ganze Sache, die damals auf Grund des bekannten Gummiparagraphen vom 24. Mai 1938 und unter Ausnutzung der Span-

manité
RTI COMMUNISTE FRANÇAIS (S.F.I.C.)
teur : Jean JAURÈS
ILLANT-COUTURIER
r : Marcel CACHIN
35e ANNÉE. N° 14.403
VENDREDI
27 MAI 1938
CINQ EDITIONS

Un certain Hermann Bickel pose déjà au rôle du Henlein de l'Alsace-Lorraine.

Et nos "nazionaux" de l'applaudir, car ces patriotes, soudain, se sont découverts alliés du séparatisme, puisqu'il est hitlérien.

Le mot traître n'a-t-il donc plus de sens en français ?

Daily Express
WORLD'S LARGEST DAILY SALE
Wednesday, October 12, 1938

French police raid Nazi H.Q. in Alsace

Daily Express Staff Reporter

STRASBOURG, Tuesday.

FRENCH police today raided a block of offices in Strasbourg and seized a quantity of German pamphlets demanding home rule rights for Alsace and Lorraine.

LA LUMIERE

UNE MINORITÉ PRO-NAZISTE S'ÉVERTUE A TROUBLER L'ALSACE ET LA LORRAINE

II. — L'appel du IIIe Reich

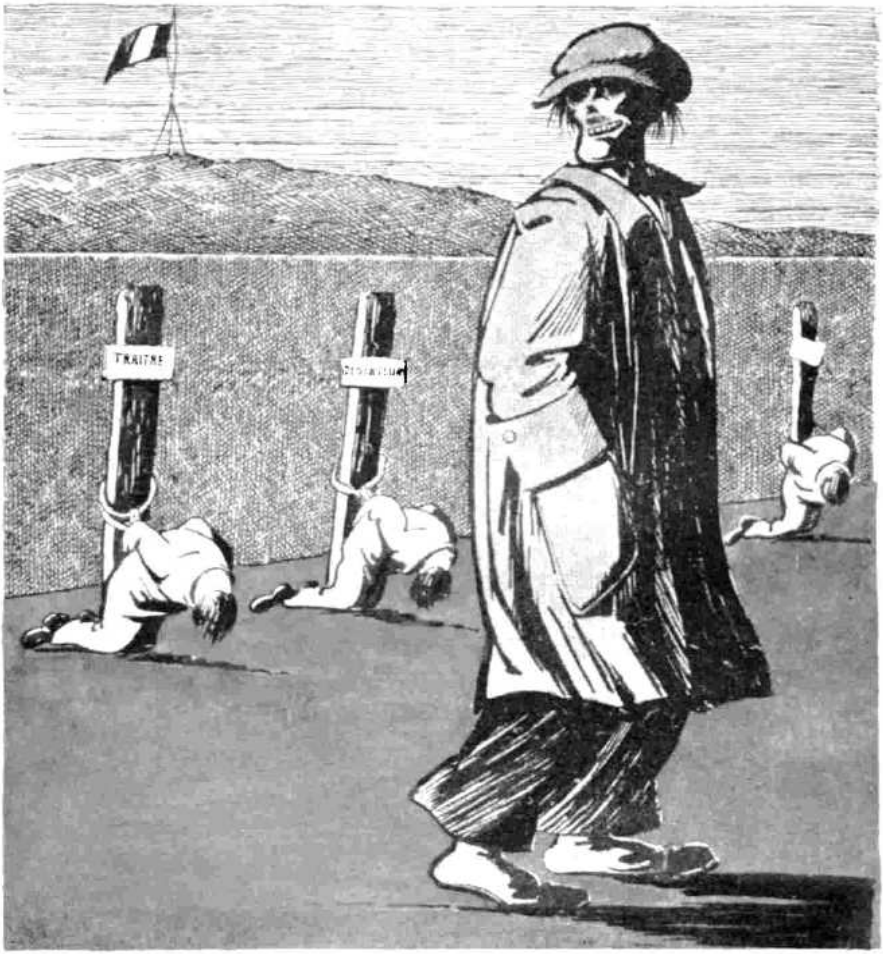
CERTES, l'*Elsass-Lothringische Jungmannschaft* n'est pas une invention que le *Braune Heft* ou *Cahier Brun* que l'on trouve d'ailleurs chez le dépositaire

Abb. 45: Hetze in französischen und englischen Zeitungen

N° 48 30 Septembre 1932

DR FRANC-TIREUR

DIE BETROGENEN.



Der zufriedene Jungmannen-Häuptling ... Ohne mich wären sie jetzt nicht im Paradies!"

Abb. 46:

Schon 1932 kündigte das vom Pariſer Geheimfonds ausgehaltene und von der franzöſiſchen Spezialpolizei in Straßburg geleitete Hetzblatt „Franc-Tireur" in dieſer unmißverſtändlichen Form an, wie die Machthaber mit den von ihren Führern „betrogenen" Anhängern unſerer Bewegung bei erſter Gelegenheit zu verfahren gedachten.

nung der Septembertage von der politiſchen Polizei ins Werk geſetzt worden war, zu beurteilen, genügt eine Feſtſtellung: bis heute, nach ſieben Monaten, konnte ungeachtet zahlloſer Hausſuchungen, Verhöre, Unterſuchungen uſw. uſw. noch keine Anklage erhoben werden! Und die Polizei ſuchte mancherorts, wie die Photographie vom Nebenlokal unſerer Partei damals zeigte, doch gründlich genug. Trotzdem aber läuft das Verfahren gegen Unbekannt ruhig weiter!

Neuerdings ſcheint man wieder darauf zurückkommen zu wollen. Und was gräbt man aus? Zeitungsartikel aus dem Jahre 1931 (!!) und die von der Jungmannſchaft vor etwa ſechs oder ſieben Jahren herausgegebene „Geſchichte von Elſaß-Lothringen“[1])!! Auch wer kein Juriſt iſt, wird ſich wohl zu dieſen corpora delicti ſeinen Reim machen können.

Wie kürzlich in „Frei Volk“ einwandfrei dargelegt wurde, iſt das Dekret vom 24. 5. 1938, auf dem das ganze Verfahren ruht, ungeſetzlich. Aber abgeſehen davon: man ſtelle ſich die juriſtiſche Ungeheuerlichkeit vor, daß auf Grund einer Strafverordnung aus dem Jahre 1938 Handlungen unterſucht und unter Umſtänden verfolgt werden ſollen, die ſich im Jahre 1931 zugetragen haben. So etwas hat man auch noch nicht gehört. Wozu kommt, daß dieſe Handlungen ſowieſo, auch wenn der Straftext entgegen fundamentalen Prinzipien des Rechts rückwirkend wäre, längſt verjährt wären! Und doch werden die Straßburger Juſtizbehörden, ohne Zweifel auf Weiſung von oben, veranlaßt, über Handlungen von 1931 gemäß Dekret von 1938 im Jahre 1939 Recherchen anzuſtellen!

Was nun die Unterſuchung über die kleine Geſchichtsbroſchüre angeht, ſo müſſen dazu noch einige Bemerkungen grundſätzlicher Art gemacht werden. Hier handelt es ſich um eine Darſtellung geſchichtlicher Ereigniſſe, die eigentlich nur einer Prüfung unterworfen werden kann. Nämlich der Prüfung: entſpricht dieſe Darſtellung der Wahrheit oder nicht. Wenn dieſes kleine Buch auch Lügen enthalten würde, wäre es gewiß ein Leichtes geweſen, dies öffentlich nachzuweiſen und eine gewiſſe Preſſe hätte es beſtimmt nicht verfehlt, mit deren Anprangerung das Büchlein binnen kurzem unmöglich zu machen. Das iſt doch klar. Da jedoch derlei nichts in ſieben Jahren geſchah, iſt wohl, wenn das noch nötig geweſen wäre, der Gegenbeweis erhärtet: unſere „Geſchichte von Elſaß-Lothringen“ enthält keine Lügen ſondern die Wahrheit!

Es ſcheint, daß dieſe Wahrheit nicht überall gern gehört wird. Dafür kann aber doch der Verfaſſer dieſer Broſchüre nichts. Er hat ja die Geſchichte nicht gemacht, ſondern nur nacherzählt.

Was ſoll man dazu ſagen, wenn unſere Vergangenheit heutzutage polizeiwidrig wird?

---

[1]) Verfaſſer P. Bieber.

Merken denn die Leute nicht, die heute in Elſaß-Lothringen gegen die Wahrheit mit Strafgeſetzen ankämpfen wollen, welches Zeugnis ſie ſich damit ausſtellen?? Derartige Verſuche hat es allerdings ſchon oft und in den verſchiedenſten Ländern gegeben. Aber der Ausgang war immer der gleiche: die Wahrheit erwies ſich noch jedes Mal ſtärker als die ſtärkſten Strafgeſetze.

Gegen fünf oder ſechs Jahrhunderte elſäſſiſcher Geſchichte ſtehen die Paragraphen des kleinen Dekretes vom 24. 5. 38 weiß Gott auf dünnem Papier!

(„Frei Volk" — 8. April 1939)

Es gibt nur zwei Mittel . . .

Es gibt nur zwei Mittel, um das Volk von Elſaß-Lothringen aus der Kriſe wieder herauszubringen, in der es ſeeliſch und materiell zugrunde zu gehen droht:

1. eine Entſpannung der internationalen Lage und damit eine Erleichterung im Grenzland am Rhein;

2. die Errichtung elſaß-lothringiſcher Selbſtverwaltungsorgane, die, von Paris aus mit den nötigen Geldmitteln verſehen, ſofort und an Ort und Stelle auf den verſchiedenſten Gebieten ein großzügiges Programm der wirtſchaftlichen Ankurbelung in Angriff nehmen!

Auf was warten die elſaß-lothringiſchen Parlamentarier, um dieſen einzigen Weg der Rettung mutig und tatkräftig endlich zu beſchreiten?

Anſtatt ſelbſt in Panik zu machen, hohle Beteuerungen zu äußern, die ihnen im Grunde doch niemand glaubt, oder gar, wie das verſchiedene von ihnen tun, an der blöden Hetze gegen ihre eigenen Landsleute teilzunehmen, ſollten ſie ſich endlich an dieſe dringendſte Arbeit machen.

Sie ſind nicht Vertreter des Volkes, um ſich nur als Briefkaſten ihrer Wähler deren Gunſt zu erhalten, ſondern um in erſter Linie die lebenswichtigen Aufgaben für die Geſamtheit zu löſen!

(„Frei Volk" — 22. April 1939)

Iſt die Freiheit eines jeden Bürgers geſichert?

Es iſt eine jeden Tag mehr geübte Mode geworden, darauf hinzuweiſen, wie doch in Frankreich, als einer wirklichen Demokratie, die Freiheit des Bürgers gewährleiſtet und ſein Recht, unabhängig von jeder politiſchen Rückſicht, geſichert ſei. Angefangen von den Miniſtern in Paris bis zu deren letzten Nachläufern in Elſaß-Lothringen wird man nie müde, dieſe Vorzüge der Demokratie herauszuſtreichen und zugleich mit einer geringſchätzigen Handbewegung die „Diktaturen" moraliſch

abzutun, wo der einzelne bis aufs Blut geknebelt und auch der letzte Reſt von Gewiſſensfreiheit längſt abgeſchafft ſei.

Wie iſt nun die Wirklichkeit?

Auch wenn man von der Nadelſtichpolitik, die eigentlich in zwanzig Jahren nie aufgehört hat, abſieht und ſich nicht weiter bei der merkwürdigen Zuſammenarbeit zwiſchen beſtimmten Polizeiorganen und der übelſten Hetzpreſſe in unſerem Lande und in Paris aufhalten will, muß jeder ſachliche Beobachter zugeben, daß die Pariſer Zentralgewalt ſeit etwa einem Jahre Waffen zu ſchmieden ſucht, um jede ihr unbequeme Oppoſition z. B. im Elſaß-Lothringen niederkämpfen zu können.

Nachdem im März vorigen Jahres von Paris aus eine Preſſekampagne gegen alle heimattreuen Kräfte eingeſetzt hatte, die an Niedertracht und Verlogenheit ihresgleichen ſucht, erließ die Regierung am 24. Mai 1938 ein Dekret gegen die „antinationalen Umtriebe". Dieſe Notverordnung entbehrt jeder rechtlichen Grundlage, da ſie auf Grund der vom Parlament gegebenen Vollmachten zur „finanziellen Wiederaufrichtung" erlaſſen wurde und damit natürlich nicht das geringſte zu tun hat. Ganz bezeichnend aber iſt, daß dieſes Dekret nur die gemilderte Ausgabe einer urſprünglich viel ſchärfer geplanten Verordnung iſt, die jede Regung der Oppoſition in Elſaß-Lothringen vom Blickwinkel der Nationalverteidigung her behandelt ſehen wollte. Aber ſo wie es iſt, mit ſeinen unpräziſen Wendungen, ſtellt es ſchon einen wahren Gummiparagraphen dar und verletzt ſo ſehr jedes demokratiſche Prinzip, daß keine Regierung es je gewagt hat, einen ähnlichen Text vor dem Parlament zur Debatte zu ſtellen. Sagt das allein nicht ſchon genug?

Aber damit noch nicht genug: durch ein weiteres Dekret, das dann im letzten Augenblick nicht mit dem Reynaud-Notverordnungen veröffentlicht wurde, ſollte auf Vorſchlag des mit den elſaß-lothringiſchen Angelegenheiten (!) betrauten Miniſters, Chautemps, kürzlich die Möglichkeit geſchaffen werden, die Öffentlichkeit aus allen politiſchen Prozeſſen auszuſchließen!! Das heißt gerade da, wo zu allen Zeiten nach demokratiſcher Auffaſſung dem Angeklagten die größtmöglichen Garantien gegeben werden ſollten, wollte Miniſter Chautemps, der ſelbſt ſoviel von dieſer Demokratie ſpricht, eine Behandlung einführen, die man ſonſt nur Sittlichkeitsverbrechern und Spionen zuteil werden läßt ...

Und ſo ſtellt ſich auch die Frage, ob das Dekret vom 17. Juni 1938, das die Bekämpfung der Spionage in jeder Hinſicht verſchärft hat, am Ende nicht auch dazu mißbraucht werden könnte, um mißliebige Politiker, denen man anders nicht beizukommen vermag, auf dieſe Weiſe umzulegen[1]). Es iſt das ſelbſtverſtändliche Recht jedes Staates, ſich der wirk-

[1]) Mit Hilfe dieſer Beſtimmung wurde Dr. Karl Roos ſpäter zum Tode verurteilt und erſchoſſen.

lichen Spionage auf das nachdrücklichſte zu erwehren. Die Beſtimmungen dieſer Notverordnung vom 17. 6. 1938, die ebenfalls auf Grund der Vollmachten zur „finanziellen Wiederaufrichtung" und ohne jede parlamentariſche Vorarbeit und Überprüfung in echt diktatorialer Manier erlaſſen wurde, ſind jedoch z. T. derart, daß beſonders Polizeiorgane, die nicht nur ihre Pflicht erfüllen (was ihnen kein Menſch vorwerfen wird) ſondern jeden Heimatrechtler mit einem geradezu krankhaften Haß verfolgen, allzu leicht verſucht ſein können, auf dieſem Umwege ihr Mütchen zu kühlen. Dieſe Verſuchung muß um ſo größer ſein, als jedes Spionageverfahren bekanntlich ſtreng geheim durchgeführt wird.

Man bedenke z. B., daß der Paragraph 4 dieſer neuen Spionageverordnung jede Perſon, die mit einem Spion in Berührung kam und dieſen nicht zur Anzeige brachte, bis zum Beweis des Gegenteils (der tatſächlich nicht zu erbringen iſt!) ſelbſt als Spion behandelt, wenn die Perſon um die verbotene Tätigkeit dieſes Spions wußte! Nun kann es dem unſchuldigſten Bürger paſſieren, daß er einmal mit einem Spion in Berührung kommt oder gar unter ſeinen Bekannten einen Menſchen hat, der ſich dieſem dunklen Handwerk hingibt. Iſt es da nicht denkbar, daß man, wenn dieſer unſchuldige Bürger ein unbequemer Politiker iſt, mancherorts verſucht ſein kann, ihm einfach zu unterſchieben, daß er von der Spionagetätigkeit dieſes mehr oder minder zufälligen Bekannten wiſſen mußte? Und ſchon kann dieſen Politiker das gefährliche Räderwerk des Paragraphen 4 erfaſſen — denn, noch einmal, wie will er den Gegenbeweis antreten?

Eine andere Beſtimmung (Art. 11 des Geſetzes vom 26. Jänner 1934) ſieht vor, daß Spione, die andere denunzieren, ſich damit eine Strafmilderung, ja ſogar Straffreiheit erkaufen können. Das hört ſich auf der einen Seite ganz natürlich an. Ermißt man aber, wie leicht irgend ein Schuft (und dieſe Sorte von Leuten iſt ja beſonders unter den Spionen nicht ſelten) dazu kommen kann, ſich durch die Belaſtung Dritter im letzten Augenblick noch aus der Schlinge zu retten?

Wobei nicht zu vergeſſen iſt, daß die Polizei mitunter über „Verhör"-Methoden verfügt, die faſt immer zu Geſtändniſſen führen! Hat es nicht, um nur ein Beiſpiel unter hundert zu nennen, auch in Frankreich vor einigen Jahren einen Mann gegeben, den die Polizei ſolange „verhörte", bis er einen — Mord eingeſtand, den er gar nicht begangen hatte!? —

Wenn man ſo die Entwicklung der Geſetzgebung allein im letzten Jahre überſchaut, muß man allen Ernſtes die Frage ſtellen: iſt die Freiheit des Bürgers wirklich noch mit all den Garantien umgeben, ohne die von einer Demokratie überhaupt nicht mehr geſprochen werden kann? —

Zu was gewiſſe Inſtanzen das vollkommen ungeſetzliche Dekret vom

24. Mai 1938 benutzen möchten, hat die Elsaß-Lothringer Partei ja schon im September erfahren, wo diese Instanzen sich nicht schämten, just den Augenblick zu benutzen, wo die Mitglieder dieser Partei dem Ruf unter die Fahnen gefolgt waren, um daheim in ihre Häuser einzufallen. Trotzdem konnte anscheinend nicht das geringste zusammengetragen werden, was die Anwendung dieses Gummiparagraphen gerechtfertigt hätte.

Aber ein solcher Fall kennzeichnet ein System!

Dieses System kann es nicht verwinden, daß sich in Elsaß-Lothringen Männer finden, die dagegen protestieren, daß die deutsche Sprache ihres Volkes ausgetilgt werden soll, daß ein von der Natur so gesegnetes Land wie das Elsaß immer mehr herunterkommt. Die Männer, die heute das aussprechen, was die übergroße Mehrzahl ihrer Landsleute denkt, und im Grunde nur verlangen, daß endlich die Versprechungen gehalten werden, die uns die berufensten Vertreter Frankreichs so oft gegeben haben, werden von diesem System gehaßt, und gegen sie ist, wie das besonders zynische Verfechter der brutalen Gewaltpolitik oft genug ausgesprochen haben, jedes Mittel recht. Am liebsten möchte man sie außerhalb der Gesetze stellen. Diesen Männern schließlich kann man es nicht verzeihen, daß sie stets für den Frieden am Rhein eingetreten sind.

Kein anständiger Bürger wird sich je gegen ein gerechtes Gesetz erheben. Denn es bedroht ihn nicht, sondern schützt ihn nur. Bedenklich aber wird es, wenn sich der jeweilige Machthaber Waffen schmiedet, die dazu benutzt werden können, einzelnen Bürgern oder Gruppen von Bürgern, die sich nie gegen ein Gesetz vergangen haben und nur deshalb Ärgernis erregen, weil sie ihr Recht und nichts als ihr Recht verlangen, Gewalt anzutun. Wenn nämlich damit einmal ein Anfang gemacht ist, weiß niemand mehr, wann es damit zu Ende geht. Und dann weiß vor allem auch niemand mehr, wie es damit zu Ende geht.

(„Frei Volk" — 11. Hornung 1939)

Elsaß-Lothringer Partei aufgelöst!

Der letzte Artikel von „Frei Volk":

Aus der Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte vom 27. August 1789:

Art. IV: „Die Freiheit besteht darin, daß man alles tun darf, was anderen keinen Schaden bringt."

Art. V: „Alles, was vom Gesetz nicht verboten ist, darf nicht verhindert werden."

Art. VI: „Das Gesetz muß für alle gleich sein."

Art. X: „Niemand darf wegen ſeiner Meinung ... beläſtigt werden, inſoweit ihre Äußerung die öffentliche Ordnung nicht ſtört."

Art. XI: „Die freie Mitteilung der Gedanken und Meinungen iſt eines der koſtbarſten Menſchenrechte."

Erklärung.

Am 24. April 1939 verkündete der ſtaatliche Rundfunk, daß der Miniſterrat in Paris am 21. April drei elſäſſiſche Vereinigungen, die „Jungmannſchaft", den „Bund Erwin von Steinbach" und den „Elſäſſiſchen Volksbildungsverein", aufgelöſt habe. Am 26. April wurde mir dann die Verordnung amtlich mitgeteilt, wonach die „Elſaß-Lothringer Partei", in der die frühere Jungmannſchaft aufgegangen war, auf Grund des ſogenannten Ligengeſetzes vom 10. Jänner 1936 aufgelöſt wird. Ohne auch nur den Schatten eines Beweiſes anführen zu können, begründet die Regierung ihre Unterdrückungsmaßnahme mit der Behauptung, die genannten Vereinigungen hätten die „Integrität des nationalen Gebietes angreifen" wollen und dadurch „eine öffentliche Gefahr" dargeſtellt.

Daß eine derartige Begründung einfach unmöglich iſt, ſpringt bei den beiden, gleichzeitig mit unſerer Partei unterdrückten Vereinen geradezu in die Augen. Der völlig unpolitiſche Wanderbund „Erwin von Steinbach" pflegte nichts als das deutſche Volkslied und alte Volkstänze in unſeren Dörfern. Der politiſche ebenſo harmloſe „Elſäſſiſche Volksbildungsverein" organiſierte bisher Vorträge über Redewendungen im elſäſſiſchen Dialekt oder das Leben im mittelalterlichen Straßburg. Wenn daraus bei der Regierung in Paris die Befürchtung erwächſt, die „Unverſehrtheit Frankreichs" könnte angetaſtet werden, eröffnen ſich allerdings bedenkliche Ausſichten.

Was aber unſere Elſaß-Lothringer Partei angeht, ſo iſt die Begründung der Regierungsmaßnahme ebenſo haltlos. Seit längerer Zeit und beſonders ſeit dem letzten Monat September iſt gerade unſere Partei immer wieder Gegenſtand polizeilicher Ermittlungen geweſen. Zahlreiche Hausſuchungen, kaum mehr abreißende, zum Teil hochnotpeinliche Verhöre und unzählige Nachforſchungen haben bis auf den heutigen Tag nicht das geringſte ergeben, was als ein Verſtoß gegen die Geſetze ausgelegt werden könnte, die ja Paris immer zahlreicher zur Unterdrückung einer unbequemen Oppoſition in den Grenz- und Minderheitengebieten in letzter Zeit erlaſſen hat. Unſere Partei verſtieß nicht gegen das Ligengeſetz von 1936. Im September wurde auf Grund des doch dehnbaren Dekrets vom 24. Mai 1938 „zum Schutz der Unverſehrtheit des Staatsgebiets" ein Verfahren gegen Unbekannt, das heißt, in Wirklichkeit gegen die Elſaß-Lothringer Partei eröffnet. Dieſes Verfahren iſt heute, nach faſt neun Monaten, keinen Schritt weitergekom-

men. Wenn man nur das geringſte bei uns entdeckt hätte, wäre es gewiß in öffentlicher Gerichtsverhandlung und unter entſprechendem Rampenlicht vor dem ganzen Lande breitgetreten worden. Warum gibt die Regierung ihr „Material" gegen uns nicht bekannt?

Damit iſt der unwiderlegliche Beweis erbracht, daß die vom Miniſter für Elſaß-Lothringen dem Staatspräſidenten unterbreitete Begründung des Unterdrückungsdekrets einer ſachlichen Prüfung nicht einen Augenblick lang ſtandhält!

Weil unſerer Elſaß-Lothringer Partei kein ſtrafbarer Tatbeſtand vorgeworfen werden kann, hat die Regierung ihre Zuflucht zu Diktaturmaßnahmen genommen.

Das iſt die nackte, brutale Wirklichkeit. Deshalb müſſen wir auch der Regierung in Paris das Recht abſprechen, ſich hinfort auf die demokratiſchen Prinzipien zu berufen. Das Vorgehen gegen die Elſaß-Lothringer Partei iſt ein Hohn auf dieſe ſoviel gerühmten Grundſätze, ein Hohn nicht zuletzt auf jene ſo oft erwähnte Erklärung der Menſchenrechte, deren hundertfünfzigſten Gedenktag dieſelbe Regierung demnächſt mit großem Pomp zu feiern gedenkt.

Wer jedoch die unerhörten Methoden kennt, mit denen in unſerem Land diejenigen planmäßig zu Tode gehetzt werden ſollen, die noch ein offenes Wort zu ſagen wagen, wer gewiſſe Denunzianten-, Spitzel- und Geſinnungslumpenklüngel an der Arbeit wußte, wer die meiſten unſerer ſogenannten Volksvertreter in ihrer bodenloſen Feigheit richtig einſchätzte, und wer ſchließlich die ſonſt ſo demokratiſchen Schreier unſeres Landes die Diktaturbeſchlüſſe der letzten Tage billigen ſah, der wundert ſich auch über dieſe letzten Vorgänge nicht mehr. Nach dem unglaublichen „Bericht", den der Vertraute und Freund Chautemps', Guernut, kürzlich in den freimaureriſchen „Heften der Liga zur Verteidigung der Menſchenrechte" (!!) gegen uns erſtattete[1]), mußten derartige Maßnahmen erwartet werden. Und wie die Regierung „unterrichtet" und bearbeitet wird, zeigt zuletzt der Aufſatz des Ex-Senators Eccard im „Figaro"[2]), der kurz vor den Dekreten erſchien und laut genug nach ihnen ſchrie. Dieſer Aufſatz enthält im ganzen neun Behauptungen, die alle neun nachgewieſenermaßen falſch ſind! Aber was ſchiert das die angeblichen Hüter des Vaterlandes? Sie alle und unter ihnen der Abg. Michel Walter[3]) können jetzt vielleicht etwas ruhiger ſchlafen ...

Unſere Vorausſage, daß die Regierung unter dem Druck ihrer dunklen Antreiber die weitgehenden Vollmachten ſehr bald ausnützen würde, um die elſaß-lothringiſche Heimat- und Volksbewegung zu knebeln, hat

[1]) Siehe S. 199. [2]) Siehe S. 198. [3]) Siehe Abb. 45.

ſich früh bewahrheitet. Das muß man dem Miniſter Chautemps laſſen: ſeine Zwangsmaßnahmen kamen ſchneller als die Wiederbelebung der elſäſſiſchen Wirtſchaft kommt, die er am 14. Juli 1938 in Kolmar ſo laut verſprochen hat. Vielleicht iſt der Tag nicht mehr fern, wo gewiſſe Politiker, die das „Verſtändnis" dieſes Miniſters und Hochgradfreimaurers für „unſere elſäſſiſchen Verhältniſſe" nicht hoch genug zu rühmen wußten und der Regierung ſo überſtürzt alle Vollmachten nachwarfen, es am eigenen Leib verſpüren werden, wie kurzſichtig ſie handelten, als ſie ſelbſt die Waffen ſchmieden halfen, die dann gegen ſie gekehrt werden; wie verblendet ſie waren, als ſie es unterließen, beizeiten an der großen elſaß-lothringer Abwehrfront gegen Bourgoiſie, Jakobinertum und Bolſchewismus zu bauen, jene drei Erzfeinde unſeres Volkes, die eines Geiſtes Kinder ſind.

Die Regierung ſelbſt aber wird ſehr bald merken, daß mit Auflöſungsdekreten, mit Diktatur-Paragraphen und Polizeimaßnahmen die Lage in Elſaß-Lothringen ſich nicht beſſern, ſondern höchſtens noch verſchlechtern läßt. Nicht eine „antinationale" oder „ausländiſche Propaganda" hat die heutige Not unſeres Landes an der Grenze geſchaffen! Elſaß-Lothringen iſt in ſchwerſter wirtſchaftlicher und — ſeeliſcher Kriſe durch die Unfähigkeit, den ſchlechten Willen oder das Unverſtändnis der meiſten Dienſtſtellen, die für unſer Land zu ſorgen hätten. Die Situation in Elſaß-Lothringen wird immer ſchlimmer, weil eine zwanzigjährige Außenpolitik, die wir immer abgelehnt haben, den Frieden am Rhein nicht zu ſichern verſtand; weil eine Politik der Gleichmacherei bei uns alles zu zertrümmern und auszurotten trachtete, was nicht in die hergebrachte Pariſer Schablone paßt; weil man die Elſäſſer und Lothringer ihre eigenen Angelegenheiten, die ſie am beſten verſtehen, nicht ſelbſt beſorgen läßt; weil man unſerem ſeit über tauſend Jahren deutſchſprachigen Volk ſeine Sprache nehmen will und ſeine allgemeine Bildung mindert. Die Situation in Elſaß-Lothringen wird immer ernſter, weil in unſerem von Natur ſo reichen und ſo geſegneten Lande der Wohlſtand ſo unheimlich abnimmt, daß ſchon heute zahlloſe fleißige Menſchen unſeres Volkes nicht mehr wiſſen, von was ſie morgen leben ſollen.

Wenn es eine Propaganda gibt, die von der Regierung als gefährlich, als „antinational" empfunden wird, dann wird dieſe Propaganda von den harten Tatſachen getrieben. Dieſe Tatſachen aber haben nicht wir geſchaffen, ſondern die Regierung ſelbſt und ihre gefährlichen Freunde in Elſaß-Lothringen haben ſie verſchuldet! Nun verſchwindet ja unſere Propaganda — alſo muß ſich demnächſt die Stimmung in unſerem Lande glänzend entwickeln. Die Regierung gibt uns die Gelegenheit: machen wir die Probe aufs Exempel!

Die Bewegung der Elſaß-Lothringer Partei ſtellte den ernſthaften

Verſuch einer elſaß-lothringiſchen Oppoſition dar, alle Fragen unſeres Landes im Rahmen des franzöſiſchen Staates und auf ſtreng legaler Grundlage einer Löſung entgegenzuführen.

Unſere ſeit Jahren geübte Diſziplin, die jeden Zwiſchenfall zu vermeiden wußte und eine Organiſation ſchuf, welche jedes Mitglied zu einem pflichtbewußten Volksgenoſſen und Bürger zu erziehen ſuchte, beweiſt, daß wir dieſe große Linie nie verlaſſen haben. Durch ihre Unterdrückungsmaßnahmen hat die Regierung jetzt die Verantwortung übernommen, dieſes Inſtrument politiſch-legaler Erziehung und demokratiſcher Betätigung zu zerſchlagen. Keine noch ſo glatten Redensarten werden die grundlegende Tatſache aus der Welt ſchaffen können, daß die Regierung damit, entgegen der Erklärung der Menſchenrechte, entgegen der Verfaſſung der Republik und entgegen allen feierlichen Verſprechungen, die uns 1918 und 1919 von den höchſten Wortführern Frankreichs gegeben wurden, einzelnen Kategorien von Bürgern in Elſaß-Lothringen das Recht der freien politiſchen Betätigung aberkennt, obſchon ihnen nicht die geringſte Geſetzesverletzung zur Laſt gelegt werden kann und jeden Augenblick von ihnen erwartet wird, daß ſie ohne weiteres ihr Leben an beſonders gefährdeter Stelle für den franzöſiſchen Staat in die Schanze ſchlagen. In dieſem Staat werden wir damit zu Bürgern minderen Rechts juſt in der Stunde gemacht, wo notoriſche Umſtürzler, die ihre blinde Abhängigkeit vom Ausland nicht etwa verbergen, ſondern betonen, zu angeſehenen Hütern des Vaterlandes emporſteigen und Schmarotzer am Volkskörper geſetzlich geſchützt werden.

Daraus wird das Volk in Elſaß-Lothringen noch einige Folgerungen ziehen!

Kameraden!

Zuletzt möchte ich von dieſer Stelle noch einige Worte an euch richten.

Ihr wißt am beſten, was unſere Organiſation geweſen iſt. Wir bauten an einer Volksgemeinſchaft in Elſaß-Lothringen. Wir erhoben uns gegen die Unterdrückung unſerer deutſchen Sprache, die wir als größtes Unrecht und ſchlimmſten Schaden empfinden. Wir wollten die Einigkeit des Volkes über die Zerſplitterung der alten Parteien hinweg. Als wichtigſte Eigenſchaft eines Volkes galt uns deſſen anſtändige Geſinnung.

Wir kämpften zugleich um die völkiſche Sicherung und die ſoziale Befreiung unſeres Volkes, gegen den marxiſtiſchen Klaſſenhaß und die Reaktion einer im eigenen Land fremd gewordenen Bourgeoiſie, für alle Schaffenden und eine neue Ordnung. Offen und rückhaltlos ſetzten wir uns für den Frieden am Rhein ein.

Wir wußten, daß die elſaß-lothringiſche Bewegung, wenn ſie einen Sinn haben ſollte, in die große Umwälzung unſerer Zeit geſtellt werden mußte. Danach handelten wir.

Ihr wißt, meine Kameraden, welch koſtbares Gut unſere völlige Unabhängigkeit geweſen iſt. Es gab nie eine freiere Politik als die unſrige, die ſich nur nach unſerem Gewiſſen richtete und von der Verantwortung gegenüber unſerem Volke beſtimmt wurde.

Ihr habt erlebt, daß unſere Kameradſchaft ein Band iſt, das niemand mehr durchſchneiden kann.

Am 25. März ſchrieb ich hier im Hinblick auf Ereigniſſe, die leicht vorauszuſehen waren, von unſerer Bewegung,

„deren Gedanken und Ideen keine Unterdrückung je mehr aus den Herzen der elſaß-lothringiſchen Männer und Frauen herauszureißen vermöchte."

Das bleibt wahr und beruhigend, ſo wie es die Stärke unſerer Bewegung war, daß ſie ſtets unerſchrocken für die Wahrheit eintrat und beharrlich immer wieder das Weſentliche in einer Zeit hervorhob, wo unſer Volk mit Nichtigkeit überſchwemmt und mit ſeichtem Geſchwätz von der Hauptſache abgelenkt wurde. Später wird man einmal ermeſſen, was es bedeutete, daß ſich auch bei uns in dieſen trüben Zeiten Männer zuſammenſtellten, um gegen den entſetzlichen Schleim anzugehen, der ſich zäh und dick über alle Dinge breitet und das Elſaß zu erſticken droht.

Viele von euch wiſſen auch, mit wieviel Arbeit, Mühe und Sorgen in Tagen und Nächten, im Sommer und Winter dieſe Bewegung aufgebaut wurde. Heute darf ich vielleicht ſagen, daß ich dieſer Bewegung die beſte Kraft meiner jungen Mannesjahre gab, daß ihr früh und ſpät, in hellen wie in dunklen Stunden, mein ganzes Sinnen und Trachten galt.

Kameraden!

Niemand hat uns unſere Bewegung geſchenkt. Vielen war ſie ein Dorn im Auge. Wir allein haben ſie geſchaffen. Das dürfen wir uns heute noch einmal mit Stolz gegenſeitig bekennen. Ich ſpreche gewiß im Namen aller Kameraden der Leitung, die ich nun nicht mehr verſammeln kann, wenn ich an dieſer Stelle euch allen für eure Mitarbeit, euer Vertrauen und eure Treue herzlich danke.

Unſere Genugtuung aber iſt:

Die Arbeit war nicht umſonſt!

Sie war nicht umſonſt, denn ich wiederhole es, das Daſein der Elſaß-Lothringer Partei, ſo beſcheiden, ſo arm, ſo beengt ſie auch oft ſcheinen mochte, wird keine Macht der Erde mehr aus dem Leben unſeres Volkes fortwiſchen können.

Sie war nicht umſonſt, weil unſere Politik den Lebensintereſſen unſeres Volkes ſelbſt entſprach.

Sie war nicht umſonſt, weil es Arbeit an der Zukunft war.

Nun treten wir wieder in die Reihe zurück, meine lieben Kameraden.

Ruhig und zuverſichtlich wie immer. Vergeßt nie, daß ihr zu einer Bewegung gehörtet, die von ihren Gliedern in erſter Linie Haltung und Disziplin in allen Lebenslagen verlangte und erwartete.

Unſerem Volk gehören wir nach wie vor!

Und nehmt als letzte Verſicherung des Vorſitzenden der Elſaß-Lothringer Partei:

Unſere Parole war:

„Für ein freies Volk im eigenen Land!"

Dieſe Parole wird ſich erfüllen!

H. Bickler.

(„Frei Volk" — 6. Mai 1939)

Überſetzung aus einem Brief an den franzöſiſchen Juſtizminiſter, geſchrieben im Gefängnis von Nanzig im November/Dezember 1939

Bei Ausbruch des Krieges beantragte der franzöſiſche Juſtizminiſter die Ausbürgerung von mir, meiner ganzen Familie und im voraus des 4. Kindes, das damals noch gar nicht geboren war.

„... Seitdem ich am politiſchen Leben des Elſaß tätigen Anteil nahm, habe ich mich und meine Anhänger ſtreng legal verhalten ...

... Wenn ich mich als „Werkzeug einer fremden Macht" benommen hätte, hätte ſich Ihre Kanzlei niemals mit mir zu beſchäftigen brauchen, dann hätte mich das Elſaß ſofort ausgeſpien oder zum mindeſt mit völliger Gleichgültigkeit übergangen. Aber es iſt eine Tatſache entgegen dem, was tendenziöſe und mehr oder minder anonyme Berichte darzuſtellen verſuchen, daß wir auf unſer Programm einen ſtändig wachſenden Bruchteil der elſäſſiſchen Bevölkerung geſammelt haben. Dieſe Bevölkerung fühlte mit einem untrüglichen und geübten Inſtinkt, daß wir ihre Sache und ſonſt nichts verteidigten. Sie wußte, ... daß wir nicht Agenten des Auslandes, ſondern aus ihrem Fleiſch und Blut waren, und bis in dieſes gegneriſche Lager hinein hat kein verſtändiger und aufrechter Mann die Ehrlichkeit unſerer Überzeugung beſtritten.

Wenn es mir in dieſer Sache, wo es um meine ganze Exiſtenz geht, erlaubt iſt, die Auseinanderſetzung auf das perſönliche Gebiet zu führen, darf ich anfügen, daß in einer Stunde, wo mir nicht mehr viel bleibt, ich mit Stolz die Gewißheit bewahre, daß alle, die mich im Elſaß kennen, und derer ſind viele, mich ſtets achten werden, ſelbſt wenn ſie nicht alle meine Auffaſſung teilten, und daß ſie mich immer für einen ehrlichen Landsmann halten werden. Ich habe nämlich ein Vorrecht bewahrt: ein völlig unabhängiger und freier Mann geblieben zu ſein ...

... Einen Mann ſeiner Staatszugehörigkeit berauben, heißt, ihn bis zu einem gewiſſen Grade zum Tode verurteilen ... und ich muß dieſes Ziel zuſammenfaſſen, indem ich die Frage wiederhole: warum glaubte man erſt den Krieg abwarten zu müſſen, um gegen mich und die Meinen dieſe rückſichtsloſe Beſeitigung zu unternehmen, die man in Friedenszeiten und zu einer Zeit, als ich meine politiſche Tätigkeit noch nicht aufgegeben hatte, nie zu betreiben wagte ...?

... Elſaß und Lothringen ſind unſere Heimat, und ich muß es ſagen, ſie bleiben unſere Heimat, was auch kommen möge. Keine Macht auf dieſer Erde wird uns dort jemals zu Fremden machen können, und tauſende von Landsleuten werden uns immer als zu ihnen gehörig betrachten.

Wir ſind keine Eindringlinge, wir ſind immer dageweſen. Ich bin nicht ein Hergelaufener, welcher frech die Gaſtlichkeit eines Landes mißbraucht hätte, das ihn aufnahm. Wenn ich mich nur im geringſten fremd gefühlt hätte, hätte ich niemals den Mund aufgetan. Aber mein ganzes Leben und meine ganze Tätigkeit hatten zuletzt nur einen einzigen Sinn: die Liebe für dieſes ſchöne und ſo unglückliche kleine Land, die Anhänglichkeit an ſein gutes, fleißiges Volk, aus dem ich hervorgegangen bin und dem ich bis zum Tode gehören werde ...

... Sie haben mir mitteilen laſſen, daß ich Belege und Schriftſätze vorlegen könne. Aber dieſe Mitteilung erhalte ich in einem Augenblick, wo ich ſeit Anfang September in geheimer Einzelhaft gefangen und der völligſten und ſtrengſten Iſolierung unterworfen bin, in einem Augenblick, wo es mir materiell völlig unmöglich iſt, in meinem verlaſſenen und wahrſcheinlich zerſtörten Heim die Dokumente zu ſuchen, die nicht allein meine Zurückweiſung ebenſo gefährlicher wie unberechtigter Angriffe belegen würden, ſondern auch zu zeigen vermöchten, mit welchen üblen Methoden gewiſſe Kreiſe gegen uns operiert haben, in einem Augenblick, wo nach vier Monaten einer derart harten Haft ich noch nicht einmal verhört worden bin und überhaupt nicht weiß, was mir eigentlich vorgeworfen wird, in einem Augenblick, wo ich, um dieſe Antwort abzufaſſen, in meiner Zelle kaum über drei Stunden Licht im Tage verfüge ...

... Sie werden von mir kein politiſches Sündenbekenntnis erwarten. Ich wäre unehrlich, wenn ich es ablegte ...

... Ich habe nicht aus Haß gehandelt. Ich bin zu jung und allem Poſitiven im Leben zu ſehr geöffnet, um aus einem derart negativen Beweggrund zu handeln. Ich habe Politik gemacht, weil ich eine gute Sache zu verteidigen glaubte ...

... Ich gehörte zur Oppoſition. Ich habe niemals eine Gunſt verlangt. In einer Stunde, wo ich entwaffnet, geknebelt und getreten bin, wie ein Mann es kaum ärger ſein könnte, verlange ich noch einmal we-

der Gunſt noch Gnade, und wiewohl viele menſchliche Gründe für die Meinen und mich angeführt werden könnten, appelliere ich nicht an Ihren Edelmut. Ich verlange nur, daß man gegen mich die elementarſten Formen des franzöſiſchen Rechts beobachtet, und ich erwarte, ſollte einmal die Sache ſelbſt zur Diskuſſion ſtehen, die Gerechtigkeit, auf die ich Anſpruch habe ..."

---

8. Nanzig

Soldaten

Irgendwo liegen Soldaten,
Haben nicht Helm noch Gewehr,
Stille vertraute Kamraden,
Sind ohne Ruhm, ohne Ehr'.

Stehn im vergeſſenſten Graben,
Ohne Parole, Signal,
Seit ſie geſammelt ſich haben
Weil es das Herz ſo befahl.

Sehen nicht Zeichen noch Fahnen,
Tragen nicht Orden noch Stern,
Können die Brüder kaum ahnen,
Liegen dem Heere ſo fern.

Bleiben verloren auf Wache
Einſam und tief in der Nacht,
Aber ſie halten zur Sache,
Die ſie ſo froh hat gemacht.

Denn, was ſie immer auch taten,
Hat ſie mir eines geplagt:
Waren ſie brave Soldaten?
Wenn man die Kinder einſt fragt.

Wollen dann gerne ſich ſchenken,
Mag ſie der Wind auch verwehn —
Werden am Ende noch denken:
Gott laſſe Deutſchland beſtehn!

(Entſtanden in der Zelle am Tage nach der Erſchießung von Dr. Karl Roos.)

I.

Die letzte Nummer von „Frei Volk" (6. Mai 1939) wurde schon in der Druckerei von der Polizei beschlagnahmt und damit auch das Weitererscheinen des Kampfblattes verhindert.

Aber unser Ziel war im wesentlichen erreicht: die Organisation war möglichst lange tätig gewesen. Vier Monate später brach der Krieg aus.

Im Juli 1939 konnten die meisten Gruppenführer illegal noch einmal versammelt werden, wobei sie als letzte Anweisung erhielten, sich durch nichts beirren zu lassen und auf ernste Ereignisse gefaßt zu sein.

Ende August wurden die Wehrfähigen von uns unter die Fahnen gerufen; das französische Heer begann seinen Aufmarsch hinter der Maginot-Linie. Nach der Verkündigung des Kriegszustandes Anfang September lief die große Polizeimaschinerie an. Die Kameraden wurden in steigender Zahl festgenommen, in Anhaltelager und Gefängnisse gesteckt. Die bekanntesten Führer der Heimatbewegung kamen in das Gefängnis von Nanzig, wo Dr. Karl Roos schon seit Hornung 1939 saß[1]). Sie wurden ausnahmslos als Spione behandelt und in eine Reihe entsprechender Prozesse verwickelt, obschon später bei den zahlreichen Verhören von Spionage auch nicht einmal die Rede war. Fast alle saßen fünf oder sechs Monate in strengster Isolierung, bevor sie der Untersuchungsrichter das erste Mal verhörte. Diese Verschleppungstaktik, mit der man die Angeklagten quälen wollte, wurde ihnen später zur Rettung.

Die Untersuchung führten Militärs, die eine wenig vornehme Haltung einnahmen. Die Obersten Laroubine als Untersuchungsrichter und Marcy als Regierungskommissar (Anklagevertreter) schreckten vor nichts zurück, um die verhaßten „Boches", die ihnen endlich in die Hände gegeben waren, zur Strecke zu bringen. In einer besonders beschämenden Weise arbeiteten sie bis in das Gefängnis hinein mit Lockspitzeln und Verrätern und scheuten sich nicht, auch mit den minderwertigsten Elementen einen vertraulichen, ja herzlichen Verkehr anzubahnen, wenn sie sich davon neues „Material" gegen die Angeklagten versprachen. Diese Stabsoffiziere haben der französischen Militärjustiz und der französischen Armee überhaupt keine Ehre gemacht. Für sie stand das Urteil von vornherein fest: der Feind mußte vernichtet werden. „J'exterminerai la peste autonomiste"[2]), war ein geläufiges Wort des Colonel Marcy, der im Winter den Kriegsgerichtssitzungen in dicken Filzpantoffeln beiwohnte. Er verkörperte so recht jenes Offizierskorps, das sich vor 1939

[1]) Siehe Abb. 47—53.

[2]) „Ich werde die autonomistische Pest ausrotten!"

in die Bruſt warf und 1940, als die große Probe kam, jämmerlich verſagte.

Im Oktober 1939 ließ er Dr. Karl Roos nach mehrtägigen Verhandlungen, die nichts als Theater waren, zum Tode verurteilen. Kurz darauf wurde das Verfahren gegen die übrigen elſaß-lothringiſchen Heimatrechtler in mehrere Einzelprozeſſe aufgeſpalten. Man wollte ſo eine Gruppe nach der anderen in einem beſonderen Prozeſſe vor der überhitzten und völlig urteilsunfähigen franzöſiſchen Öffentlichkeit anprangern, um ſie dann unter dem johlenden Beifall der Maſſe zu liquidieren. Damit konnte dieſe Maſſe auch ſtärker für den Krieg begeiſtert werden, und ließen ſich vielleicht ſogar die eigenen Landsleute der Angeklagten kopfſcheu machen. So gab es auch einen getrennten Prozeß gegen die Mitglieder der Jungmannſchaft, die man gemeinhin „le groupe nazi" nannte.

Als der Kampf um Norwegen begann und die Franzoſen ſtärker in Bewegung gerieten, äußerte Colonel Marcy zynisch zu einem Verteidiger: „Jetzt dürfte der Augenblick gekommen ſein, um die Prozeſſe ſteigen zu laſſen." Von da an hatten es die Leute, die ſich vorher ſoviel Zeit mit uns nahmen, plötzlich ſehr eilig. Zum Auftakt wurde Dr. Fritz Spieſer in Abweſenheitsverfahren zum Tode verurteilt. Tagelange Verhöre der verſchiedenen Angeklagten löſten einander ab, bei denen zum Beiſpiel die lächerlichſten Haarſpaltereien über den Sinn einzelner Sätze in „Frei Volk" getrieben wurden. Umſonſt ſtellten wir dem Hauptmann, der die Unterſuchung gegen unſere Gruppe führte, die Frage, wo wir eigentlich gegen das Geſetz verſtoßen hätten. Darauf konnte er nicht antworten, weil der Beweis für einen ſolchen Verſtoß eben nicht zu erbringen war. Aber dadurch ließen ſich dieſe Leute, die ſich ſonſt ſo gern auf ihren Rechtsſinn berufen, nicht erſchüttern. Eines Tages vertrat dieſer Juriſt mir gegenüber die eigenartige Theſe: „Ja, vielleicht liegt im einzelnen nirgends auch nur ein Delikt vor. Das ganze zuſammengenommen aber kann ein wahres Verbrechen darſtellen!" Und als ich ihn darob etwas verblüfft anſchaute, ſetzte er gereizt hinzu (vorher war nämlich als erſchwerendes Moment die Tatſache zwiſchen uns erörtert worden, daß ich mich nach Abſchluß meines franzöſiſchen Studiums an der Univerſität Straßburg unterſtanden hatte, noch Volkswirtſchaft in Marburg zu hören): „Vielleicht wird dieſe Theorie nicht an deutſchen Univerſitäten („universités germaniques") gelehrt, aber ſie entſpricht jedenfalls franzöſiſchem Rechtsempfinden!" ...

In Wirklichkeit war der Prozeß für die franzöſiſchen Gewalthaber nur ein Manöver, um nach außen hin halbwegs das Geſicht zu wahren. Keiner der Richter, ob ſie nun Berufsoffiziere oder während des Krieges als Reſerveoffiziere eingezogene Juriſten waren, gab ſich die Mühe, in das elſäſſiſche Problem einzudringen. Die meiſten von ihnen konnten

gar kein Deutſch oder nur wenige Brocken und ſollten ſich ein Urteil über Dokumente und Berge von Schriftſtücken bilden, die reſtlos in dieſer Sprache abgefaßt waren. Sie hielten ſich dann auch einfach an die Berichte der politiſchen Spezialpolizei aus Straßburg, die ſo recht auf das gewöhnlich ſehr primitive politiſche Denken des „Français moyen", des Durchſchnittsfranzoſen, zugeſchnitten waren. Aus gefälſchten Zitaten, gefälſchten Überſetzungen, ganzen Lügen, halben Wahrheiten und zuſammenphantaſierten Vermutungen wurde dann ein Ganzes zuſammengebraut, das dieſen Durchſchnittsfranzoſen einleuchtete und für Angeklagte, die derart in ihren Verteidigungsmöglichkeiten beſchränkt waren, äußerſt gefährlich werden mußte. Ich hatte ſelbſt Gelegenheit, dem Unterſuchungsrichter Fälſchungen der politiſchen Polizei bei Überſetzungen einwandfrei nachzuweiſen. Das hinderte nicht, daß er beim nächſten Verhör unbeirrt auf denſelben Schwindel wieder zurückkam. Ich merkte auch jedesmal, wenn er in der Zwiſchenzeit wieder von den Agenten der politiſchen Polizei aus dem Elſaß bearbeitet worden war, die argwöhniſch ſofort alle Minen ſpringen ließen, wenn ſie wahrnahmen, daß ein Richter durch die perſönliche Fühlung mit einzelnen Angeklagten beeindruckt zu werden begann.

2.

Gerade weil wir uns über den Ausgang keiner Illuſion hingeben konnten, mußten wir daran halten, wenigſtens als Gegner und Männer vor den Franzoſen zu beſtehen. Ich glaube auch, daß uns dies gelungen iſt. Mochten ſie uns haſſen, verurteilen und vielleicht ſogar vernichten — verachten ſollten ſie uns nicht! In dieſem Sinne habe ich daher jedesmal mit innerer Genugtuung als Anerkennung für unſere Bewegung den wiederholten Ausſpruch des Unterſuchungsrichters zur Kenntnis genommen: „Was hätten Sie Frankreich Dienſte leiſten können, wenn Sie einen anderen Weg gegangen wären!"

Sonſt wurden wir als politiſche Gefangene in geradezu ſchändlicher Weiſe behandelt. Anfang September brachten die meiſten von uns zuerſt einige Tage im Gefängnis von Zabern zu, wo wir von den elſäſſiſchen Aufſehern mit ſtillem Mitgefühl empfangen wurden. Dort durften wir wenigſtens zuſammen in den Hof, wo uns noch die Nachricht von der Einnahme Warſchaus erreichte.

Als uns am 13. September der beſonders üble Spezialkommiſſar Léonard, neben ſeinem Kumpanen Becker der Haupttreiber gegen die Heimatbewegung in Straßburg, in Zabern nach Nanzig abholte und uns ſofort mit Niederknallen drohte, war uns das weitere klar. Wir bekamen zum erſtenmal Handſchellen an und fuhren, ſo zuſammengekettet, durch die aufmarſchierende franzöſiſche Armee hindurch. In unſerer Richtung bewegte ſich nach Weſten der unbeſchreibliche Elendszug unſerer

lothringiſchen und elſäſſiſchen Flüchtlinge. Über die Schultern unſerer Bewacher konnten wir in dicker Überſchrift die Zeitungsmeldung leſen, die franzöſiſchen Truppen hätten „zwanzig Kilometer öſtlich der Saar bedeutende Fortſchritte" gemacht. Auch wenn wir keinen Augenblick daran glaubten, daß ſie den Weſtwall durchſtoßen würden, ward uns das Herz ob allem, was wir durch die Fenſter des Autos wahrnehmen konnten, nicht leicht. Lag nicht gerade zwanzig Kilometer öſtlich der Saar die Heimat, an die mich ſoviel Bande knüpften! Wo mochten die Angehörigen ſein? Wie ſah es wohl daheim unter dem Trommelfeuer bereits aus? Würde es nicht doch ſehr viel Blut koſten, um das franzöſiſche Heer zu zerſchlagen?

Während der Fahrt tauſchten die Beamten, um uns zu ärgern, bewundernde Urteile über die an uns vorbeiziehenden Truppen aus. „Anders als vierzehn!" ſagte der eine. „Ja, diesmal fehlt kein Knopf an den Gamaſchen!" gab der andere mit einem Seitenblick auf uns zurück. „C'est formidable, comme ils sont équipés!" (fabelhaft, wie die ausgerüſtet ſind) meinte der Dritte.

Der Empfang beim Militärgericht und im Gefängnis in Nanzig hätte jeden Zweifel über das Vorhaben der Gegner behoben, ſofern ſolche noch bei uns beſtanden hätten. Auf dem Säufergeſicht des Colonel Laroubine ſtand die grimmige Genugtuung geſchrieben, daß er uns endlich in den Fängen hatte. Der Oberaufſeher des Gefängniſſes zeichnete ſich ſofort durch eine beſondere Feindſeligkeit aus, von der er bis zum Ende nicht abging. Als er bei der Einlieferung meine Viſitenkarte aus der Brieftaſche zog, ziſchte er mich wütend an: „Je vous connais, vous! Votre travail n'était pas propre!"[1]) und, zu einem Untergebenen gewandt, flüſterte er dieſem ins Ohr: „Ça, c'est un Nazi pur!"[2]) Die Hetzartikel in der Pariſer Aſphaltpreſſe hatten offenſichtlich ihre Wirkung nicht verfehlt. Keiner von uns wird die erſte Nacht in der leeren dunklen Zelle vergeſſen, in der alles aus Stein war und es von Ungeziefer wimmelte. Von da an wurden wir als Spione geführt und auch als ſolche, das heißt ſchlechter als Gewaltverbrecher, behandelt. Die Gerichtsoffiziere haben dagegen nie etwas unternommen, ſondern dieſes Verfahren gebilligt. Sie fanden ſogar nichts dabei, daß z. B. Kamerad Lang, der als Sanitätsoffizier eingeliefert wurde, unterhalb der goldenen Oberleutnantstreſſen auf ſeinem Ärmel die Handſchellen trug. Erſt auf einen Proteſtſchritt beim Juſtizminiſter hin erlaubte Colonel Marcy im Dezember 1939, daß wir mit unſeren Angehörigen, deren Beſuch wir nie empfangen durften, wenigſtens korreſpondierten. Bis dahin blieben wir von allem, was in der Heimat vorging, abgeſchnitten. In quälender

[1]) „Sie kenne ich! Ihre Arbeit war nicht ſauber!"
[2]) „Das iſt ein reiner Nazi!"

Ungewißheit werden meine Mitgefangenen, wie ich ſelbſt, unzählige Male in der Zelle hin und her gewandert ſein, immer von derſelben Frage beſeſſen: „Wie ſteht es draußen? Liegt die Heimat in Schutt und Aſche? Wie beſteht Deutſchland den Krieg?“

Anfang Oktober erhielt ich noch den Beſuch unſeres Kameraden P. Bieber, der ſich natürlich als Verteidiger zur Verfügung geſtellt hatte. Er berichtete mir, daß Polen verſchwunden war, der Führer erneut den Frieden angeboten und dabei wiederum auf Elſaß-Lothringen verzichtet hatte. Von ihm erfuhr ich noch, daß meine Frau, die nach der Räumung Straßburgs im oberelſäſſiſchen Münſtertal liebevolle Aufnahme gefunden hatte, kurz danach mit ihren drei kleinen Kindern und dem vierten, das ſie erwartete, aus dem Elſaß ausgewieſen worden war. Da dem Militärgericht jedoch ein derartiger Verteidiger wenig lag, beſeitigte es ihn einfach dadurch, daß es ihn in das Verfahren einbezog und kurzerhand ebenfalls einſperrte. Von da an bis in den Sommer 1940 hinein hörte ich in unregelmäßigen Abſtänden nur von Franzoſen und natürlich aus ihrer Sicht der Dinge heraus, was ſich in der Welt zutrug. Mein Nanziger Verteidiger verſah ſein Amt anſtändig, dachte und handelte in allem aber als franzöſiſcher Patriot, was ich ihm nicht übelnehmen konnte. Anſtändig benahmen ſich ebenfalls die beiden Gefängnisgeiſtlichen, wiewohl auch ſie als Franzoſen in weſentlichen Fragen eine Welt von uns trennte. Das Gefängnisperſonal war entweder gehäſſig oder doch ſo unter dem Terror des boshaften Oberaufſehers, daß es nicht einmal mit uns zu reden wagte. Nur ein Wächter unter den Franzoſen machte hierin eine rühmliche Ausnahme. Seiner Menſchlichkeit, die ſich beſonders an Dr. Karl Roos, den er auch zum letzten Gang rüſten half, erwies, ſoll hier ein dankbares Zeugnis gewidmet ſein.

Im Frühſommer 1940 kam dann als unſer elſäſſiſcher Verteidiger Rechtsanwalt Paul Eber aus Straßburg zu uns ins Gefängnis. Es iſt nur ſchwer zu ſchildern, was ein ſolches Geſpräch unter vier Augen mit einem Landsmann nach langen Monaten für einen völlig iſolierten Gefangenen bedeutet. An ſeinen Berichten konnten wir die tatſächliche Entwicklung des Krieges ermeſſen, der dann mit immer furchtbarerer Gewalt über Frankreich hereinbrach. In jener Zeit wurde das Gefängnisperſonal durch Straßburger, alſo elſäſſiſche Aufſeher, verſtärkt. Auch wenn dieſe, wie wir ſelbſt, von den Franzoſen beargwöhnt wurden, gelang es doch, hie und da ein wichtiges Wort von ihnen zu hören. Eine Frage beherrſchte ſtets alles andere: „Wie ſteht es mit dem Kriege?“

Ich glaube kaum, daß man Gefangene noch ſtrenger abſondern kann als dies mit uns geſchah. Wir waren nicht nur in der Zelle allein, ſondern unſere tägliche kurze „Promenade“ war ſo organiſiert, daß immer nur ein Gefangener in einem Hofe rundging, und ſogar auf den Treppen ein Zuſammentreffen vermieden wurde. Nur wenn hie und da

das Syſtem nicht reibungslos ablief, konnte man ſich auf den Gängen ſehen und ſogar vielleicht ein ſchnelles Flüſterwort zuwerfen. Ich habe mir mitunter tagelang überlegt, was ich als wichtigſtes in möglichſter Kürze bei einer ſolchen ſehr ſeltenen und daher unendlich koſtbaren Gelegenheit ſagen oder fragen könnte. Trotz allen Maßnahmen unſerer Wächter aber wurden die wichtigſten Ereigniſſe verhältnismäßig ſchnell bekannt. Auch die dickſten Mauern ſind für derlei Nachrichten nicht undurchläſſig. Einmal ſtieß der Kalfakter mit dem Blechnapf ein kurzes Wort durch den ſekundenlang offenen Schalter, ein andermal raunte der Barbier bei der wöchentlichen Raſur eine Neuigkeit ins Ohr, wenn der Aufſeher ſich einige Schritte entfernt hatte oder durch den Zuruf eines Kollegen kurz abgelenkt wurde. Einmal erfuhr man das wichtigſte vom Heizer bei der Duſche, unter die man ſich alle vierzehn Tage ſtellen durfte, ein andermal ließ auch der Geiſtliche oder der Verteidiger etwas über die Kriegslage verlauten. Nicht ſelten gingen trotz aller Aufpaſſerei Zettel um oder dröhnte abends das dumpfe Klopfen von Wand zu Wand. Seitdem ich über ihm ſaß, wartete ſo unſer Mitgefangener Keppi morgens und abends auf mein Grußzeichen. Ein Gefängnis iſt ein ungemein lebendiges, von tauſend geheimen Schwingungen durchpulſtes Gehäuſe, in dem ſich ein Geheimnis vielleicht weniger als ſonſtwo verbergen läßt.

Jeden Sonntag zelebrierte der katholiſche Geiſtliche die Meſſe in einer Kapelle, die an der Stirnwand der großen Gefängnishalle ſo eingerichtet war, daß alle Gefangenen durch einen handbreiten Spalt, um die ihre Zellentüren während dieſer Stunde geöffnet waren, zuhören und -ſehen konnten. Ohne Unterſchied der Konfeſſion oder der religiöſen Einſtellung hatten alle „Spione" den Kopf an den Spalt gepreßt, um auch die leiſeſte Anſpielung auf die politiſche Lage in der Predigt nicht zu überhören und daraus dann entſprechende Schlüſſe zu ziehen. Was man aus einer winzigen Andeutung entnehmen kann, ahnen die meiſten Menſchen draußen nicht, weil ſie nie die Zeit haben, um in Ruhe nachzudenken. Lange vor der Weſtoffenſive erzählte der Pater einmal ſeinen Schäflein, den franzöſiſchen Gemeinverbrechern, die während des Gottesdienſtes unten in der Gefängnishalle auf Bänken ſaßen, von befreundeten Offizieren habe er den prachtvollen Geiſt deutſcher Gefangener ſchildern hören. Unweigerlich antworteten dieſe auf jede Frage: „Was wir tun, tun wir für unſeren Führer!" Und der Pater ſetzte hinzu: „Die Offiziere ſagen mir: wir ſchämen uns manchmal vor dieſen Gefangenen, wenn wir an den Geiſt in unſerer Truppe denken."

In einem ſolchen Augenblick ſchob ich ſchnell die Hand zum Gruß durch die Türſpalte, und Bieber, der gegenüber, aber eine Zelle weiter zurück ebenfalls an der Spalte ſtand, ſo daß ich ihn durch mein Guckloch ſehen konnte, grüßte mit erhobener Hand zurück. Jeden Sonntag

ſpiegelte mir auch mein Schwager Lang, der unten in einer beſonders kalten Zelle ſaß, „Guten Morgen" herauf.

In der Stille unſerer Zelle waren wir uns auch längſt vor dem 10. Mai 1940 darüber klar geworden, daß das franzöſiſche Heer an der Untätigkeit in der Maginotlinie verkommen müſſe. Ein Heer iſt wie eine blanke Klinge: wird ſie nicht geführt, dann roſtet ſie.

Unvergeßlich wird uns allen bleiben, wie derſelbe Prediger eines Sonntags ausführlich und ohne Umſchweife über den deutſchen Durchbruch bei Montmedy und in Belgien berichtete. Damit erfuhren wir, daß Frankreichs Degen beim entſcheidenden Gang zerbrach.

Einen faſt körperlichen Schmerz konnte die Tatſache bereiten, daß man eine ſoeben erfahrene wichtige Neuigkeit den in den umliegenden Zellen eingeſchloſſenen Kameraden nicht ſofort weiterzugeben vermochte. Was hätte man in einem ſolchen Augenblick nicht gegeben, um auch ihnen ſofort die gute Botſchaft zu übermitteln! In Stunden ſtarker innerer Bewegung fühlt man ſich doppelt einſam. Zur Feier beſonderer Ereigniſſe rauchte ich eine Extra-Zigarette und trank dazu, indem ich im Geiſte mit gleichgeſinnten Burſchen anſtieß, einen Becher Waſſer. So war es, als ich erfuhr, daß die Belgier kapituliert hatten, die Deutſchen in Boulogne ſtanden und ſpäter ſich der unteren Seine näherten. —

3.

In die Seele eines jeden von uns aber gleichſam eingebrannt iſt der Morgen des 7. Hornung 1940, wo ſie Dr. Karl Roos aus der Zelle und vor das Exekutionspeloton führten. Ich ſaß ſeit November 1939 über der ſogenannten Todeszelle, wo er ſeit der Verurteilung im Oktober ſtändig mit ſchwerer Kette an den Füßen und nachts ſogar mit gefeſſelten Händen in der braungroben und ſchmutzigen Zuchthäuslertracht lag. Wenn er mittags in den Hof geführt wurde, ſchleiften die Ketten klirrend über den Steinboden der Halle. Abends, wenn im Gefängnis das tagsüber geradezu ohrenbetäubende Schelten, Spektakeln und Fluchen langſam erſtarb, tönte ſeine tiefe Stimme durch das Gewölbe herauf. Dann unterhielt er ſich als der Lehrer, der er zeitlebens blieb, mit ſeinem jungen Schickſalsgenoſſen Lobſtein und ſpäter mit zwei weiteren Inſaſſen ſeiner düſteren Behauſung, den ebenfalls zum Tode verurteilten Reichsdeutſchen Baron und Klein. Und verſtand man auch die Worte nicht, ſo hörte man am Klang, daß da unten nicht in den glatten, gleichtönenden Sätzen der Romanen, ſondern in unſerer ſchweren und doch ſo lieben deutſchen Mutterſprache geredet wurde. Um dieſer Sprache willen iſt Roos ja Politiker und ſchließlich der Märtyrer des deutſchen Elſaß geworden.

Ich ſelbſt wurde beim Morgengrauen durch ein pſalmodierendes Geräuſch geweckt, deſſen Sinn mir aber nicht klar wurde. Das war das

Gebet des Paters, der noch eine letzte Meſſe las, um Roos dann bis zum Hinrichtungsplatz zu begleiten. Ich ſchlief dann wieder ein, und erſt um 7 Uhr, als uns durch den Schalter das erſte Waſſer ausgeſchenkt wurde, flüſterte mir der elſäſſiſche Soldat, der den Krug von Tür zu Tür trug, ganz bleich durch das kleine Loch: „Heute morgen haben ſie Dr. Roos erſchoſſen!“ Andere Gefangene hatten den Vorgang, bevor die Schritte unſeres Kameraden für immer verklangen, ganz mit angehört, und ſofort dröhnten die Klopfzeichen durch das Erdgeſchoß: „Roos erſchoſſen.“

Im Gefängnis ſelbſt war der Eindruck bei allen, Gefangenen wie Aufſehern, ungeheuer. Daß ſeine alten Kampfgefährten am ſtärkſten bewegt waren, bedarf keiner beſonderen Erwähnung. An dieſem Morgen haben wir uns alle geſchworen, nun erſt recht keinen Fingerbreit von unſerer gerechten Sache abzugehen. In mein Tagebuch trug ich damals ein, daß Frankreich dieſe Tat einmal bereuen würde, denn ein toter Mann könne höher als ein Berg als Hindernis auf dem Wege liegen, der zu den Herzen des Volkes führt. Als ich beim erſten Rundgang zu den kleinen vergitterten Fenſtern hochblickte, an die manches Geſicht gedrückt war, ſah ich dort, wo Paul Schall gefangen war, ſich die geballte Fauſt hervorrecken. Dieſe ſtumme, aber vielſagende Geſte drückte am beſten alles aus, was uns innerlich durchtobte.

Eine tiefe Genugtuung war uns dann, von den Aufſehern und am folgenden Sonntag aus der ſehr offenen Predigt des Paters zu erfahren, daß unſer Landsmann ſo tapfer und anſtändig geſtorben war, daß ſelbſt ſeine erbittertſten Feinde ihm ihre Achtung nicht verſagen konnten. Durch dieſen Tod aber hat Dr. Karl Roos ſeiner Heimat, dem deutſchen Elſaß, einen Dienſt geleiſtet, der ſich noch in fernen Zeiten auswirken wird.

4.

Eine Einzelhaft unter Bedingungen, wie ſie den politiſchen Gefangenen in Nanzig auferlegt wurden, bedingt eine merkliche äußere und innere Umſtellung für jeden, der dieſe Haft beſtehen will.

In den weißgetünchten Zellen war auch der Boden aus einer grauſchwarzen Betonmaſſe, die mit der Zeit aufbröckelte und tiefe Löcher aufwies. Gegenüber der niederen, dicken Bohlentür an der Stirnſeite, die zu den Galerien in der Halle führte, befand ſich oben unterhalb der Decke das kleine Gitterfenſter, durch das man nur ſchauen konnte, wenn man ſich auf Tiſch und Schemel ſtellte. Sonſt befand ſich in dem kahlen Raum nichts als der übel riechende Kübel in der mit Teer angeſtrichenen Ecke, die in den Boden eingemauerte eiſerne Pritſche mit dem Strohſack und den ſchmutzigen Decken, ein kleiner Tiſch und ein Schemel. Durch einen glücklichen Zufall erhielt ich nach einigen Wochen einen Waſſerkrug, eine Waſchſchüſſel, ein kleines Nachttiſchchen und ſo-

gar einen notdürftig zuſammengenagelten Stuhl mit Rückenlehne, der einſtmals an ſchönerem Orte beſſere Tage geſehen haben mochte[1]). Die meiſten Gefangenen aber beſaßen nicht einmal einen Behälter, um ſich zu waſchen, und mußten dazu entweder ihren kleinen Eßnapf verwenden oder aber mitunter tagelang warten, bis ſie in einen Hof kamen, wo beſonders im Winter auch faſt nirgends Waſſer lief.

Als Eßgerät war nur der Löffel geſtattet. Die Mahlzeiten beſtanden aus einem halben Laib Brot am Morgen und zwei halben Blechnäpfen irgendeiner Brühe um 10 und um 4 Uhr. Wir Soldaten erhielten morgens angeblich Rindfleiſchſuppe und nachmittags irgendeine Gemüſeſuppe. Hinſichtlich der Reinlichkeit aller Gegenſtände und der Appetitlichkeit des ſogenannten Eſſens, das man wohl oder übel hinunterſchlingen mußte, erſpart man dem Leſer beſſer jede nähere Beſchreibung. Zum Glück konnten wir uns dieſe Nahrung, mit der nicht durchzukommen geweſen wäre, durch kleine Einkäufe in der Gefängniskantine etwas ergänzen. So gab es wenigſtens in der erſten Zeit morgens eine leiſe an Kaffee erinnernde braune Brühe. Als ihr Ausſchank jedoch eingeſtellt wurde, trank ich Waſſer zu meinem Brot und tröſtete mich bei dem Gedanken, daß auch der feinſte Mokka ſchließlich nur warmes Waſſer mit etwas Gift ſei. Viel mehr Umſtände unſeres Daſeins als wir gemeinhin anzunehmen geneigt ſind, werden nur durch die Gewohnheit bedingt.

Als beträchtlichen Vorteil empfanden es die meiſten Unterſuchungsgefangenen, daß ſie eine ausreichende Menge von Tabak oder Zigaretten kaufen konnten. Eine Zigarette hilft nicht allein über manche Spanne Zeit hinweg, ſondern ſtellt vor allem die allgemein gültige Währung des Gefängniſſes dar. Mit ihr kann man bei den Strafgefangenen, denen der Tabakgenuß ſtreng unterſagt iſt, unendlich viel, ja alles erkaufen. Mit welcher Fertigkeit dieſe Zigaretten übermittelt, verſteckt und zur gelegenen Zeit geraucht werden, vermag der Außenſtehende nicht zu ahnen, wie er ſich überhaupt typiſche Vorgänge innerhalb eines ſolchen Hauſes nicht vorſtellen kann, weil er die darin herrſchende eigenartige Atmoſphäre nicht kennt. So iſt die Solidarität und Hilfsbereitſchaft unter den Inſaſſen einer Strafanſtalt in der Regel ſehr groß. Wer dagegen verſtößt, iſt geächtet. Der Gefängnisverwaltung etwas zu entwenden, gehört zum guten Ton. Wer aber den Mitgefangenen beſtiehlt, darf auf keine Nachſicht bei den Genoſſen zählen.

Im Gefängnis iſt mir klar geworden, welche mächtigen Bande die Enterbten und Entrechteten dieſes Lebens zuſammenſchmieden können.

Gewiſſermaßen als eſtimierte Stammkundſchaft fungiert unter der Menge die Gruppe der Leute, die nicht zum erſtenmal ein ſolches Haus

[1]) Siehe Abb. 50.

Abb. 47:
Galerien mit den Zellentüren im ersten und zweiten Stock des Gefängnisses von Danzig

Abb. 48:
Der Verfasser im Gefängnis von Danzig
(Aufnahme für das Verbrecheralbum)

Abb 49:
Einer der doppelt ummauerten Gefängnishöfe mit dem unvermeidlichen Schmutzhaufen und der Latrine

Abb. 50:
Die erste Zelle in Danzig (Nr. 28), nach einer Zeichnung des Verfassers

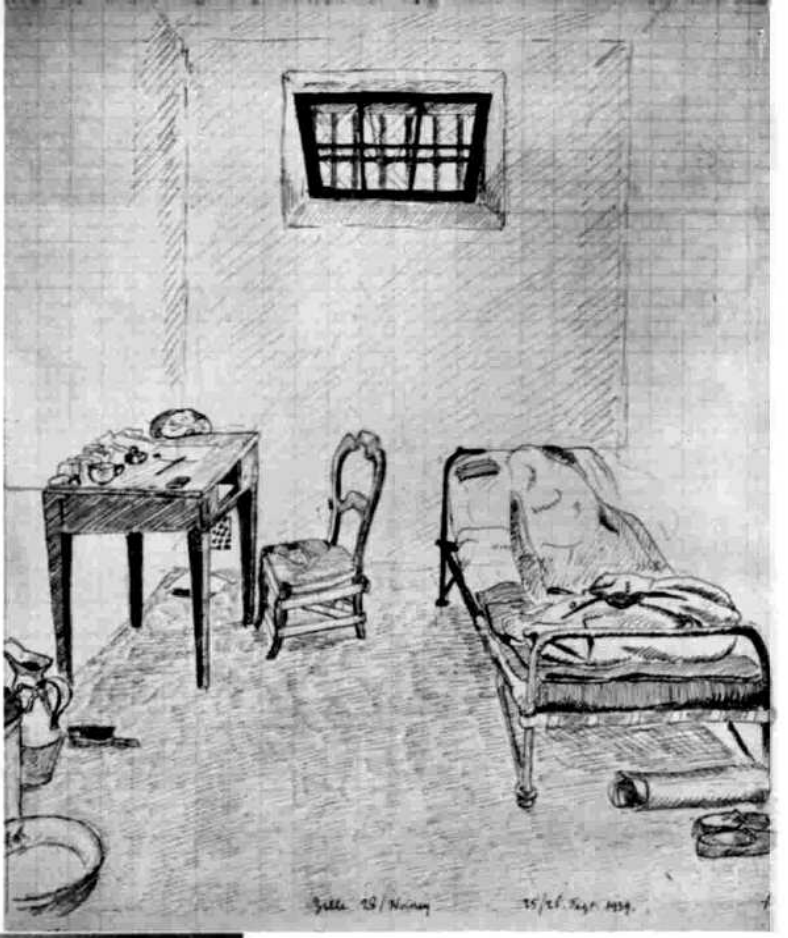


Abb. 51:
Blick auf die Zellenfenster und einen der Isolierhöfe. Rechts von der schmalen Tür das Fenster der Zelle von Kamerad R. Lang.

beziehen und von den Aufſehern ſelbſt, wenn ſie wieder einmal durch die große Pforte geleitet werden, als alte Bekannte begrüßt werden. Die Franzoſen nennen ſie ſehr bildhaft „chevaux de retour." Auch wir bekamen dieſe Solidarität wohl zu ſpüren, wurden aber als Politiſche doch nicht ganz für voll genommen.

Selbſt mit einer Gefängniszelle, die man Tag und Nacht viel intenſiver als jeden anderen Raum, in dem man ſich einmal aufhält, erlebt, wird man ſchließlich verwachſen. In unzähligen Stunden hat man Muße genug, um auch die unauffälligſte Unebenheit an der Wand, den leiſeſten Kratzer auf dem Steinboden und auch die verwiſchteſte Inſchrift auf der Tür kennenzulernen. Noch heute ſehe ich beſtimmte Figuren der Mauer oder der Decke, die ich tauſendmal anſchaute, genau vor mir. Beſonders die Innenfläche der Tür war überall mit Inſchriften überdeckt. Hier hatten Vorgänger ſeit Jahrzehnten in wochenlanger Geduldarbeit mittels eines Löffelſtieles oder eines irgendwo gefundenen Nagels ihre Namen, ihr Strafmaß oder ſonſtige Worte des Grolles, der Hoffnung oder der Verzweiflung eingekratzt. So waren ſpäter in Carcaſſonne, wo nach dem rotſpaniſchen Zuſammenbruch die internationalen Milizionäre interniert geweſen waren, die Wände mit revolutionären Inſchriften in allen Sprachen Europas verſehen.

Kam man in eine andere Zelle, begann nach der ſehr ſchnell vollzogenen Einrichtung die genaue Beſichtigung der neuen Klauſe. So entdeckte ich mit tiefer Freude bei meinem Einzug in Zelle 16 „Heil Hitler" und eine große Wolfsangel, alſo unſer Jungmannſchaftszeichen, an den Wänden. Ich empfand dieſe Zeichen als den Gruß, den mir der elſäſſiſche Student der Medizin Hanauer hinterließ, der mit Dr. Roos verhaftet und zu fünf Jahren Zwangsarbeit verurteilt worden war.

Ziemlich unangenehm wirkten ſich Wanzen und Mäuſe aus. Wenn am Morgen die Pritſche in Ordnung war, konnte man ganze Scharen der widerlichen Käfer an den Wänden hochſtreben ſehen. Die Jagd auf ſie gehörte daher zum Tagesprogramm, wobei jedesmal die Strecke an der Mauer vermerkt wurde. Nachts rumorten die Mäuſe wie wild in der Zelle herum. Auch im Nachttiſchchen konnte ich mein Brot, in das ſie große Löcher fraßen, nicht vor ihnen bewahren. Über die Decken hin ſtatteten ſie einem kleine Beſuche ab, und in meinem Pantoffel ließ ſich eine ganze Familie häuslich nieder. Ich habe ſpäter wenigſtens meine Kinder erheitern können, indem ich ihnen brieflich lange Geſchichten von dieſen Mäuſen erzählte.

Die Gefangenen konnten ſich glücklich preiſen, die in Zellen ſaßen, wo ſie wenigſtens etwas warme Luft durch das Wandloch der Heizung ſpürten. Es gab manche, wie z. B. Lang, die ſchon um 4 Uhr auf die Pritſche krochen, ſich mit allem zudeckten und doch in dem bitter kalten Winter 1939/40 weder bei Tag noch bei Nacht jemals warm wurden.

In einem ſolchen Steinloch kann man ſich eben nicht bewegen, und die Kälte ſcheint noch drückender als an der freien Luft.

Anfang Oktober kam ich, wahrſcheinlich um mich nach dem Beſuche Biebers noch mehr zu iſolieren, allein in ein Nebengebäude des Gefängniſſes, in dem friſche Zellen eingerichtet worden waren. Dort ſah es übel aus. Alles war noch ſo feucht, daß am Morgen mein Handtuch ſich wie naß anfühlte. Eine Heizgelegenheit gab es überhaupt nicht, und das ſchlimmſte war, daß kaum Licht, geſchweige ein Sonnenſtrahl in den Raum drang. Vor dem Fenſter war nämlich ein eiſerner Laden ſo angebracht, daß nur durch einen etwa handbreiten Spalt etwas Helligkeit herunterfiel. Dort wurde mir auch der Antrag des Juſtizminiſters auf Ausbürgerung meiner ganzen Familie und ſogar des noch nicht geborenen Kindes zugeſtellt. Mit der Abfaſſung meiner Replik kam ich nur langſam vorwärts, weil ich an manchen trüben Spätherbſttagen überhaupt nur während einer Zeit von höchſtens zwei Stunden genügend Licht zum Leſen hatte. Einmal habe ich dort in einem Kübel ein wenig Papier verbrannt, um die Hände über das Feuer zu halten und während einer halben Minute wieder zu ſpüren, wie wohl die Wärme tut.

An Allerheiligen war ich nachts ſchon ſteif, daß ich mich kaum mehr auf der Pritſche umdrehen konnte. Zum Glück kam ich wieder in das Hauptgebäude, bevor die ſtrengſte Kälte einfiel.

5.

Die erſten Tage in der Zelle ſcheinen endlos. Einzelhaft iſt von einer Gefangenſchaft mit anderen Schickſalsgenoſſen grundverſchieden. Es berührt eigentümlich, wenn man die Türe nicht mehr ſelbſt und nach Belieben öffnen oder ſchließen kann.

Weſentlich iſt, daß man ſich geiſtig und körperlich in Zucht behält. Dazu hilft eine feſte Einteilung des Tages. Regelmäßige Leibesübungen am Morgen und am Abend haben mir in den faſt elf Monaten völliger Iſolierung gut geholfen.

Der Tag begann mit dem erſten Aufſchließen etwa um 6 Uhr, das man am ſchmetternden Klingen der an den Stein ſtoßenden dicken Eiſenriegel näher kommen hörte. Wenn der Aufſeher die Türe aufriß, mußte der bekannte Kübel ſchnellſtens hinausgeſchoben, und die Kleider, die über Nacht mit dem Schemel vor die Tür geſtellt wurden, mußten ebenſo ſchnell hereingeholt werden. Dann konnte die Zelle in Ordnung gebracht werden, worauf das „Frühſtück" folgte. Bald danach gab es Brot, Waſſer und die „Promenade" von 10 bis 15 Minuten in einem der Höfe, die einzige Gelegenheit am Tage, um etwas friſche Luft zu ſchöpfen. Dann wurde gewöhnlich die erſte „Suppe" verabreicht, worauf bis vier Uhr genügend Zeit zum Nachdenken, Schreiben oder Leſen blieb.

In unregelmäßigen Abſtänden erhielt man die zerleſenen Bücher aus der „Bibliothek des Hauſes", und zweimal durften wir uns nach einem Katalog auch Bücher kaufen. So habe ich in mehreren Bänden von Michelet die franzöſiſche Geſchichte eingehend ſtudieren können. Was uns allerdings brennend intereſſiert hätte und ſonſt jedem politiſchen Häftling ohne weiteres zugeſtanden wurde, nämlich Zeitſchriften und Zeitungen, hielt man ſtrengſtens von uns fern.

Da es Papier und Schreibzeug gab, führte ich ein Tagebuch, das ich in regelmäßigen Abſtänden aus dem Gefängnis in Sicherheit befördern laſſen konnte, ſchrieb für meine Kinder Jugenderinnerungen auf und verfaßte an meine Söhne einen Brief, in dem ich alles, was mir nach meiner bisherigen Lebenserfahrung weſentlich zu ſein ſchien, in einigen kurzen Seiten zuſammenfaßte.

Eine wahre Wohltat aber war, daß ich von Weihnachten ab mit meiner Frau in Briefwechſel bleiben konnte. Auch wenn dieſe Briefe, die natürlich alle in deutſcher Sprache geſchrieben waren, obſchon uns eine franzöſiſche Korreſpondenz keine Beſchwerden bereitet hätte, am Kriegsgericht mit Argusaugen durchforſcht, überſetzt und noch einmal genau unterſucht wurden, konnte mir meine Frau nicht allein Gutes von den Kindern berichten, die ſich ſeit Jänner um ein viertes vermehrt hatten, ſondern auch in jedem Schreiben erneut bekräftigen, daß ſie voller Mut und Zuverſicht war. Das Wort „Zuverſicht" bezog ſich dabei zwiſchen uns auf die Kriegslage, das heißt, wenn ſie mir, ohne natürlich irgendwelche Einzelheiten erwähnen zu dürfen, ſchrieb: „Wir ſind alle voller Zuverſicht", wußte ich genug. Ich habe an dieſen Briefen mit dankbarem Herzen ermeſſen können, was eine tapfere Lebensgefährtin für einen Mann in ſchwerer Zeit bedeuten kann. —

Um ſechs, mitunter ſchon um fünf Uhr abends ging es auf die Pritſche. Da man ſowieſo kein Licht hatte und es bei weſteuropäiſcher Zeit im Herbſt und Winter ſchon um 4 Uhr dunkel wird, empfand man dieſe Regelung faſt als angenehm. Allerdings gibt es in ſolchen Nächten ſchlafloſe Stunden genug, wo die Sehnſucht des Gefangenen wächſt und ſich alle Sorgen und Zweifel doppelt ſchwer auf ſeine Seele legen wollen. In regelmäßigen Abſtänden hört er dann den Aufſeher heranſchlürfen, den Schieber am Guckloch der Türe knirſchen, worauf an der Decke das Licht während der kurzen Spanne aufflammt, wo das Auge von draußen prüft, ob mit dem „Prévenu d'espionnage Nr. X" noch alles in Ordnung ſei.

Zwei Dinge ſcheinen mir eine derartige Haft beſonders zu kennzeichnen: einmal die völlige Iſolierung, zum anderen die Tatſache, daß der Gefangene ſich Tag und Nacht beobachtet fühlen muß. Er iſt völlig abgeſchloſſen und doch nie allein. Gerade dieſer Umſtand aber kann ſo quälend werden, daß der Zelleninſaſſe wie ein gehetztes Tier vergeblich

nach einer Ecke ſucht, in der er ſich vor dem kalten, unſichtbaren Auge des Beobachters verkriechen kann, deſſen Sehſchlitz jedoch ſo eingerichtet iſt, daß er auch den letzten Winkel überſieht.

Und wie iſt, ach, die Zelle ſo kurz, wenn der Inſaſſe darin hin und her geht. Wie ſchnell kommt man von der Stirnmauer zur Tür und von der Tür wieder zur Stirnmauer. Wie oft dröhnen die Schritte des Genoſſen von oben durch das Gewölbe, hört man dumpf, wie der Nachbar von links oder der Nachbar von rechts ruhelos hin und her wandert. Welche Strecken werden ſo in zahlloſen Stunden in dieſem engen Verließ zurückgelegt — und immer und überall ſtößt das menſchliche Eichhörnchen an die Wand und an die Tür, die nicht nachgeben. —

Auch bei der „Promenade" war jeder Gefangene allein in einem Hof. Sogar wenn ſie hinausgeführt wurden, ſollten ſie ſich höchſtens von weitem ſehen, aber niemals ſprechen können. So habe ich Dr. Karl Roos vor ſeiner Verurteilung noch zweimal aus der Ferne erblickt. Er trug den grünen Lodenmantel, mit dem man ihn in Straßburg ſo gut kannte, und der ihm ſpäter mit in das Grab gegeben wurde.

Bei dieſen Begegnungen habe ich auch erfahren, was man ſich gegenſeitig, ohne die Zähne zu lockern, mit einem einzigen ſtummen Blick alles ſagen kann.

Hinter der hohen, doppelten Gefängnismauer ſah man von einzelnen Höfen auch einige Baumkronen und konnte an ihrem Kahl- und Wiedergrünwerden den Fluß der Jahreszeiten erſehen. Die Phantaſie des Gefangenen malte ſich dabei in immer neuen Bildern aus, wie es jenſeits der Mauer ausſehen mochte, in jener Welt der Sonne und der Freiheit. Als wohltuend werden es alle Inhaftierten empfunden haben, daß in einem der zahlreichen Höfe Gemüſe gepflanzt wurde, und daneben Gras mit einigen Blumen wuchs.

Vom Hof aus kam man in der warmen Jahreszeit mit den wegen gemeinrechtlicher Vergehen eingeſperrten Unterſuchungsgefangenen und den wegen Deſertion, Inſubordination oder anderer Verfehlungen gefangenen Soldaten in Berührung. In ihren großen Arbeitsſälen banden ſie Bürſten, ſtellten Kleiderbügel her oder ſtanzten Lederſtücke aus. Wenn man auch beim Rundgang an den offenen Fenſtern dieſer Säle nicht ſtehen bleiben durfte — immer wieder lag auch hier das Auge des Aufſehers am kleinen Guckloch der verriegelten Tür — ſo konnte man doch beim Vorbeiſchlendern leiſe eine Frage flüſtern und beim nächſten Vorübergehen die Antwort erhalten. Da in dieſen Sälen beſonders in der letzten Zeit die Zahl der friſch eingelieferten Soldaten ſtändig zunahm — für uns ebenfalls ein wertvoller Gradmeſſer der Stimmung draußen — gab es immer die letzten Neuigkeiten, aus denen man ungeachtet aller Verzerrungen und Gerüchte das Nötige entnehmen konnte. Es fiel uns auch auf, daß die elſaß-lothringiſchen Soldaten ſich ſtark vermehr-

ten. Sie gaben uns natürlich mit beſonderer Bereitwilligkeit Auskunft, erfuhren ſie doch ſofort von ihren Kameraden, daß mehrere elſäſſiſche Abgeordnete und andere bekannte Führer der Heimatbewegung jeden Morgen vor ihren Fenſtern vorübergingen.

Aus den kurzen Bemerkungen, die uns dieſe Leute zuraunen konnten und dem, was wir aus den anderen, ſchon erwähnten Quellen erfuhren, ſchloſſen wir im Frühjahr, daß die Lage Frankreichs von Tag zu Tag kritiſcher wurde.

Eines der erſten Bücher, die ich aus der Gefängnisbibliothek von Nanzig bekam, war eine Schilderung der Belagerung von Paris im Jahre 1870/71 und der Stimmung, in der die Franzoſen beim Ausbruch jenes Krieges lebten. Als ich dieſes Buch im Oktober 1939 las, fiel mir die Ähnlichkeit der darin beſchriebenen Vorgänge mit dem Zuſtand von Ende Auguſt 1939 auf. Auch im Sommer 1870 war das franzöſiſche Volk mit einem Leichtſinn, einer überheblichen Siegesgewißheit und einer geradezu unglaublichen Verkennung der Wirklichkeit in den Krieg getaumelt, wie wir ſelbſt es 69 Jahre ſpäter miterlebten. Genau wie damals war es auch im Auguſt 1939 ſeiner Sache abſolut ſicher, mußten die kindlichſten und albernſten Argumente herhalten, um dieſe naiven Auffaſſungen zu begründen. Genau wie damals hielt man die eigene Armee für unüberwindlich und das Heer des Gegners für ſchwach und brüchig, hoffte man auf Verbündete in Europa und beim Feind, die nachher nicht vorhanden waren. Genau wie damals beſchönigte man die erſten Rückſchläge mit erſtaunlichem Optimismus in große Erfolge um. Und genau wie damals ſchrie man am Ende, als die Kataſtrophe nicht mehr zu verkennen war, nach Verrätern, ohne einen Augenblick lang einſehen zu wollen, daß man den Krieg nie hätte beginnen dürfen und, falls man ſich auf ihn einließ, ihn mit mathematiſcher Sicherheit verlieren mußte.

Es iſt wohl richtig, daß das franzöſiſche Volk 1939 nicht mit heller Begeiſterung in den Kampf zog. Aber es iſt wahr, daß es in der Überzeugung, der weitere Wiederaufſtieg Deutſchlands müſſe ſo oder ſo verhindert werden, gleichſam aufatmete, als es ſoweit war. Denn es hielt ſich ſelbſt politiſch und militäriſch für ſo gut vorbereitet, daß es „Hitler" ſchnell und gründlich den Garaus machen konnte. Inſofern bejahte das Volk in ſeiner erdrückenden Mehrheit den Krieg, und wurden die wenigen, welche einen Reſt von Vernunft bewahrt hatten, als Frevler an der heiligen Sache Frankreichs niedergebrüllt und verfolgt. Nicht zuletzt ging man ſo gehäſſig und brutal gegen die elſäſſiſchen Heimatrechtler vor, weil auch ſie als ein Hindernis auf dem Wege zum Kriege mit Deutſchland empfunden wurden. Alle Franzoſen, von den Konſervativen rechts über die Demokraten der Mitte und die Sozialdemokraten bis zu den Kommuniſten links, waren ſich darin einig, daß

„Hitler" zu beſeitigen ſei, das heißt auf gut deutſch, der Lebenswille und der Lebensanſpruch unſeres Volkes auf alle Zeiten niedergehalten werden müſſe.

Die franzöſiſche Verblendung war geradezu erſchütternd. Mit einer Leichtgläubigkeit und Oberflächlichkeit, die aber für den „Français moyen" bezeichnend iſt, wurde zuerſt vom Durchbruch durch die „Siegfriedlinie" (= Weſtwall) gefaſelt, als ob es nach Mainz nur ein Spaziergang ſei, und danach, als Gamelin wohlweislich liegen blieb und damit auch ſchon den Krieg verlor, von der wunderbaren Belagerung der Nazis geſchwärmt, die einen ſelbſt gar nichts koſte, dieſe aber eines ſchönen Tages werde wie hechelnde Hunde herankriechen laſſen. Daß er damit zwei entgegengeſetzte Auffaſſungen von der Führung des Krieges nacheinander vertrat, beunruhigte den Leſer der vielleicht korrupteſten Preſſe der Welt, nämlich der Pariſer Boulevard-Revolverblätter, nicht weiter. Mit derſelben Sicherheit, mit der er hinter ſeinem Pernodglas im „Café de la République" die „Ligne Sischfritt" und alle darin befindlichen „Fritz" mit einer leichten Handbewegung vom Tiſch wiſchte, verkündete er einige Zeit ſpäter händereibend und mit überlegenem Schmunzeln, die Deutſchen würden ſchon in ihrem eigenen Fett ſchmoren und kirre werden. Die Zeit ſpiele ja keine Rolle, da man „cette race-là" auch dieſesmal wieder mit Hilfe der Engländer luftdicht abgeriegelt habe.

Der Spezialkommiſſar, der mich am 5. September aus der Truppe heraus verhaftet hatte, meinte zu ſeinem Kollegen: „Pourvu qu'on ne reste pas accroché deux jours dans les barbelés." „Wenn wir nur nicht zwei Tage im Stacheldraht hängenbleiben!" Der Durchſtoß durch den Weſtwall wurde überhaupt nicht diskutiert. Er war ſelbſtverſtändlich, und man befürchtete lediglich, was ſchon als ſehr unangenehmer Aufenthalt empfunden worden wäre, daß man vielleicht doch zwei Tage brauche, um das deutſche Feſtungsſyſtem zu durchbrechen! So wie dieſer Polizeikommiſſar aber dachten Millionen von Franzoſen in jenen Tagen.

Im Winter 1939/40 hörte ich dann einen Gendarmen — mit Leuten anderer Berufe kamen wir aus naheliegenden Gründen nicht in Berührung — zu ſeinem Kameraden ſagen: „Nous n'irons pas chez eux. Mais gare à eux, s'ils essaient de venir. Nous n'avons plus assez de place pour conserver nos munitions." „Wir gehen nicht zu ihnen. Aber wehe ihnen, wenn ſie verſuchen, zu uns zu kommen. Wir haben gar nicht mehr Raum genug, um unſere Munition unterzubringen." Unterdeſſen hatte man ſich nach den erſten Verſuchen offenſiven Handelns im Saargebiet völlig umgeſtellt, und das leichtgläubige Volk lief wiederum blökend hinter den Leithämmeln her, die es geraden Weges in den Zuſammenbruch gängelten. —

Ich fragte mich damals ſchon immer, ob man zum mindeſten in den

führenden politiſchen Kreiſen von Paris ſich wegen des Fehlens klarer handgreiflicher Kriegsziele keine Sorgen machte. 1914—1918 empfand auch der letzte Poilu, daß es darum gehe, den Feind wieder aus dem Land hinauszudrängen, und war die politiſch und geiſtig führende Schicht von der Idee der Rückgewinnung Elſaß-Lothringens und der endgültigen Feſtſetzung am Rhein getragen. 1939 war das franzöſiſche Volk wohl bereit zu marſchieren, um „mit Hitler Schluß zu machen", aber ein Kriegsziel hatte es nicht. Man konnte auf die Dauer fünfunddreißig Millionen Franzoſen nicht mobil halten, um ein Polen zu verteidigen, das längſt verſchwunden war. Man kann überhaupt ein Volk nicht aktiv in einem Krieg halten, wenn man von vornherein proklamiert, nichts vom Gegner zu wollen[1]).

Die Franzoſen mußten entweder, von ihrem Standpunkt aus geſehen, in den erſten Septembertagen mit allen Kräften angreifen, um die noch kämpfenden Polen zu entlaſten, oder überhaupt außerhalb des Konfliktes bleiben. Daß ſie weder das eine noch das andere taten, beweiſt am beſten, wie ſehr ihre Staatsmänner und Militärs ſich von einem turmhoch überlegenen deutſchen Gegenſpieler hatten in die Sackgaſſe manövrieren laſſen. Während der jüngſte deutſche Schütze ſo bis zum Frühjahr ohne weiteres in der großen Linie der deutſchen Politik blieb, wenn er ſich in ſeinen Gräben am Weſtwall friedlich verhielt oder gar auf den Kiesbänken des Rheines Mandoline ſpielte, zerfiel die franzöſiſche Wehrmacht bei der entſprechenden Haltung von Tag zu Tag und offenbarte ihre innere Morſchheit vollends, als die furchtbaren Rammſtöße der deutſchen Diviſionen am 10. Mai 1940 gegen ihre Stellungen zu donnern begannen.

Wir ſelbſt haben vor Ausbruch des Krieges die Franzoſen nicht mehr für allzu widerſtandsfähig gehalten, waren aber doch von dem unheimlichen Tempo ihres Niederbruches im Sommer 1940 überraſcht. Es wirkten ſich jetzt nicht allein die Fehler einer ſeit 20 Jahren völlig verworrenen und unſinnigen Politik aus, ſondern es zeigte ſich auch, in welch erſchreckendem Umfang das Pflichtgefühl gegenüber dem Gemeinweſen und die Bereitſchaft zum Opfer im franzöſiſchen Volk geſchwunden waren. Daß ſich einzelne Truppenteile — worunter beſonders Fremdſtämmige wie Bretonen, Flamen, Lothringer und Elſäſſer zu erwähnen ſind — mit altgewohnter Tapferkeit ſchlugen und auch manche Offiziere dem überkommenen Ruhm ihres Korps wieder alle Ehre machten, kann nicht über die Tatſache hinwegtäuſchen, daß große Einheiten gänzlich verſagten, und oft genug auf dem Rückzug die Offiziere ihren Mannſchaften weit voraus waren. Verhängnisvoll wirkte ſich nun aus, daß Frankreich den Krieg von 1914—18 gewonnen und die harte Zeit

[1] Siehe den Aufſatz vom 8. 10. 1938, S. 119, letzter Abſatz.

der Prüfung, die danach Deutſchland auferlegt worden war, nicht kennengelernt hatte. Entſcheidend aber war ſchließlich, daß das franzöſiſche Volk ſich von dem Aderlaß des erſten Weltkrieges, in dem es die Blüte ſeiner Mannſchaft mit anderthalb Millionen Toten gelaſſen hatte, nicht wieder erholen konnte.

Solange der Krieg dauerte, wollte jedoch niemand Vernunft annehmen. Bis zuletzt erklärten alle kategoriſch, es müſſe durchgehalten werden, und wenn es Jahre dauere. Die wenigen Leute, mit denen wir zuſammenkamen, waren hier, auch wenn ſich ſonſt noch mit ihnen reden ließ, durchaus unzugänglich. Mitunter nahm der Unſinn komiſche Formen an. So ſchleuderte mir eines Tages der Oberaufſeher, der keine Gelegenheit verſäumte, die Gefangenen zu beleidigen, zu quälen und moraliſch zu mißhandeln, die triumphierende Feſtſtellung entgegen: „Dieſes Mal kriegen wir Ihre Freunde. Dieſes Mal ziehen wir ihnen die Zähne mitſamt den Kiefern. Die Türkei hat ſich bereits zu uns geſellt, und Italien wird demnächſt folgen.“ Als die Deutſchen ſich wieder der Marne näherten, war dies für Leute ſeines Schlages nur ein Grund für eine noch lautere Zuverſicht, glaubten ſie doch felſenfeſt, daß auch ein drittesmal das Wunder nicht ausbleiben könne. Wenn ſchließlich alle Stricke barſten, hielten ſich dieſe Republikaner, die ſonſt über alles Religiöſe die Achſeln zuckten, an die heilige Jungfrau von Orleans, die ihr Frankreich gewiß nicht im Stiche laſſen werde ...

Es iſt zu hoffen, daß man ſich wenigſtens nachträglich in Frankreich über gewiſſe Grundtatſachen reſtlos klar wird, weil nur dann ſeine gedeihliche Weiterentwicklung im Rahmen eines endlich geordneten Europas denkbar iſt. — —

6.

Schon vor dem 10. Mai 1940 gab es öfter Fliegeralarm in Danzig. Wenn die Sirenen aufheulten, wurden tags oder nachts die Gemeinverbrecher ſofort in die Luftſchutzräume im Keller gebracht, die politiſchen Gefangenen aber ließ man ruhig in ihren zum Teil unter dem Dach gelegenen Zellen eingeriegelt. Dieſe Unterſcheidung zeigt vielleicht beſſer als alles andere, wie man mit uns umſprang.

Gewöhnlich hörte man zuerſt das dumpfe, nicht zu verwechſelnde Brummen der deutſchen Motoren, dann begann die Flak, wie es uns ſchien, ziemlich planlos in die Luft zu ballern, und zuletzt ertönte das Warnſignal.

Mit der Zeit wurde auch das Aufſichtsperſonal wieder ziemlich nachläſſig. Es paſſierte ja doch nie etwas.

Da kam die Nacht auf den Freitag vor Pfingſten 1940. Wieder gab es die gewohnte Reihenfolge der Geräuſche, untermiſcht vom Trampeln Hunderter von Gefangenen, die unter dem Schimpfen und Wettern der Wärter in den Keller getrieben wurden. Plötzlich horchten wir auf un-

Abb. 52:
Das Militärgericht in Danzig, in dem die Verhöre stattfanden u. auch Dr. Karl Roos im Oktober 1939 zum Tode verurteilt wurde

Abb. 53:
Die Zelle der z. Tode Verurteilten. In ihr saß Dr. Karl Roos von Oktober 1939 bis zum 7. Hornung 1940 in Ketten

Abb. 54:
Die Ortsgruppe 88, Eschburg, marschiert nach der Kundgebung

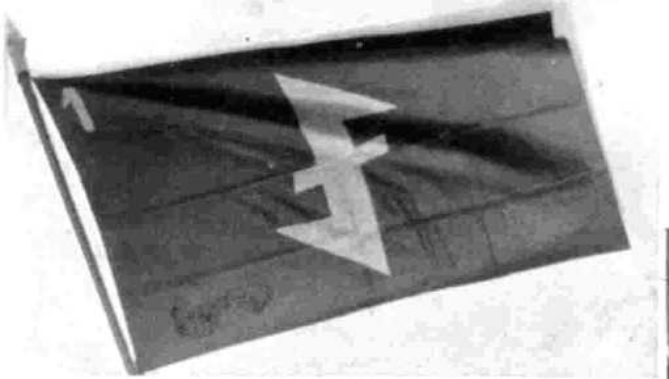


Abb. 55
Die schwarze Fahne mit der roten Wolfsangel. Die Gruppenfahne von Straßburg (Nr. 1)

Abb. 56
Erste Kundgebung nach der Befreiung (Zabern, Juli 1940)
Der Verfasser inmitten der alten Kameraden

ſeren Pritſchen auf: ein hölliſches Heulen und Sauſen war in der Luft, um dann von ſchwer ſchmetternden Einſchlägen gefolgt zu werden. Meine eiſerne, in den Boden eingemauerte Bettſtelle ſchaukelte dabei in dem immerhin nicht leicht gebauten Gefängnis ſo, wie ich es früher einmal nur bei einem Erdbeben erlebt hatte.

Das war der erſte Angriff deutſcher Kampfflugzeuge auf Danzig.

Am unheimlichſten wirkte das Pfeifen und Heulen der Bomben, die eine endloſe Zeit durch die Luft zu ſauſen ſchienen, bis ſie mit furchtbarer Gewalt aufſchlugen.

Ich glaube kaum, daß ſich jemand von uns ungeachtet der ziemlich heiklen Lage in dieſen verfluchten Zellen irgendwie aufgeregt hat. Wahrſcheinlich ſpielte auch das unbewußte Gefühl mit, daß deutſche Maſchinen nicht ausgerechnet uns ihren Ballaſt auf den Kopf werfen würden. Den Franzoſen aber war dieſer erſte Auftakt mächtig in die Glieder gefahren. Sehr richtig meinte ein elſäſſiſcher Aufſeher, als er mir am Morgen die Tür aufſchloß: „Jetzt iſt Krieg!", wozu ich noch vor dem Verſchwinden mit meinen Kleidern knurren konnte: „Ja, und die, welche mit aller Gewalt ihn haben wollten, werden jetzt merken, was es iſt!" —

In den erſten Tagen nach dieſem Angriff, bei dem Bomben ziemlich nahe ans Gefängnis fielen und eine andere um ein Haar das ganze Militärgericht mit allen Akten zum Teufel gehauen hätte, wurde der Alarm zu einer wahren Raſerei. Ich lachte oft laut in meiner Klauſe, wenn es nach dem erſten Sirenenton um uns herum lebendig wurde. Die guten Leute gerieten völlig aus dem Häuschen. Einmal zählte ich an einem Tag nicht weniger denn vierzehn Alarme. Man ſtelle ſich das ſtändige In-den-Keller-, aus-dem-Keller-Stolpern der ganzen Belegſchaft vor, den Radau und Spektakel, die Nervoſität und Verdattertheit — ein ſelbſt in ernſten Stunden unſagbar komiſches Schauſpiel.

Die Alarmiererei wurde ſo überſpitzt, daß die Behörden nach einiger Zeit auch merkten, daß es ſo nicht weiter gehen konnte, und überhaupt nicht mehr warnten.

Unterdeſſen aber überſtürzten ſich die Ereigniſſe. Am Pfingſtſonntagmorgen flüſterte mir der Gefangene, welcher die Treppe aufwuſch, als ich zur Promenade an ihm vorüberging, zu: „Die Deutſchen ſind in Holland und Belgien einmarſchiert!" Im ganzen Gefängnis ſummte es, wie in einem aufgeſcheuchten Bienenhaus. Stärkſtens erregt aber wanderten wir ruhelos in unſerem Käfig hin und her, der enger und drückender denn je ſchien. Die folgenden Tage waren wohl immer von neuen Nachrichten, die auf irgendeinem Wege zu uns gelangten, ausgefüllt, ſpannten uns aber auf eine wahre Folter. Wir wußten, daß jetzt die große Entſcheidung im Weſten fiel, und wir wußten auch, daß es für uns perſönlich ein Rennen um das Leben ſein würde, wobei wir ſelbſt zur furchtbarſten Untätigkeit verurteilt waren.

Auf den Schlachtfeldern fiel Schlag auf Schlag. Auf dem Militärgericht riſſen die Verhöre überhaupt nicht mehr ab. Als Termin für unſeren Hochverratsprozeß war zuerſt der Monat Mai, dann Juni und ſchließlich Juli vorgeſehen.

Während die Franzoſen ſich zuerſt noch über den deutſchen Einmarſch in Belgien freuten, würde er doch das „Weltgewiſſen" wieder zu Gunſten der Alliierten mobiliſieren und vor allem ihren Elitetruppen die erſehnte Gelegenheit geben, ſich mit den Deutſchen in offenem Felde zu meſſen, ſchlug dieſe Genugtuung bald um, als die Alliierten Belgien ſehr ſchnell wieder verlaſſen mußten, und der Krieg nach Frankreich ſelbſt vordrang. Ihre ganze Enttäuſchung und Beſtürzung konzentrierte ſich in Wutausbrüchen gegen den belgiſchen König, dem man nach hergebrachter Art Verrat vorwarf und die Schuld am geſamten Debakel zuſchob. Mußte man nicht den Kürzeren ziehen, wenn die Belgier die unerhörte Kühnheit beſaßen herauszufinden, daß ein weiterer Widerſtand ſinnlos war? Und dann die fünfte Kolonne! Was die Franzoſen, die ſich ſo gerne auf ihre Aufgeklärtheit berufen, in jenen Wochen mit Spionen, Fallſchirmjägern und anderen Ausgeburten der Nazitücke an Geſpenſterſeherei trieben, ſpottet jeder Beſchreibung.

Eines Tages raunte mir der Barbier mit allen Zeichen inneren Entſetzens beim Raſieren zu: „Sie wiſſen alles! Können Sie das verſtehen!? Vor wenigen Tagen hat Radio Stütgar angekündigt, daß Daladier nicht mehr lange an der Regierung ſei und geſtern iſt er zurückgetreten! Das geht nicht mehr mit rechten Dingen zu!" Auch ich machte ein erſtauntes Geſicht und meinte ebenſo leiſe, das ſei fürwahr eine tolle Sache ...

Das Volk war völlig verrückt geworden. Dazu kam noch, daß die Deutſchen mit einem Male überall waren und oft gerade dort auftauchten, wo man ſie am wenigſten erwartete. Frankreich iſt eben vom Tempo der modernen Zeit und beſonders vom Tempo und Weſen des modernen Krieges vollſtändig überraſcht und übertrumpelt worden.

Als wir die Deutſchen an der unteren Seine wußten, begannen wir den Atem anzuhalten. Im Juni waren die Verhöre am Militärgericht von Tag zu Tag erbitterter und fieberhafter geworden. Der Colonel Marcy begann immer deutlicher mit dem Pfahl auf den Schießſtänden von Champigneulles, wo Roos ſchon gefallen war, zu drohen. Wir wußten, daß über mindeſtens ſieben oder acht von uns, worunter in erſter Linie der Kolmarer Abgeordnete Roſſé, der Straßburger Abgeordnete Murer und der Schriftleiter der „Elſaß-lothringer Zeitung" Schall waren, der Stab im Voraus gebrochen war. Und erſt ſpäter erfuhr ich, wie man geläufig im Gefängnis davon ſprach, daß ich der nächſte Kandidat für die Todeszelle ſei.

In jenen Nächten wird öfter denn vorher auch vor dem inneren Auge

der anderen Kameraden ein Bild erſtanden ſein: wie im Rahmen einer bisher ſo feſt verſchloſſenen Tür eine graue Geſtalt im Stahlhelm auftauchen würde ...

Aber es ſollte noch anders kommen.

7.

Schon am Morgen des 14. Juni entſtand im Gefängnis eine ungewohnte Unruhe, die ſich gegen Mittag noch ſteigerte. Da man ſowieſo in der Zelle lernt, die Ohren zu ſpitzen und ſo Vorgänge wahrnimmt, die einem ſonſt völlig entgehen würden, durchzuckte auch mich plötzlich der ſehr unangenehme Gedanke: ſie räumen das Gefängnis!

An dieſe Möglichkeit hatte natürlich in den letzten Tagen jeder gedacht und wohl keiner ohne Unbehagen. Denn, ausgerechnet aus der immerhin noch eine gewiſſe Geborgenheit bietenden Zelle juſt in dem Augenblick nach draußen gezerrt zu werden, wo dort alles drunter und drüber ging, und das betrogene und kochende Volk nach Opfern ſchrie, war nicht gerade verlockend.

Kurz nach Mittag konnte kein Zweifel mehr beſtehen. Ich hörte, wie ſchon einzelne Gefangene aus den Zellen hinausbefördert wurden, und begann meine Habſeligkeiten zuſammenzupacken. Bald darauf wurde auch bei mir die Türe mit dem Befehl aufgeriſſen: „Fertigmachen!" Als ich einige Sekunden ſpäter meinen überſchüſſigen Tabak an einen elſäſſiſchen Kalfaktor verſchenkte und ihn fragte: „Wo ſind ſie?", hörte ich den Satz: „Seit heute Morgen marſchieren ſie in Paris ein!"

Ich weiß von ſonſt kühlen, harten Männern, denen bei dieſer Nachricht die Tränen über die hohlen Wangen rollten. — —

Als wir mit unſeren Säcken und Päcken unten antraten, ſahen wir uns alle zum erſtenmal, manche ſeit faſt einem Jahre wieder. Und wie hatten ſich die Kameraden und alten Bekannten verändert! Einige waren um zwanzig Jahre gealtert und aus den verhärmten, bleichen Geſichtern ſchauten Augen, die anders waren als früher.

Wir waren uns völlig darüber im Klaren, daß nun das Endrennen einſetzte, daß wir jetzt in die enge, dunkle Gaſſe mußten, an deren Ende wohl der Tag wie ein helles Pünktchen leuchtete, in die aber noch ſehr böſe Brocken während unſeres Durchrennens poltern konnten. —

Die gewöhnlichen Gefangenen waren ſchon fort und wurden wenig ſpäter bereits von einer deutſchen Vorausabteilung angehalten. Bei ihnen befand ſich auch der boshafte Oberaufſeher, der bis zum letzten Augenblick zu verbergen ſuchte, nach welcher Richtung die politiſchen Häftlinge abtransportiert waren. Nach einem umſtändlichen Appell wurden wir von bis an die Zähne bewaffneten Gendarmen im Hof in Empfang genommen und in drei bereitſtehende Autobuſſe verladen. Das

meiſte Gepäck mußte liegen bleiben und wurde nach unſerer Abfahrt geplündert. Die Wachmannſchaft war raſend, aus Angſt, weil ſie das Eintreffen der deutſchen Truppen fürchtete, und aus Wut, weil ſie in uns Mitglieder jener fünften Kolonne ſah, derem teufliſchen Wirken ſie das Unglück, das jetzt über Frankreich hereinbrach, zuſchrieb. Es hagelte Fußtritte und Kolbenſtöße, von geringeren Liebenswürdigkeiten und dem ſtändigen Herumfuchteln der Karabinermündungen vor unſerer Naſe gar nicht zu reden. Unſer Zug beſtand zum Teil aus wahren Jammergeſtalten. Am ſchlimmſten ſahen die Verurteilten in ihren Sträflingskleidern und insbeſondere zwei zum Tode verurteilte Elſäſſer, Lutringer und Baron von Reichenſtein, aus, die mit ihren dicken Fußketten wie Vieh von Schlächtern behandelt wurden. Außer den gefangenen Heimatrechtlern, im ganzen 16 Mann, wurden die großen Wagen mit politiſchen Gefangenen aller Art und Herkunft gefüllt. Luxemburger, Schweizer, Tſchechen, Italiener, Franzoſen und Deutſche waren kunterbunt durcheinandergewürfelt. Neben Agenten der verſchiedenſten Nachrichtendienſte ſaßen Offiziere, Nationalſozialiſten, Kommuniſten, Faſchiſten, Antifaſchiſten und Soldaten, die wegen Diebſtahls oder Notzucht ſchon ihre zwanzig Jahre Zwangsarbeit hatten.

Gegen fünf Uhr abends raſſelten die ſchwer beladenen Wagen mit ihrer Elendsfracht zum Tor des Gefängniſſes hinaus, das ſo lange hinter uns geſchloſſen geweſen war. Die verſchiedenſten Gedanken bewegten uns. Nun nahte die kritiſche Endphaſe unſerer franzöſiſchen Zeit. Unſere Lage war äußerſt düſter, ja faſt ausſichtslos. Wir mußten — das ergab die einfachſte Überlegung, und das offenbarte auch ſehr eindringlich die Haltung der Wachmannſchaft — uns jeden Augenblick auf das ſchlimmſte gefaßt machen. Unſerer großen Chance, von den Deutſchen befreit zu werden, gingen wir durch dieſe Verſchleppung in letzter Minute verluſtig, und würde uns doch eine ſchnelle deutſche Abteilung — woran wir damals natürlich kaum zu denken wagten — den Weg abſchneiden, machten uns die wutſchnaubenden Gendarmen, falls ihnen dazu noch Zeit blieb, alle nieder.

Aber wir waren doch wieder beiſammen und vor allem — die Deutſchen marſchierten ſeit dem Morgen in Paris ein! Mit Paris aber war das Syſtem, das uns entrechtet und bedrückt hatte, verloren. Und dieſe Gewißheit leuchtete aus jedem Blick, den ſich die Gefährten zuwarfen. Mochte kommen, was wollte: die Sache ſelbſt ſtand gut, und das war entſcheidend.

Vor und hinter uns in den Wagen ſaßen ſchwer bewaffnete Gendarmen mit drei Aufſehern. Unter den ſchlimmſten Drohungen war den Gefangenen unterſagt, miteinander zu reden, und wenn das Schreien und Fluchen nicht zu genügen ſchien, half der Gewehrkolben nach. So erhielten der Abg. Roſſé-Kolmar und Archivdirektor Brauner-Straß-

burg neben mir zwei brutale Stöße mit dem Kolben, weil ein wildgewordener Gendarm lediglich argwöhnte, daß ſie geflüſtert hatten.

Wie ein Traum dünkte uns, daß wir wieder durch eine grüne Landſchaft fuhren und bequem aus breiten Fenſtern ſehen konnten, die nicht vergittert waren. Nach einiger Zeit fiel uns auf, daß wir nicht nach Weſten, ſondern nach Süden und ſpäter ſogar faſt nach Südoſten hielten. Daraus war doch wohl zu entnehmen, daß die Deutſchen nicht von Lothringen und dem Elſaß, ſondern aus einer ganz anderen Richtung kamen!? Und ſchon begann man, beſonders als es langſam doch dunkel wurde und der Berſerker vor uns trotz aller Gegenanſtrengungen ſelber einnickte, die kühnſten Vermutungen zu ſpinnen und gegenſeitig leiſe auszutauſchen. Welch eine Wohltat war es, daß man ſich nun den alten Genoſſen wieder mitteilen konnte und ihre Stimme hörte.

Unterdeſſen rollten die Wagen immer weiter nach Süden. Als wir im Departement „Vogeſen" in der Nähe des Ortes vorbeifuhren, wo meine Familie nach der Ausweiſung untergekommen war, dachte ich wehmütig an ſie, ohne zu ahnen, daß meine Frau nur wenige Tage ſpäter, aber ſchon durch die deutſchen Truppen hindurch, mit ihrem Wagen nach Nanzig eilen würde, um das Gefängnis — leer anzutreffen. Ständig überholten wir Fahrzeuge jeder Größe und Konfektion, die, mit allerlei Habſeligkeiten beladen, in der gleichen Richtung fortſtrebten. Unaufhörlich brauſten Privatautomobile an uns vorüber, die, ebenfalls ſchwerbepackt, das Weite ſuchten. Gewöhnlich war noch eine Matratze auf das Verdeck geſchnürt. Vom atemloſen Schieber einer alten Kinderkutſche bis zum Beſitzer der längſten Luxuslimouſinen war alles auf dem Wege, um ſich vor den anrückenden Deutſchen irgendwohin in Sicherheit zu bringen. Fort! Nur fort! war die Parole von Millionen Franzoſen, die in jenen Tagen ein paniſcher Schrecken über die Straßen hetzte. Das war das Ergebnis der Greuelpropaganda, die ſich bis zum Ausbruch des Krieges und auch nachher über alle Menſchen in Frankreich ergoß. Ihre Urheber fielen nun in ihre eigene Grube.

Auf dem Wege trafen wir natürlich auf zahlreiche Truppen, die jedoch einen ſehr gedrückten Eindruck machten. Vielfach waren neue Steinbarrikaden auf den Straßen. Daraus und aus dem Tempo des Flüchtlingsſtroms ſchloſſen wir, daß die Deutſchen ſchnell nachſtoßen mußten. Ungeachtet unſerer alles anderen als roſigen Situation empfand ich angeſichts dieſer tollen Jagd eine grimmige Genugtuung.

Unſere Wagen fuhren ohne Aufenthalt den ganzen Abend und die ganze Nacht hindurch. Nur, wenn eine Wache nach den Paſſierſcheinen fragte, wurde kurz geſtoppt, um ſofort in beſchleunigtem Tempo weiter zu haſten. Wegen der Inſaſſen wurde grundſätzlich nicht gehalten. Wer die Bitte zu äußern wagte, man möchte ihn einen Augenblick lang austreten laſſen, erfuhr in höhniſchem Ton und mit den entſprechenden

Geſten der Gewehre, daß er ſich zuſammennehmen oder in die Hoſen machen ſolle. Manche Männer haben in dieſer Nacht ſchlimme Qualen ausgeſtanden.

Um ſieben Uhr morgens rollten die Buſſe vor das Gefängnis in Dijon, wo wir untergebracht werden ſollten, aber aus den Mienen und den Geſten der Beamten bald entnehmen konnten, daß auch dieſe Vögel ſich ſchon auf dem Äſte lüpften. Hier gab es wenigſtens die erſte Pauſe, um die Wagen zu verlaſſen, während unſere Begleiter mit einem ordentlichen Frühſtück verſorgt wurden. Dann ging es ohne Verzug weiter nach Süden. Gegen Abend des 15. Juni trafen wir in Lyon ein, wo unſere Wagen zuerſt vor den beiden Strafanſtalten St. Joſeph und St. Paul, einem Gefängnis und einem Zuchthaus, die wie zwei finſtere, viereckige Zwingburgen in der Stadt liegen, warten mußten. Raſch ſammelte ſich eine immer größer werdende Menge um die Fahrzeuge, die, als ſie uns näher betrachtete und von den Gendarmen gehört hatte, daß wir „verkaufte Verräter" ſeien, in Schmäh- und Drohrufe ausbrach. „Il faudrait les griller comme des rats"[1]), meinte eine gefühlvolle Matrone vor meinem herabgelaſſenen Fenſter, während Gendarmen ſelbſt halblaut über die geeignetſte Weiſe ratſchlagten, wie man uns nacheinander kalt machen könnte.

Der Aufenthalt in dem rieſigen Gefängnis von Lyon mit ſeinen endloſen Galerien und zahlreichen Stockwerken von Zellen ſtellt wohl das übelſte Erlebnis unſerer ganzen Gefangenſchaft dar. Zuerſt wurden wir im Hof ſtundenlang in lange Reihen mit dem Geſicht gegen die Wand geſtellt, während Soldaten mit geladenem Gewehr in unſerem Rücken antraten. Dann kamen wir nach einer überaus ſchmählichen Behandlung wenigſtens zu drei, vier Mann in einen Raum. Die Zellen ſtarrten vor Schmutz und wimmelten von Ungeziefer, wie ich es weder vorher noch nachher auch nur annähernd wieder angetroffen habe.

Da uns auch die letzten Habſeligkeiten abgenommen worden waren — das Ausziehen und Abtaſten dieſer menſchlichen Elendsherde im großen Vorraum des Gefängniſſes war ſchamlos —, mußten wir mit dem ſaueren, ungebackenen Schwarzbrot zuerſt die Eſſensreſte unſerer unbekannten Vorgänger notdürftig aus den Blechnäpfen wiſchen und löffelten dann mit derſelben Brotrinde die Reisbrühe, die es ohne Abwechslung während der ganzen Tage in Lyon gab.

Bei mir ſaßen ein Soldat, der wegen kommuniſtiſcher Propaganda in der Maginotlinie feſtgenommen worden war, und ein Luxemburger, der ſchon im letzten Krieg als Offizier auf deutſcher Seite gekämpft hatte. Der Kommuniſt ſtand während der ganzen Nacht auf dem Sche-

[1]) „Wie die Ratten müßte man ſie röſten."

mel, weil ihn dort die Wanzen weniger erreichten, die ihn faſt umbrachten. Die ſchmutzigen Strohſäcke waren von den kriechenden Käfern rotbraun geſprenkelt und die Wände voller Blutkleckſe von den Schlachten, die vor uns nicht weniger gepeinigte Gefangene dieſem widerlichen Ungeziefer geliefert hatten. Aus den Erzählungen des Kommuniſten, der mit ſeinen Genoſſen im Gegenſatz zu uns mit dem Aufſichtsperſonal und ſogar mit der Wachmannſchaft immer ſchnell in Fühlung kam und daher ſtets das Neueſte wußte, ergab ſich ein aufſchlußreiches Bild von den Zuſtänden und der Stimmung in der franzöſiſchen Front. Der Luxemburger ſollte am Tage nach unſerem Abtransport in Nanzig zum Tode verurteilt werden. Mit anderen Landsleuten, die als deutſch oder deutſchfreundlich geſinnt bekannt waren, wurde er innerhalb der wenigen Stunden, während derer die Franzoſen bei Beginn der Weſtoffenſive in das Großherzogtum vorgeſtoßen waren, aus dem Haus geholt und fortgeſchleppt. Das 2. Büro hatte längſt im Voraus im neutralen Luxemburg alle notiert, die Frankreich nicht genehm ſchienen. Nach ärgſten Mißhandlungen ſollten nun dieſe Gefangenen ihre politiſche Überzeugung mit dem Leben büßen. In Châlons an der Marne hatten ſich die Aufſeher ein Spezialvergnügen daraus gemacht, ſie in ihren Zellen mit Schläuchen zu beſpritzen. Faſt ſiebzigjährige Männer zeigten uns noch nach vielen Wochen an ihren Beinen die Narben und Male von den Fußtritten und Schlägen der Poliziſten, Wachpoſten und Aufſeher. Durchſchnittlich bewahrten aber dieſe Luxemburger, unter denen prächtige Nationalſozialiſten waren, eine ſehr gute Haltung.

Am Sonntag, dem 16. Juni, wurde ein Teil unſeres Transportes aus den Zellen geholt. Darunter befanden ſich auch die meiſten Elſäſſer und Lothringer, von denen wir in der Folge nichts mehr hörten. Am 17. Juni wurden auch wir unter „Obhut" eines Kommiſſars, der uns bei der geringſten Regung wieder das Niederknallen ankündigte, mit Stößen und Fußtritten in einen großen Zellenwagen gepfercht, in dem auf beiden Seiten gleich ſtehenden Särgen kleine Abteile eingerichtet waren, die knapp Raum für einen Mann boten und jetzt mit zwei, durch eine Handſchelle aneinandergefeſſelten Gefangenen gefüllt wurden. Während der eine ſich in ſchiefer Stellung gegen den Sitz lehnte, den er aber nicht einnehmen konnte, weil er kein Platz für die Füße gehabt hätte, lag der andere halb auf ihm, ſo daß beide in dem engen, nur mit einigen winzigen Luftlöchern verſehenen Blechverſchlag, auf den die ſüdfranzöſiſche Sonne unbarmherzig brannte, faſt erſtickten.

So ging dieſe ſchwere Fahrt Stunde um Stunde. In den Käſten ergaben ſich die aufeinandergepreßten Gefangenen oder verloren zeitweiſe das Bewußtſein, während zwei korſiſche Aufſeher, die uns von Nanzig ab begleitet hatten, im Mittelgang ihren Mundvorrat aßen und

„Pinard“ [1]) tranken. Bei mir ſtak ein wiederholt vorbeſtrafter Zuchthäusler.

Nach einer erſten Etappe, die uns endlos erſchienen war, hielt der Sargwagen längere Zeit, und wir hörten, wie es ſich die Begleitmannſchaft, die offenbar bei Bekannten eingekehrt war, am Straßenrande gut ſein ließ. Die Gefangenen erhielten ſchließlich auch einen Becher Waſſer und begannen dann, als unſere Begleiter immer noch draußen weiter zechten, ſich gegenſeitig die Neuigkeiten durch die engen Schalter zuzurufen. Einer wollte wiſſen, daß die Deutſchen in Richtung Kolmar auch über den Rhein gegangen und ſchon durch die Vogeſen geſtoßen ſeien. Mit der letzten Anſpannung unſerer Sinne aber lauſchten wir plötzlich auf das Geſpräch auf der Straße, wo ein Kind gerufen hatte: „La guerre est finie“ [2]) und ein Erwachſener bemerkte: „Le maréchal Pétain a demandé l'armistice.“ [3]) Aus weiteren Worten und beſonders dem Ton der Unterhaltung mußten wir ſchließen, daß es mit dem franzöſiſchen Widerſtand zu Ende war. Das ließ uns unſere Lage leichter erſcheinen.

Zu einem weiteren, lebhaften Meinungsaustauſch durch die Zellentüren blieb aber keine Zeit, denn die Fahrt ging endlich weiter. Nach wieder vielen Stunden hielten wir in einem neuen Gefängnishof, dem von Valence. Wenn uns das Öffnen der Blechabteile geradezu als Erlöſung erſchien, ſo freuten wir uns noch viel mehr, als wir alle zuſammen in einen großen Saal kamen. Von den Heimatrechtlern waren nur noch Schall, Hauß und Schlegel bei meinem Transport. Aus dem zerlegenen Stroh auf den Steinflieſen unſeres Raumes ſchloſſen wir richtig, daß unſere Kameraden des erſten Transportes vor uns hier übernachtet hatten. Nun konnten wir nach langer, langer Zeit uns zum erſten Mal zwanglos und ungehindert ausſprechen. Auf dem Stroh lag eine bunte Geſellſchaft. Wir rechneten aus, daß in dem Raum Verurteilte oder ſichere Kandidaten für mindeſtens zwanzig Hinrichtungen und mehrere Jahrhunderte Zwangsarbeit verſammelt waren.

Hier erfuhren wir auch zum erſtenmal Einzelheiten über den bisherigen Verlauf des Krieges in Polen und im Weſten, weil viele Mitinſaſſen erſt vor kurzem verhaftet worden waren. Beſonders die Luxemburger konnten uns von der neuen deutſchen Bewaffnung, den neuen Kampfmethoden, beſonderen Einzeltaten und neuen Männern erzählen, deren Namen damals im Reich längſt in aller Munde war. Das Erzählen ging immer ſpät in die Nacht hinein, und manchmal vergaßen wir über dem Unfaßbaren und Erſtaunlichen, das uns die guten Genoſſen berichteten, faſt die Mauern und Gitter. Dann aber kehrte das

[1]) Soldatenausdruck für den dicken franzöſiſchen Rotwein.
[2]) „Der Krieg iſt aus.“
[3]) „Marſchall Pétain hat um Waffenſtillſtand gebeten.“

Geſpräch naturgemäß wieder auf die Frage zurück, die jeden Gefangenen zuerſt bewegt: die ſeiner Freiheit. Würde man uns noch zur Aburteilung nach Bordeaux ſchleppen, wohin, wie inzwiſchen bekannt geworden war, das Nanziger Kriegsgericht mit unſeren Akten geflohen war? Oder würden uns, was ganz phantaſtiſch erſchien, die Deutſchen oder Italiener noch erreichen? Oder würden uns die Franzoſen am Ende laufen laſſen, wenn der Krieg doch fertig war? Aber war der Krieg tatſächlich fertig? Und würde man nicht am Ende den Zorn und die bittere Enttäuſchung über dieſe Entwicklung der Dinge doch noch an uns wehrloſen politiſchen Gefangenen auslaſſen?

Auch in Valence wurden wir nicht gerade verwöhnt. Es gab nichts als zweimal täglich einen Napf warmes Waſſer, auf dem einige Kohlblättchen und ein kleiner Ölfleck ſchwammen. Zum Glück ſtillte das Brot etwas unſeren Hunger. Der Raum, in dem vielleicht vierzig Gefangene dicht nebeneinander auf Stroh lagen, enthielt als einziges Mobiliar einen kleinen Beſen, einen Waſſerkrug und die große Tonne für alle anſtatt des Einzelkübels der Zelle. Aber an dieſe etwas eigenartigen Formen menſchlichen Zuſammenlebens gewöhnt man ſich ſchnell. Überdies waren wir ja keine Neulinge mehr. Ab Valence hatten wir nur einen Wunſch: nicht mehr weiter verſchleppt zu werden.

Als wir nach einigen Tagen ſchon mit einem längeren Verharren zu rechnen begannen, wurden wir plötzlich erneut herausgeholt. Eine friſche Begleitmannſchaft hielt dabei die Menge zurück, die ſich um unſere Wagen drängte. Zum Glück waren es gewöhnliche Reiſe-Autobuſſe, und wir wurden auch nicht gefeſſelt. Wieder ging die Fahrt Rhoneabwärts nach Süden. Als wir Avignon hinter uns hatten und immer noch links des Stromes blieben, wurde uns bei dem Gedanken etwas ſchwül, daß wir am Ende nach Afrika verſchifft werden könnten. An uns vorbei nämlich brauſte mit Vollgas ein ununterbrochenes Band von Kraftwagen der Gendarmerie, die alle nach dem Kriegshafen Toulon wollten. Bei näherem Zuſehen merkten wir, daß es ſich um Gendarmen aus den franzöſiſchen Oſtprovinzen handelte. So preſchte die ganze elſäſſiſche Gendarmerielegion in wilder Flucht neben uns durch. Auf ihren Fahrzeugen aller Größen und Marken ſchleppten ſie noch einige Möbel, die Schreibmaſchine und einige Aktenbündel mit zum Mittelmeer. So ſah ich den letzten Ausdruck franzöſiſcher Herrſchaft in der Heimat fern im Süden vor mir entſchwinden. —

Nie in meinem Leben hatte ich ſoviele Gendarmen beiſammen geſehen. Da ſie — zumindeſt theoretiſch — als letzte das Feld räumen ſollten, mußte im Elſaß ſchon alles aus ſein mit unſeren bisherigen Herren. Nach einiger Zeit erhielten wir auch die Beſtätigung; wir hörten, wie einer der uns bewachenden Gendarmen einem kommuniſtiſchen Gefangenen erzählte, er käme ſelbſt aus dem Elſaß. Ob Straßburg ſchon

von den Deutſchen beſetzt ſei, wiſſe er nicht, aber jedenfalls ſeien dieſe über den Rhein und die Vogeſen, hätten die franzöſiſchen Armeen in der Maginotlinie abgeſchnitten und bewegten ſich mit ſchnellen Truppen hinter uns an der Rhone hinunter. Er ſelbſt wundere ſich, daß er durchgekommen ſei, da er mit ſeiner Truppe mehrmals von allen Seiten ſchon von Deutſchen umgeben geweſen ſei. Jetzt war uns auch klar, warum wir von Valence fortmußten: die Deutſchen hatten wahrſcheinlich Lyon ſchon überholt und näherten ſich immer mehr!

Und wir wurden immer weiter geſchleppt!!

In unregelmäßigen Abſtänden bewegten ſich auf unſerer Straße müde kleine franzöſiſche Verbände in entgegengeſetzter Richtung, oder ſie lagen ſtumpf im Graben.

Gegen Abend erreichten wir Tarascon und bogen bei dieſer Stadt nach Weſten über die große Rhonebrücke, an deren Hängeſeilen Pioniere eben die Sprengladungen feſtmachten. Die Franzoſen ſchrieben ihr erſtes Unglück Anfang Mai einigen Brücken zu, die nicht rechtzeitig geſprengt worden wären, und haben in der Folge dieſe angebliche oder tatſächliche Unterlaſſung gründlich nachgeholt. Auch wo eine Brücke nur einen Graben überquerte und ihre Zerſtörung ohne jeden militäriſchen Sinn war, mußte ſie in die Luft, und zwar gewöhnlich mit derartigen Ladungen, daß noch die benachbarten Häuſer mitflogen.

Tarascon als typiſche Verkörperung des ruhmredigen „Midi" und Stadt der Helden in der Weſtentaſche ſpielt in der franzöſiſchen Literatur eine etwas komiſche Rolle. Ganz dem entſprach denn auch der „Brückenkopf", den das offenbar letzte Aufgebot von dunkelhaarigen Kriegern aus dem Süden auf dem Oſtufer des Stromes gebildet hatte. Wir konnten ein Lächeln nicht unterdrücken, als wir die martialiſchen Leute mit großen Gewehren, Weinflaſchen und Sardinenbrot die deutſchen Angriffsdiviſionen erwarten ſahen. Da dieſe vorher freiwillig umkehrten, bekam die Armee von Tarascon leider nie Gelegenheit, ihre heiße Bravour an den Mann zu bringen. Geradezu grotesk waren auch die Sperren aus leeren Teerfäſſern, die gegen die deutſchen Panzer auf den Straßen errichtet waren. Man merkte es dieſer leicht aufgeregten, beweglichen Bevölkerung an, daß ſie ſeit langem keinen Krieg mehr in der Nähe geſpürt hatte.

Bei Anbruch der Dämmerung rollten wir in Nimes, der alten Römerſtadt, ein. Mit gemiſchten Gefühlen dachte ich beim Anblick der noch ſehr gut erhaltenen Arena an die Zeit, genau zwei Jahre früher, wo ich mit meiner Frau dieſes Gebäude etwas ungezwungener beſichtigt hatte. — — Da das Gefängnis überfüllt war, wurden wir in das feſtungsähnliche, über der Stadt liegende Zuchthaus gebracht und dort in einem kellerähnlichen Gewölbe, das als Luftſchutzraum diente, eingeſperrt. Zur Begrüßung kündigte uns der Direktor, ein waſchechter

Südfranzoſe, in einer donnernden Standrede die Baſtonnade an. Das Zuchthaus wirkte unheimlich. Als wir durch eine Unzahl von Toren, Mauern und Gewölben gerattert waren, klang uns als erſtes das Klipp-Klapp der Zuchthäusler entgegen, die in ihren Holzſchuhen genau im Takt marſchieren müſſen. Alle, die wir ſahen, wirkten nicht weniger unheimlich als das Haus. Es befanden ſich alte Männer darunter, die vielleicht ſchon zehn, zwanzig Jahre hier zubrachten und in deren Geſichter mit den Stoßvogelaugen dieſes Leben tiefe, ſcharfe Furchen gegraben hatte.

Zu dem Gewölbe gehörte ein Abort in einem unſagbaren Zuſtand, den wir zuvor ſäuberten, ſo gut das eben ging. Waſſer wurde uns in ein Faß geſtellt, das ſtark nach Mottenpulver roch. Trotzdem gingen während der Tage, die wir in Nimes zubrachten, die Gefangenen immer wieder an das ſcheußliche Waſſer, weil ſie damit Gelegenheit fanden, von der Bank aufzuſtehen. Ein Aufſeher war nämlich am Morgen nach unſerer Ankunft, nur um uns zu quälen, auf den Gedanken gekommen, uns nicht in dem Gewölbe frei bewegen oder doch wenigſtens liegen zu laſſen, ſondern zwang uns, den ganzen Tag ſtill und ſchweigſam wie die ABC-Schützen nebeneinander auf niederen Bänken ohne Lehne zu ſitzen. Nach ein, zwei Stunden wird dieſe Haltung ſehr beſchwerlich. Trotzdem durfte es ſich niemand während der ganzen Zeit bequemer machen, und Kameraden, die aus Schwäche oder weil ihnen ſonſt unwohl wurde, vergeblich um die Erlaubnis baten, ſich eine Stunde ausſtrecken zu dürfen, waren genötigt, weiter ſitzen zu bleiben und mußten, ſo gut es ging, von ihren Nebenmännern geſtützt werden. Obſchon das Gewölbe abgeſchloſſen war, wachten ſtändig mehrere Aufſeher darüber, daß wir weder aufſtanden noch miteinander flüſterten. Durch die Gittertür aber grinſten arabiſche Wachpoſten, welche mit der Hand die Geſte des Gurgeldurchſchneidens machten oder in unmißverſtändlicher Weiſe an den Abzügen ihrer Gewehre hantierten.

Eine wahre Wohltat war es, wenn der Abend kam, und wir uns nach einem langen Sitztag hinlegen konnten.

Dann verſchwanden auch die Wärter, und wir konnten uns wenigſtens leiſe unterhalten.

In jenen Tagen merkte ich zum erſtenmal manchen Kameraden an, daß ſie körperlich dieſes Leben nicht mehr allzulange würden ertragen können.

Doch auch in dieſem düſteren Zuchthaus, in dem ein eiſiger Wind wehte, blieben wir nicht lange. Eines Nachmittags mußten wir vor unſerem Gewölbe antreten und uns wieder zwei und zwei mit ſchweren Eiſenbändern, die mit einem Schlüſſel zugeſchraubt wurden, aneinanderfeſſeln laſſen. So etwa müſſen die Sklaven des Altertums aneinandergeſchloſſen worden ſein, und ich nehme an, daß auch dieſe In-

ſtrumente, wie alles in dem Zuchthaus, aus längſt verfloſſenen Jahrhunderten ſtammten. Einem Tſchechen, der als letzter im Glied übrig blieb, wurden die beiden Hände ſo zuſammengeſchraubt, daß er ſich überhaupt nicht mehr regen konnte. In unſerer bunten Horde befand ſich auch ein Oberleutnant, der auf dem Rückzug im Gegenſatz zu tauſend anderen das Pech hatte, von einem böſen Vorgeſetzten aufgegriffen zu werden: von Valence ab wurde er mit einem mindeſtens ebenſo harmloſen belgiſchen Korporal mitgeſchleppt und erhielt in Nîmes, genau wie wir alle, die Eiſenfeſſel um das Handgelenk. Keinem der Beamten kam der Gedanke, daß dies bei einem nicht degradierten Offizier in voller Uniform doch einfach unmöglich ſein mußte. Auch dies iſt bezeichnend.

Nach einer längeren Fahrt mit unſeren Wagen über Montpellier durch das franzöſiſche Weinland kamen wir wieder bei Nacht in das Gefängnis von Carcaſſonne. Vorher waren wir bei Sète hart am Meere hingefahren, und wohl kaum in meiner ganzen Gefangenſchaft habe ich die Unfreiheit ſo ſchmerzlich empfunden wie an jenem Abend, wo die untergehende Sonne auf das weite, ſonſt leuchtend blaue Meer ein wunderbares Farbenſpiel zauberte und wir ganz in der Nähe mit eiſernen Bändern am Arm einem unbekannten, gewiß nicht freundlichen Beſtimmungsort entgegengeſchleppt wurden.

Auch in Carcaſſonne begann es bei der Viſitation mit Schlägen. Sonſt aber war dieſes Gefängnis neu und ſauberer als die Anſtalten, die wir bis dahin kennen gelernt hatten. Zuerſt kamen wir zu mehreren in Einzelzellen, dann in größere Räume, dann wieder ganz allein in Einzelzellen, und ſchließlich wieder zu mehreren in eine Zelle.

Am ſchwerſten waren die Tage, wo wir wieder allein in der Einzelzelle ſaßen, dieſes Mal aber längſt nichts mehr zu rauchen, nichts zu leſen oder zu ſchreiben und auch nichts zu arbeiten hatten. Da man ſich während des Tages nie auf die hoch geklappte Pritſche legen darf, mußten die Stunden mit Sitzen auf dem Schemel, Herumwandern in der Zelle, dem langſamen Aufeſſen des Brotes und dem Trinken des Waſſers buchſtäblich totgeſchlagen werden. Obſchon wir die Einſamkeit und die Haft gewohnt waren, wollte ſie uns jetzt ſchier unerträglich vorkommen. Wir waren körperlich nicht nur ſehr heruntergekommen, ſondern vergingen allmählich vor fiebernder Ungeduld. Was ging draußen eigentlich vor ſich? Der Krieg konnte doch nicht andauern! Warum kümmerte ſich niemand um uns? Hatte man uns denn vergeſſen? Aber das war doch unmöglich, da unſere Angehörigen und Freunde alles für uns tun würden. Oder waren ſie am Ende nicht mehr am Leben oder doch nicht in der Lage, etwas für uns zu unternehmen?

Auf dem Wege durch das Rebland, wo unſere Bewacher über die Reſte der Belgier ſchalten, die im Süden in Ruhe lagen, während die

Franzoſen an der Saone und Loire die letzten Kämpfe ausfochten, hatten wir wieder vom Waffenſtillſtand reden hören, und daß die deutſchen Bedingungen von den Franzoſen abgelehnt worden ſeien. Unſere Zweifel aber wurden behoben, als man in der Halle des Gefängniſſes die blaue Verdunkelungsfarbe von den Scheiben wuſch. Alſo mußten doch die Feindſeligkeiten eingeſtellt ſein. Schließlich flüſterte mir ein überaus ängſtlicher Strafgefangener, der uns jede Woche den Bart mit der Maſchine ſchor, auf meine Frage zu, daß tatſächlich Waffenſtillſtand ſei. Auf meine zweite Frage: „Et l'Alsace-Lorraine?“ [1]) wußte er keine Antwort. Auch wenn man bei der Promenade den einen oder anderen Gefangenen antraf, erfuhr man nicht mehr. So kamen wir nicht aus unſeren Zweifeln und fragten uns manchmal, ob nicht am Ende wieder auf das Elſaß verzichtet worden ſei. Es war eine böſe Zeit, denn allmählich rückte der Monat Juli vor, und immer noch ſaßen wir ohne die geringſte Verbindung mit der Außenwelt feſt. Auch das Perſonal hüllte ſich hartnäckig in Schweigen.

Mehr denn einmal zog ich mich am kleinen Fenſter hoch, um zu ſehen, welche Züge ſich auf der entfernten Bahn und nach welcher Richtung ſie ſich bewegten. Als Paul Schall neben mich kam, konnten wir uns wenigſtens durch Klopfzeichen unterhalten. Außer dem in Danzig gebräuchlichen Syſtem probierten wir nun ein beſſeres Verfahren aus, das wir kurz zuvor von einem alten Bolſchewiken gelernt hatten. Er war vor den „Faſchiſten“ durch halb Europa geflohen und nun durch ein merkwürdiges Pech von den Franzoſen mitſamt derartigen „Faſchiſten“ verſchleppt worden. Schon 1905 hatte er Schlüſſelburg und dann den Konvoi nach Sibirien kennengelernt und durfte daher als Spezialiſt gelten. Sein „Schlüſſelburger Klopfſyſtem“ bewährte ſich dann auch ſehr gut. So konnten wir uns beſonders nach dem letzten Schließen ab ſechs Uhr abends noch über das unterhalten, was uns bewegte und quälte. Lag man nämlich auf der Pritſche, vermochte man unauffälliger mit der ſcheinbar achtlos an der Wand liegenden Hand die Klopfzeichen zu geben und konnte auch aufmerkſamer die Antwort hören.

Mein Zellennachbar wird noch an den Abend denken, wo ich ihm in einer Stunde der Gedrücktheit hinüberklopfte: „Siehſt du die Fahne auf dem Münſter?“

Ein ſolcher Verkehr ſcheint auf den erſten Blick ſchwierig, aber mit etwas Übung wird die Unterhaltung fließend, und der Gefangene hat ja Zeit genug. Die Zeit erfährt überhaupt bei dem ſeiner Freiheit beraubten Menſchen eine völlig andere Wertung. Der Außenſtehende weiß auch nicht, was in dem Wörtchen „Geduld“ ſteckt. Seitdem ich ſelbſt im Gefängnis war, verſtehe ich, daß man zum Beiſpiel ſechs Monate

[1]) „Und was iſt mit Elſaß-Lothringen?“

darauf verwenden kann, mit einem Nagel ein Loch von zehn Zentimeter Tiefe in eine Mauer zu scharren.

Anfang Juli erfuhr unsere Lage, die in der Einzelzelle immer schwerer wurde, insofern eine Erleichterung, als wir nochmals zusammengelegt wurden. So teilte ich die letzten Tage meine Zelle mit P. Schall und dem reichsdeutschen Journalisten Baron, der später über sein Zusammensein mit Dr. Karl Roos berichtet hat. Was ist in dieser Zelle zusammenvermutet, kombiniert und — phantasiert worden! Die angeregte Unterhaltung, nicht zuletzt über politische Fragen, wobei oft das zukünftige Schicksal des Elsasses im Vordergrund stand, ließ uns die Wartezeit, in der unsere Ungeduld von Tag zu Tag wuchs, etwas kürzer erscheinen. Lästig war nur allmählich auch, daß wir durch das mangelhafte Essen von Tag zu Tag körperlich mehr herunterkamen. Da wir unser Geld in Nanzig verloren hatten, konnten wir uns auf dem ganzen Transport und auch in Carcassonne nicht die geringste Eßware kaufen, von Tabak oder Zigaretten ganz zu schweigen. Die drei Insassen unserer Zelle litten zum Glück nicht allzu sehr unter dem Mangel an Tabak, aber schon in Valence habe ich erlebt, was es für einen leidenschaftlichen Raucher bedeutet, plötzlich keine Zigarette mehr zu besitzen. Dort gingen die letzten von Mund zu Mund, damit jeder noch einmal den Rauch durch die Lunge ziehen konnte, und wenn ein verschwenderischer Raucher den Stummel wegwarf, stürzten sich noch drei oder vier Liebhaber auf das glimmende Restchen, das vielleicht noch zwei, drei kleine Züge ermöglichen würde.

8.

Um den 10. Juli herum wurden die verschiedenen Volksgruppen gesondert registriert. Daraus folgerten wir, daß jetzt von außen her etwas für uns im Gange sein müsse.

Eines Nachts rasselten die Schlüssel, und der Leiter des Gefängnisses nahm Baron, der in Sträflingstracht stak, Maß für andere Kleider! Unsere Freude war unbändig, denn nun konnte kein Zweifel mehr bestehen, daß unser Zellengenosse, der, zum Tode verurteilt und später zu lebenslänglicher Zwangsarbeit begnadigt, unendlich viel durchgemacht hatte, und mit ihm alle reichsdeutschen Volksgenossen ausgeliefert wurden. Wir beglückwünschten den Gefährten, wie das wohl nur in der Zelle möglich ist, besprachen auch seine nötigen Schritte für uns bei den deutschen Behörden und verabschiedeten uns von ihm, da, wenn einmal die Riegel klirren, keine Zeit zu langen Reden mehr ist. Tatsächlich verging kaum eine Stunde, und Baron wurde noch mitten in der Nacht abgeholt. Aufgeregt, voller Freude über die günstige Wendung der Lage für unseren bisherigen Zellengenossen, etwas traurig, daß wir noch eingeschlossen blieben, aber doch voller Hoffnung, daß nun auch für uns

die ſo inbrünſtig erſehnte Stunde der Befreiung bald ſchlagen würde, wachten wir bis zum Morgen. Wir wechſelten dann nochmals die Zelle und erlebten in den folgenden Tagen, als immer noch nichts geſchah, wiederum Stunden der Zweifel und Unruhe. Nicht erholend wirkte dabei ein ſonſt braver Zellengenoſſe, der von der fixen Idee beſeſſen war, daß der Mond demnächſt auf die Erde fällt und uns dieſen Vorgang Tag und Nacht, wo wir ſeinem Geſpräch ja nicht entfliehen konnten, mathematiſch vordemonſtrierte. Man muß ſich vorſtellen, wie ſowieſo ein Gefangener ſtundenlang ſeinem Zellengenoſſen an den Fingern vorrechnet, daß ſchon längſt irgendetwas ſich hätte zeigen müſſen und daß insbeſondere die ſeit dem Abgang der Reichsdeutſchen verfloſſene Friſt ein weiteres Andauern dieſer Wartezeit einfach unerklärlich mache. Gegen Abend haben ſich die Gefangenen dann ganz konfus und in eine Verfaſſung vermutet, daß ſie an den Wänden hochgingen, wenn ſie dazu nicht zu ſchlapp wären.

Wir konnten ja nicht wiſſen, daß deutſcherſeits alles getan wurde, um unſer möglichſt ſchnell habhaft zu werden, die franzöſiſchen Stellen aber dieſe Nachforſchungen, wo ſie konnten, erſchwerten und durchkreuzten. Angefangen vom Nanziger Oberaufſeher, der, als er auf freier Strecke mit ſeinem Zug von deutſchen Truppen geſtellt wurde, überhaupt nichts wiſſen wollte, bis zu dem Zuchthausdirektor in Nîmes, der natürlich auch noch nie etwas von uns gehört hatte, taten ſie alles, um unſere Spur zu verwiſchen. Major Dehmel, der Führer eines deutſchen Sonderkommandos, war ſo auf unſerer Fährte bis Nîmes vorgeſtoßen, wo ihm ebenfalls verheimlicht wurde, nach welcher Richtung man uns geſchleppt hatte. Da die Gefangenen in verſchiedenen, zum Teil kleinen und abgelegenen Gefängniſſen ſaßen, war die Suche doppelt ſchwierig.

Gegen Mitte Juli erging plötzlich die Frage, ob wir zu den „autonomistes alsaciens" gehörten. Am Nachmittag des 15. Juli wurde uns zu einer völlig ungewohnten Stunde der Bart geſchoren. An demſelben Abend riß ein Aufſeher die Zelle auf und rief wütend: „Hitler vous reclame. Allez!"[1]) Die vier Elſäſſer kamen noch einmal in den Raum, den wir zu Anfang ſchon belegt hatten. Das war unſere letzte Nacht im Gefängnis, in der wir wenig geſchlafen haben. Am frühen Morgen empfingen wir unſer reſtliches Gepäck und wurden, zum letzten Mal paarweiſe zuſammengekettet, von zwei Gendarmen zur Bahn geführt. Die Sonne ging mit wunderbarem Lichte in dieſem Land des Südens auf, während ſich das mittelalterliche Carcaſſonne dunkelviolett und in ſcharfen Umriſſen gleich einer Stadt aus längſt vergangener Zeit vor dem blaßgrünen, unvergleichlich leuchtenden Himmel abhob.

---

[1]) „Hitler fordert euere Auslieferung. Los!"

Der Gang war lang und unbequem. Aber er gehörte zu denen, die man in einem Leben nur einmal macht.

Nach langer Wartezeit, während der uns die Soldaten, von denen es überall wimmelte, eigentümliche Blicke zuwarfen — wir ahnten nicht, wie wir uns mit unſeren zerſchliſſenen Uniformen und den bleichen, ſchmalen Geſichtern von ihnen unterſchieden — begann die Fahrt, den Weg zurück, den wir einen Monat vorher unter ſo üblen Umſtänden gemacht hatten. Wir fuhren ſo durch das franzöſiſche Heer, das ein furchtbares Bild der Auflöſung bot. Nicht laut oder bewegt, ſondern unter dem Eindruck einer Niederlage, die noch allen wie ein böſer Traum erſchien, floß die Armee ſtumm und ſtumpf einfach auseinander. Der Anblick im Bahnhof von Lyon, wo wir inmitten der in den Gängen, auf dem Boden, auf den Bänken, unter den Tiſchen, auf den Tiſchen ſchlafenden Soldaten, die vor körperlicher und ſeeliſcher Erſchöpfung einfach nicht mehr weiter konnten, ein Teil der Nacht verbrachten, war erſchütternd. Eigentümlich mutete in der dumpf herumliegenden Maſſe ein arabiſcher Soldat an, der unbekümmert um alles, was geſchah, ſeine Schuhe ausgezogen hatte und, das Geſicht nach Mekka gewandt, die vorgeſchriebene Gebetsübung verrichtete. Überall herrſchte ein unbeſchreibliches Durcheinander, und auf jeden drückte wie eine Rieſenlaſt die nur langſam dämmernde Erkenntnis, daß Frankreich geſchlagen war, wie nie zuvor in ſeiner Geſchichte. Dabei waren die Ereigniſſe ſo blitzſchnell über das betörte Volk gekommen, daß es erſt nachträglich und ſtückweiſe dieſes Ausmaß der Kataſtrophe zu begreifen begann. —

Mit unſeren Bewachern, die uns längſt die Handſchellen gelöſt hatten, waren wir unterdeſſen in ein beſſeres Verhältnis gekommen. Da wir für die lange Fahrt nur ein kleines Brot empfangen hatten und ſonſt überhaupt nichts beſaßen, teilten ſie ſogar ihre Eßvorräte mit uns und wurden überhaupt in dem Maße zuſehends freundlicher, als wir uns der deutſchen Demarkationslinie näherten. Zu unſerem Erſtaunen erfuhren wir von den zornigen Beamten, daß die Engländer ſie nicht nur in Nordfrankreich im Stich gelaſſen, ſondern ihnen ſogar an der algeriſchen Küſte ein Teil der Flotte überfallen und verſenkt hatten. In jenen Stunden herrſchte bei vielen Franzoſen der Gedanke vor, daß die Kriegserklärung an Deutſchland ein Wahnſinn geweſen ſei und man ſich nicht mehr länger von den Engländern mißbrauchen laſſen dürfe, ſondern ſchleunigſt mit dieſer erſtaunlichen und unbegreiflichen deutſchen Macht verſtändigen müſſe.

Vom Morgen des 16. Juli ab hielt der Zug immer öfter, während uns die Stunden immer länger ſchienen. Am ſpäten Nachmittag rückte endlich Chalon an der Saône langſam näher. Nach dem Paſſieren der letzten franzöſiſchen Poſten hielt der Zug lange auf freier Strecke,

wobei außer uns alle Reiſenden ausſteigen mußten. Wir allein durften ſitzen bleiben, denn wir fuhren zu den Deutſchen.

Zu den Deutſchen!

Wir ſchauten und lachten uns an wie die Kinder. Und immer wieder waren wir verſucht, uns in die Backen zu kneifen, um ganz ſicher zu ſein, daß uns nicht ein Traum narrte und wir vielleicht wieder auf der ſchmalen Pritſche, in der engen, vergitterten Zelle als Gefangene aufwachten. Aber nein: es war alles echt und wirklich. Wir waren unſagbar glücklich. Weit zum Fenſter hinausgelehnt, wollte jeder den erſten deutſchen Soldaten ſehen.

Noch einmal wurde allerdings unſere Geduld, in der wir uns doch in ſo vielen, langen Monaten hatten üben können, während der letzten halben Stunde auf eine harte Probe geſtellt. Aber endlich polterte der Zug über die erſten Weichen von Chalon — und da ſtanden ſie, einer, noch einer und noch einer und immer mehr und überall, deutſche Poſten im Stahlhelm, die ſtolzeſten Soldaten der Welt ...

Was war alles, was uns in zehn, fünfzehn Jahren eines erbitterten politiſchen Kampfes begegnet war, was waren alle Sorgen und Mißhelligkeiten des Widerſtandes, alle Angriffe und Verfolgungen gegen das Erlebnis dieſer einen Minute, wo unſer Zug langſam an den prächtigen, grauen Geſtalten der Sieger im Bahnhof Chalon weit in Burgund vorüberglitt!

Als er hielt, fragte eine laute Stimme: „Sind keine politiſchen Gefangenen hier?" Und als wir ebenſo laut und froh antworteten und herausſtürzten, lagen wir unſerem Landsmann, dem Dichter Oskar Wöhrle, in den Armen, der ſich noch einmal freiwillig gemeldet und mit dem Sonderkommando nach uns geſucht hatte „Gott verd... häm'mer ejch andli!!" rief unſer Kamerad jedem von uns mit einer unverfälſcht oberelſäſſiſchen Anrede beim Namen, die allein ſeiner herzlichen Freude Ausdruck zu geben vermochte. Die franzöſiſchen Gendarmen hatten mit einiger Unruhe die erſten Deutſchen vom Zugfenſter aus beobachtet und dann verdutzt dieſer Begrüßung beigewohnt. Aber ſie folgten uns willig und gern — wo die Rollen etwas verſchoben waren.

Auf dem Wege zur Kommandantur erfuhren wir als erſtes, daß die anderen elſäſſiſchen Kameraden ſchon am Tage zuvor wohlbehalten angekommen waren. Von Lyon ab waren ſie damals über Avignon in ein entlegenes Gefängnis im Zentralmaſſiv geſchleppt worden, konnten aber von den deutſchen Behörden eher entdeckt werden als wir. Daher war auch gerade in den letzten Tagen die Frage nach unſerem Schickſal wieder akut geworden. Die Kameraden ſtaken ſchon in ſchönen Zivilkleidern, ſo daß wir letzten vier uns doppelt ſchäbig von ihnen abhoben. In den Geſichtern allerdings glichen ſie uns ſehr.

Als uns Major Dehmel empfing und ich auf Wunſch der Bewacher,

die jetzt nur noch Begleiter waren, dieſem „Commandant" beſtätigte, daß ſie uns anſtändig behandelt hatten, knallte zu unſerem ſtillen Vergnügen einer der Gendarmen, der offenbar in der letzten halben Stunde viel gelernt hatte, die Hacken ſo zuſammen, wie gewiß nie zuvor in ſeinem Leben. Das war unſere letzte Berührung mit dem Machtapparat Frankreichs, den wir über zwanzig Jahre ſo eng um uns geſpürt hatten ...

Die beiden Vertreter der „Maréchaussée" wurden dann noch gut bewirtet und trennten ſich, wie ich glaube, ſchwer angeheitert und ohne ungute Gefühle von uns.

9.

Wir ſelbſt allerdings ſetzten uns mit eigenartigen Gefühlen nach faſt einem Jahr wieder an einem Tiſch, der mit weißem Tuch bedeckt war und auf dem ſaubere, weiße Porzellanteller anſtatt der verbeulten, ſchmutzigen Blechnäpfe ſtanden. Wir griffen zögernd nach dem Löffel, den wir nicht zuvor mit einem Stück Brot auswiſchen mußten. Die Gabeln kamen uns eigenartig vor, denn ſie hatten wir nie mehr geſehen. Und daß wir den Napf nicht nach rauhem Kommando irgendwo ſchnell in Empfang nehmen mußten, ſondern daß uns mehrere Platten von ſtillen und würdevollen Kellnern höflich gereicht wurden, wollte uns zu ſonderbar erſcheinen. Dann gab es ſogar Wein aus Gläſern zu trinken — fürwahr eine unwirkliche Welt!

In Chalon erfuhren wir ſchon — danach ging natürlich unſere erſte Frage — daß die Heimat wie durch ein Wunder im großen und ganzen ohne Schaden durch den Krieg gekommen war, daß Straßburg und das Münſter unverſehrt waren, und wie die neue deutſche Verwaltung eingerichtet werde: daß das Elſaß mit Baden und Lothringen mit der Saarpfalz zuſammengeſchloſſen ſeien. Zum erſtenmal hörten wir auch zuſammenhängend, wie der Krieg bisher verlaufen war und insbeſondere der Feldzug im Weſten ſich vollzogen hatte.

Aber alle trieb es weiter — dem Elſaß zu, wo die Angehörigen hoffentlich gut das Unwetter überſtanden hatten. Noch einmal beſtiegen wir den großen Autobus. Aber unter welch ganz anderen Umſtänden dieſes Mal! Nach kurzem Aufenthalt in Dijon, wo man für eine Mark erſtaunlich viele Franken bekam, die Geſchäfte aber die Konjunktur längſt begriffen hatten — entgegen aller Propaganda raubte und ſtahl der deutſche Soldat nicht, ſondern bezahlte, was er kaufte und betrug ſich überhaupt wie ein geſitteter Europäer — paſſierten wir in der Abenddämmerung die elſäſſiſche Grenze im Sundgau.

Wir waren daheim!

Wir waren aus einer Lage, die nach menſchlichem Ermeſſen hoffnungslos erſcheinen mußte, befreit und erlöſt und wußten wohl, daß ſich wie an der Heimat im großen auch an uns im kleinen ein Wunder voll-

zogen hatte, daß wir der deutſchen Wehrmacht und dem Führer buchſtäblich unſer Leben verdankten.

Als wir auf „Drei Ähren", von wo der Blick weit über dieſes einzig ſchöne Land Elſaß und hinüber bis an den Schwarzwald geht, ſpät abends Dr. R. Ernſt und alte Freunde wiederſahen, konnten wir uns nur ſtumm und ergriffen die Hand ſchütteln. Dann ſaßen wir ſchweigſam im Saal, den wenige Tage vorher noch lauter franzöſiſche Generale als deutſche Gefangene gefüllt hatten, und trugen zum letztenmal die fremde Uniform, die — ein Sinnbild — uns zum Sträflingskleid geworden war. Nun waren wir allein, für uns, unter Deutſchen. Die lange Nacht vorbei.

Am anderen Tag brachte mir meine Frau unſer viertes Kind. Treue Kameraden hatten ſie beim Zuſammenbruch aus Frankreich zurückgeholt und in der Nähe des Vogeſenkammes geborgen. Dort verbrachte ſie die letzte Nacht vor dem Eintreffen der Deutſchen mit den kleinen Kindern im Wald, in dem links und rechts von ihnen die Äſte unter dem Feuer der franzöſiſchen Artillerie ſplitterten und niederkrachten. Sie war unverändert, nur in einem Jahr ergraut. Als ſie mir den halbjährigen Jungen entgegenreichte, den ich noch nie geſehen hatte, ward mir deutlich, daß der neue Tag begann. —

9. Ausklang

Dieſes Buch gehört meinen Kameraden der Elſaß-lothringiſchen Jungmannſchaft. So will ich mich am Ende noch einmal an ſie wenden.

Meine Kameraden!

Aus unſerer politiſchen Vergangenheit möchten wir kein Erlebnis miſſen. Am wenigſten das Erlebnis der etwas ſchwierigeren Zeit von Auguſt 1939 bis Juli 1940.

Von Oktober bis März ſchrieb ich damals einen Brief an meine Söhne, in dem ich auf wenigen Seiten zuſammenfaßte, was mir für einen Mann in dieſem Leben weſentlich zu ſein ſchien. In einer Zeit, wo die Blüte der Nation in unvergleichlichem Heldentum auf den Schlachtfeldern die höchſten Opfer bringt, darf ich vielleicht aus jenem Teſtament dieſen Auszug für euch, meine alten Kameraden, wiedergeben:

„... Zu einem Volke gehört man nicht, um auf ſeinem Rücken zu ſchmarotzen, und der Staat iſt nicht dazu da, daß jeder Bürger immer nur ſeine Anſprüche bei ihm anmeldet, ſondern unſerem Volke wie unſeren Eltern verdanken wir ſoviel, daß wir unſere Schuld nie abtragen können, und der Staat verdient dieſen Namen nur dann, wenn jeder ſtets etwas für ihn zu leiſten bereit iſt.

Das Vaterland iſt wie eine Mutter. Auch von ihm haben wir nie etwas zu fordern. Immer nur dürfen wir es lieben und ihm geben. Und, meine Söhne, allezeit iſt geben ſeliger denn nehmen!

Nur der hat zutiefſt erfahren, was das Vaterland iſt, der es ſich mit bitterer Seelenqual und Opfern innerlich ein zweites Mal errungen hat. Ich glaube zu wiſſen, was das Vaterland iſt. Und ſo wahr ihr meine Söhne ſeid, muß auch mein Vaterland euer Vaterland ſein ...“

In der ſtillen Zelle habe ich gelernt, das Wichtige vom Unwichtigen zu unterſcheiden.

Meine Kameraden!

Über dem Einzelnen ſteht das Ganze! Auf dieſer Erde iſt nur eines weſentlich für uns, alles andere daneben unweſentlich. Dieſes eine umfaßt für uns das Kleinſte und Größte, das Winzige und Gewaltige, das Helle und Dunkle, das Strahlende und Wärmende, das Liebenswerte und immer Gute, Leid und Glück, Hoffnung und Stolz und Sieg, unſer aller ganzes Leben: Deutſchland!